Die Elenden

von

Victor Hugo.

Deutsch von Wilhelm Schroers.

Vierter Theil: Die Idylle in der Rue Plumet und die Epopee in der Rue St. Denis.

(Achter Band.)

Mülheim a. d. Ruhr, 1862.
Verlag von Julius Bagel.

Gedruckt bei F. H. Nieten in Duisburg.

Achtes Buch.

Entzücken und Trübsal.

I.

Volles Licht.

Der Leser wird es sich leicht denken können, daß Eponine, nachdem sie durch das Gitter die Bewohnerin des Hauses in der Straße Plumet, wohin Magnon sie geschickt, erkannt, damit begonnen hatte, die Banditen von dort fern zu halten, daß sie später Marius dorthin geführt hatte, und daß dieser, nach einigen Tagen der größten Aufregung, vor diesem Gitter durch dieselbe Kraft, welche das Eisen zum Magnet und den Verliebten zu den Sternen hinzieht, aus welchen das Haus erbaut ist, welches die, die er liebt, bewohnt, endlich in den Garten Cosette's eingetreten war, wie Romeo in den Garten Juliens. Dies war ihm sogar leichter geworden wie Romeo; Romeo hatte eine Mauer übersteigen müssen, Marius hatte nur nöthig gehabt, einen jener Stäbe in dem alten Gitter loszumachen, welcher, wie ein Zahn in dem Munde alter Leute, in der verrosteten Gittereinfassung hin- und her wackelte. Marius war schlank und konnte also ohne alle Mühe durch.

Da eines Theils niemals Jemand in der öden Straße zu sehen war, und andern Theils Marius auch nur des Nachts dorthin ging, so durfte er unbesorgt sein, bemerkt zu werden. Von dieser gesegneten heiligen Stunde an, wo ein Kuß diese beiden Seelen miteinander verlobt hatte, kam Marius alle Abende. Wäre Cosette in diesem Augenblicke in die Liebe eines Mannes hineingefallen, der leichtsinnig und wenig gewissenhaft war, so wäre sie verloren gewesen; denn es gibt hochherzige Naturen, die sich hingeben, und zu dieser gehörte Cosette. Eine der edlen Eigenschaften einer Frau ist, sich hinzugeben. Auf dieser Höhe, wo die Liebe absolut ist, complicirt sie sich durch ein, man weiß nicht welches, Blindmachen der Schamhaftigkeit. Aber welchen Gefahren seid Ihr ausgesetzt, Ihr edlen Seelen! Oft gebt

Ihr das Herz und wir nehmen den Körper. Euer Herz bleibt Euch und Ihr betrachtet es im Dunklen. Die Liebe kennt keinen Mittelweg; entweder sie vernichtet oder sie rettet. In diesem Dilemma liegt das ganze menschliche Geschick. Dieses Dilemma: Untergang oder Heil, stellt kein Unfall so unerbittlich, wie die Liebe. Liebe ist Leben, wenn sie nicht Tod ist. Wiege — aber auch Sarg. Dasselbe Gefühl sagt Ja und Nein im menschlichen Herzen. Von allen Dingen, die Gott erschaffen hat, strömt aus dem menschlichen Herzen das meiste Licht; aber leider auch die meiste Nacht.

Gott wollte, daß die Liebe, welcher Cosette begegnete, eine von denen war, welche retten.

Während des ganzen Monats Mai im Jahre 1832 trafen sich in diesem armen, verwilderten Garten, unter diesem täglich mehr duftenden und täglich dichter werdenden Gebüsch jede Nacht zwei Wesen voller Keuschheit und Unschuld, über die sich alle Wonne des Himmels ergoß, näher den Erzengeln stehend, wie den Menschen, rein, ehrenhaft, trunken, strahlend; zwei Wesen, die für einander in dieser Finsterniß erglänzten. Für Cosette hatte Marius eine Krone, für Marius hatte Cosette einen Strahlenkranz. Sie berührten sich, sie nahmen ihre Hände, sie drängten sich eins an das andere; aber es war ein Zwischenraum zwischen ihnen den sie nicht überschritten. Nicht etwa, weil sie ihn achteten; nein, sie kannten ihn nicht. Marius fühlte eine Schranke, die Reinheit Cosette's; Cosette fühlte einen Schutz, die Ehrenhaftigkeit Marius'. Ihr erster Kuß war auch ihr letzter gewesen. Marius hatte später höchstens mit den Lippen ihre Hand, ihr Tuch, oder eine Locke ihres schönen Haares berührt. Cosette war für ihn ein süßer Duft, aber nicht ein Weib. Er athmete sie ein. Sie verweigerte nichts und verlangte nichts. Cosette war glücklich, Marius war befriedigt. Sie lebten in diesem glücklichen Zustande, den man die Blendung einer Seele durch eine Seele nennen könnte. — Es war diese unvergeßliche erste Umarmung zweier Jungfräulichkeiten, ein Ideal. Zwei Schwäne, welche sich auf der „Jungfrau" begegneten.

In dieser Stunde der Liebe, diese Stunde, in welcher die Sinnlichkeit vollständig unter der Allmacht des Entzückens verstummt, hätte der reine, seraphische Marius eher eine Buhlerin besuchen, als das Kleid Cosette's nur bis zum Knöchel erheben können. Nur einmal beim Mondschein, als Cosette sich zur Erde niederbeugte, um etwas aufzuheben, öffnete sich ihr Mieder und ein Theil ihrer Schultern wurde sichtbar. Marius wandte das Auge ab.

Was ging nun eigentlich zwischen diesen beiden Wesen vor? Nichts. Sie beteten sich an.

Des Nachts, wenn sie zusammen waren, schien dieser Garten

ein lebender, geheiligter Ort geworden zu sein. Alle Blumen um sie her öffneten sich und sandten ihnen ihre Wohlgerüche; und sie öffneten ihre Seelen und ergossen sich über die Blumen. Die üppige, kräftige Vegetation erzitterte voller Entwickelungskraft und Trunkenheit rings um diese beiden unschuldigen Wesen und sprachen Liebesworte zu ihnen, vor denen die Bäume erbebten.

Was waren das für Worte? Hauche; nichts weiter. Diese Hauche genügten, um diese ganze Natur zu verwirren und zu erregen. Eine magische Macht, die man kaum verstehen würde, wenn man in einem Buche diese Plaudereien läse, welche bestimmt zu sein scheinen, wie ein Rauch durch den Wind unter den Blätter fortgetragen und zerstreut zu werden. — Nehmt diesem Gemurmel zweier Liebenden diese aus der Seele strömende Melodie, welche sie wie eine Lyra begleitet, so ist das was übrig bleibt, nur ein Schatten; Ihr sagt Euch selbst: Was, weiter ist es nichts, wie das! Ja wohl, Kindereien, Wiederholungen, Lachen über nichts, unnützes Reden, Spielereien, Alles was es in der Welt nur Erhabenes und Tiefes gibt! Die einzigen Sachen, welche der Mühe werth sind, gesagt und gehört zu werden.

Aber der Mensch, welcher diese Spielereien, diese werthlosen Kleinigkeiten niemals gehört, niemals ausgesprochen hat, ist entweder ein Dummkopf oder ein schlechter Mensch.

Cosette sagte zu Marius:

Weißt Du . . . .

(Sie hatten sich in dieser himmlischen Jungfräulichkeit und ohne daß es dem Einen oder dem Anderen möglich gewesen wäre, zu sagen, wie es gekommen sei, Du genannt.)

Weißt Du; ich heiße Euphrasie.

Euphrasie? Nein, Du heißt Cosette.

Oh, Cosette ist ein häßlicher Name, den man mir gegeben hat, als ich klein war. Mein wahrer Name ist Euphrasie. Liebst Du den Namen Euphrasie nicht?

O ja . . . aber Cosette ist nicht häßlich.

Hast Du den Namen lieber, wie Euphrasie?

Ja . . . eigentlich. . . .

Dann habe ich ihn auch lieber. Es ist wahr, es ist ein hübscher Name, Cosette. Nenne mich Cosette.

Und das Lächeln, mit welchem sie ihre Worte begleitete, machte aus diesem Gespräche eine himmlische Idylle.

Ein andermal sah sie ihn scharf an und rief: hören Sie mein Herr, Sie sind schön, Sie sind allerliebst, Sie haben Geist, Sie sind durchaus nicht dumm, Sie sind viel gelehrter wie ich; aber bei dem Worte: ich liebe Dich — nehme ich es doch mit Ihnen auf.

Und Marius glaubte im vollen Himmelsblau eine durch einen Stern gesungene Strophe zu hören.

Oder sie gab ihm wohl einen leisen Schlag, weil er hustete, und sagte zu ihm: Husten Sie nicht, mein Herr; ich will nicht, daß man bei mir ohne meine Erlaubniß hustet. Es ist sehr häßlich zu husten und mich zu beunruhigen. Ich will, daß Du Dich wohl befinden sollst, denn wenn Du nicht wohl wärst, so würde ich sehr unglücklich sein. Was soll ich denn dann machen?

Und dies Alles war ganz einfach göttlich.

Einmal sagte Marius zu Cosette:

Denke Dir, ich habe eine Zeit lang geglaubt, daß Du Usrula hießest.

Hierüber lachte sie den ganzen Abend.

Einmal begegnete es ihm mitten in einer solchen Plauderei zu sagen:

Eines Tages hätte ich im Luxembourg beinahe einen Invaliden umgerannt.

Er brach aber kurz ab und ging nicht weiter. Er hätte mit Cosette von ihrem Strumpfbande sprechen müssen, und das wahr ihm unmöglich. Es war ein unbekannter Zusammenstoß in ihm: das Fleisch, vor welchem mit einer Art heiliger Scheu diese ungeheure Liebe zurückwich.

Marius stellte sich das Leben mit Cosette nur so vor: alle Abend nach der Straße Plumet kommen, die gefällige Stange in dem Gitter des Präsidenten etwas verschieben, Seite an Seite auf dieser Bank sitzen, durch die Bäume das Funkeln der beginnenden Nacht betrachten, seine Knie etwas mit dem weiten Kleide Cosette's zu bedecken, mit den Nägeln ihrer Finger spielen, sie Du nennen, Einer nach dem Andern den Duft derselben Blumen einathmen, für immer, bis in die Unendlichkeit. — Während dieser Zeit gingen die Wolken über ihrem Haupte hin. Jedesmal, wenn der Wind weht, führt er mehr Träume der Menschen, als Wolken des Himmels mit sich fort.

Man muß aber nicht glauben, daß diese keusche, fast wilde Liebe ohne alle Galanterie war; o nein! derjenigen, die man liebt, „Complimente machen", ist die erste Art, sie zu liebkosen; eine halbe Kühnheit, die sich versucht. Das Compliment ist ein Kuß durch einen Schleier. Die Sinnlichkeit, obgleich sie sich ganz verbirgt, ist dabei doch mit im Spiele. Vor der Sinnlichkeit tritt das Herz zurück, um besser zu lieben. — Die Liebkosungen von Marius, wenngleich gesättigt von Chimären, waren doch azurblau gefärbt. Wenn die Vögel dort oben neben den Engeln fliegen, so müssen sie diese Worte hören. Und doch mischten sich Leben, Menschlichkeit, alles

Positive, dessen Marius fähig war, hinein. Es war das, was man in der Grotte sagt, das Vorspiel von dem, was man im Kämmerchen sagen wird, ein lyrischer Erguß, Strophe und Sonnett mit einander gemischt, mit einem Worte ein unaussprechliches und unvergeßliches Gezwitscher des Herzens zum Herzen.

Wie schön bist Du, murmelte Marius; ich wage es nicht, Dich anzusehen; das macht, weil ich Dich betrachte. Du bist eine Grazie. Ich weiß nicht, wie mir ist. Dein Kleid, die Spitze Deines Schuhes, wenn sie vorübergeht, macht mich verwirrt. Und welches bezaubernde Licht, wenn Dein Gedanke sich öffnet! Du sprichst zum Erstaunen vernünftig. Zuweilen kommst Du mir vor, als seist Du nur ein Gedanke. Sprich, ich horche auf Dich, ich bewundere Dich. O, Cosette, wie sonderbar, wie reizend ist es; ich bewundere Dich. Fräulein, Sie sind anbetungswürdig. Ich studire Deine Füße mit dem Microscop, Deine Seele mit dem Telescop.

Und Cosette antwortete:

Ich liebe Dich jeden Augenblick seit jenem Morgen immer etwas mehr.

Fragen und Antworten gingen, wie sie konnten, in diesen Gesprächen hin und her und trafen zuletzt stets in einem Punkte: der Liebe — zusammen, wie die kleinen Sternchen des Hollunders in dem Stengel.

Die ganze Person Cosettes war Naivität, Ungezwungenheit, Durchsichtigkeit, Weiße, Reinheit, Strahl. Man hätte von Cosette sagen können, sie sei klar. Sie machte auf den, der sie sah, den Eindruck des April und des Tagesanbruchs. Es war Thau in ihrem Auge. Cosette war eine Verdichtung von Morgenlicht in Gestalt einer Frau.

Es war ganz einfach, daß Marius, indem er sie anbetete, sie bewunderte. In Wahrheit aber plauderte diese frisch aus dem Kloster hervorgegangene Pensionärin mit außerordentlichem Scharfsinn und sagte zuweilen allerhand wahre, treue reizende Worte. — Ihr Geschwätz war Unterhaltung. Sie täuschte sich über nichts und sah sehr richtig. Die Frau fühlt und spricht mit dem zarten Instinkt des Herzens, dieser Untrüglichkeit. Niemand kann von einer Frau zu gleicher Zeit liebliche und tiefe Dinge sagen. Lieblichkeit und Tiefe, das ist die ganze Frau, der ganze Himmel.

Bei dieser vollen Glückseligkeit kommen ihnen jeden Augenblick die Thränen in die Augen. Ein todtgetretenes Marienwürmchen, eine aus einem Nest herabgefallene Feder, ein abgebrochener Zweig rührte sie und ihn, und ihr ganz leise mit Melancholie getrübtes Entzücken, schien nichts weiter zu verlangen, als zu weinen. Das höchste Zeichen der Liebe ist eine zuweilen fast unerträgliche Rührung.

Und bei diesem Allen — und diese Widersprüche sind das Beispiel der Liebe — lachten sie gern mit einer hinreißenden Freiheit, und so ungezwungen, daß sie oft wie zwei Knaben waren. Aber die nicht zu vergessende Natur ist, solchen von Keuschheit trunkenen Herzen selbst unbewußt, immer da. Sie ist da mit ihrem thierischen und erhabenen Zweck und wie groß auch die Unschuld der Seelen immer sein mag, man empfindet in dem züchtigsten Zusammensein immer die anbetungswürdige, geheimnißvolle Schattirung, welche ein Paar Liebende von ein Paar Freunden trennt.

Sie vergötterten sich.

Das Bleibende und Unveränderliche besteht. Man liebt sich, man lächelt sich zu, man lacht, man wirft sich Kußhändchen zu, man legt die Finger der Hände durcheinander, man dutzt sich und das Alles hindert die Ewigkeit nicht. Zwei Liebende verbergen sich des Abends in der Dämmerung, in dem Unsichtbaren, mit den Vögeln, mit den Rosen, sie bezaubern sich in der Dunkelheit mit ihren Herzen, die sie in ihre Augen legen, sie murmeln, sie flüstern und während dessen füllen ungeheure Schwankungen der Gestirne das Unendliche.

II.

Der Taumel des vollkommenen Glückes.

Sie waren da, unbestimmt, verwirrt von Glück. Sie wußten nichts von der Cholera, welche gerade in diesem Monat Paris decimirte. Sie hatten sich alles anvertraut, was sie nur wußten; aber das war nicht viel mehr, als ihre Namen. Marius hatte Cosette gesagt, daß er eine Waise sei, daß er Marius Pontmercy heiße, daß er Advokat sei, daß er davon lebe, für den Buchhändler zu schreiben, daß sein Vater Oberst und ein Held gewesen und daß er sich mit seinem Großvater, der reich sei, überworfen habe.

Er hatte ihr auch einmal gesagt, daß er Baron sei; das hatte aber keinen Eindruck auf Cosette gemacht. Marius Baron? das hatte sie nicht verstanden. Sie wußte nicht, was das Wort bedeutete. Marius war Marius. Sie hatte ihm dagegen anvertraut, daß sie im Kloster Petit-Picpus erzogen, daß ihre Mutter todt sei, daß ihr Vater Fauchelevent heiße, daß er sehr gut sei, den Armen viel gebe, daß er aber selbst arm sei und sich Alles entziehe, um ihr nichts zu entziehen.

Wunderbar! In dieser Art von Symphonie, in welcher Marius lebte, seitdem er Cosette sah, war ihm die Vergangenheit, selbst die nächste, so verwirrt, so fern geworden, daß das, was Cosette ihm sagte, ihn vollkommen befriedigte. Er dachte nicht einmal daran, ihr von dem nächtlichen Abenteuer in der Hütte, von Thénardier, von

dem Brennen und von dem eigenthümlichen Verhalten und der sonderbaren Flucht ihres Vaters zu erzählen.

Marius hatte dies für den Augenblick ganz vergessen; er wußte des Abends oft nicht mehr, was er des Morgens gethan, wo er gefrühstückt, mit wem er gesprochen hatte; ihm tönten Gesänge ins Ohr, welche ihn für jeden andern Gedanken taub machten; er lebte nur in den Stunden, wo er Cosette sah. Und da er dann im Himmel war, so war es sehr natürlich, daß er die Erde vergaß. Beide ertrugen mit einer Art von Schwäche das unbeschreibliche Gewicht der unmateriellen Wollüste. So leben die Somnambulen, welche man die Verliebten nennt.

Wer hat nicht alle diese Dinge selbst erprobt? Weshalb kommt eine Stunde, wo man aus diesem heraustritt und weshalb dauert das Leben nachher noch fort?

Lieben ersetzt beinahe das Denken. Die Liebe ist ein brennendes Vergessen alles Uebrigen. Verlange doch Jemand Logik von der Leidenschaft. Es gibt im menschlichen Herzen nicht mehr absolut logischen Zusammenhang, als es in dem himmlischen Mechanismus eine vollkommene geometrische Figur gibt. Für Cosette und Marius gab es nichts als Marius und Cosette. Das ganze Weltall um sie her war in einen Schlund versunken. Sie lebten in einer goldenen Minute. Es war nichts vor, nichts hinter ihnen. Kaum dachte Marius daran, daß Cosette einen Vater hatte. In seinem Gehirn war die Leere des Geblendetseins.

Und wovon sprachen denn die Liebenden? Wir haben es gehört, von Blumen, von Schwalben, vom Sonnenuntergange, vom Aufgange des Mondes, von allen wichtigen Dingen. Sie hatten sich Alles gesagt, ausgenommen Alles. Das Alles des Verliebten ist das Nichts. Aber der Vater, die Wirklichkeiten, diese Kammer, diese Banditen, dieses Abenteuer, wozu war das? Und war es denn wohl ganz sicher, daß dieser Alp wirklich existirt hatte? Sie waren ihrer zwei, sie beteten sich an; außer diesem gab es nichts. Alles Uebrige war nicht da. Es ist wahrscheinlich, daß dieses sich Verwischen der Hölle hinter uns, in den Eintritt in das Paradies mit einbegriffen ist. Hat man Dämonen gesehen? Gibt es überhaupt welche? Hat man gezittert? Hat man gelitten?

Man weiß nichts von alledem. Eine rosige Wolke liegt darüber.

So lebten diese beiden Wesen, sehr hoch, mit aller Unwahrscheinlichkeit, welche es in der Natur gibt; nicht im Nadir, nicht im Zenith, zwischen dem Menschen und dem Seraphim, über dem Schmutz, unter dem Aether, in den Wolken; kaum Fleisch und Bein, Seele und Entzücken vom Kopf bis zu den Füßen; schon zu erhaben, um auf der Erde zu wandeln, noch zu sehr mit der Mensch-

lichkeit belastet, um im Blau zu verschwinden; schwebend, wie Atome, die den Niederschlag erwarten! anscheinend außerhalb des Geschicks, nichts wissend von diesem Geleise, gestern, heut, morgen; verwundert, halb bewußtlos, schwimmend; in gewissen Augenblicken erleuchtet genug zur Flucht in das Unendliche; fast bereit zum Fluge in die Ewigkeit.

So schliefen sie wachend in diesem Schaukeln. O, glänzende Lethargie des von dem Ideellen niedergedrückten Realen! So schön Cosette auch war, zuweilen schloß Marius die Augen vor ihr. Mit geschlossenen Augen betrachtet man die Seele am Besten.

Marius und Cosette fragten sich nicht, wohin das führen würde. Sie betrachteten sich als angekommen. Es ist ein eigenes Verlangen der Menschen, zu wollen, daß die Liebe sie irgendwo führen soll.

III.

Beginn des Schattens.

Jean Valjean ahnte nichts von diesem Allen.

Cosette, etwas weniger schwärmerisch, wie Marius, war heiter, und das war genug für Jean Valjean, um glücklich zu sein. Die Gedanken, mit denen Cosette sich beschäftigte, diese zärtliche Schüchternheit, das Bild Marius, welches ihre Seele füllte, raubten der unvergleichlichen Reinheit ihrer keuschen, schönen Stirn nichts. Sie war in dem Alter, in welchem die Jungfrau ihre Liebe gerade so trägt, wie der Engel seine Lyra. Jean Valjean war also ruhig. Und überdies, wenn zwei Liebenden sich verstehen, so geht es immer gut. Der Dritte, welcher ihre Liebe stören könnte, wird durch eine vollkommene Blindheit, durch eine kleine Anzahl von Vorsichtsmaßregeln, welche immer dieselben bei allen Verliebten sind, zurückgehalten. Daher hatte Cosette auch niemals eine Einwendung gegen Jean Valjean. Wollte er spazieren gehen: Ja, Väterchen. Wollte er zu Hause bleiben: Sehr wohl. Wollte er den Abend bei Cosette zubringen: Sie war glücklich darüber. Da er immer pünktlich um 10 Uhr Abends fortging, so kam Marius dann immer erst nach dieser Stunde in den Garten, wenn er in der Straße hörte, daß Cosette die Glasthüre des Perrons aufmachte. Es versteht sich von selbst, daß man am Tage Marius niemals begegnete. Jean Valjean dachte nicht einmal mehr daran, daß Marius auf der Welt war. Nur einmal, es war eines Morgens, sagte er zu Cosette: Sieh, wie weiß Du auf dem Rücken bist! — Sie war am Abend gegen die Mauer gestreift.

Die Toussaint, welche sehr frühe zu Bette ging, dachte, wenn

sie ihre Arbeit gemacht hatte, nur an den Schlaf und wußte eben so wenig etwas, wie Jean Valjean.

Marius setzte nie einen Fuß in das Haus. Wenn er bei Cosette war, so verbargen sie sich in einer Vertiefung dicht bei der Treppe, damit sie von der Straße aus weder gesehen, noch gehört werden konnten und begnügten sich sehr oft statt aller Unterhaltung damit, sich in einer Minute zwanzigmal die Hand zu drücken und sich und die Zweige der Bäume anzusehen. In solchen Augenblicken hätte es 30 Schritte von ihnen einschlagen können, sie würden es nicht bemerkt haben, so sehr war Jeder von ihnen in die Träumerei des Andern versunken.

O, diese klare Reinheit, diese ganz weißen, fast ganz gleichen Stunden! Diese Art Liebe ist eine Sammlung von Lilienblättern und Taubenfedern.

Zwischen ihnen und der Straße lag der ganze Garten. So oft Marius hinein- oder herausging, brachte er jedesmal sorgfältig die Stange im Gitter wieder in Ordnung, so daß durchaus keine Verrückung an derselben zu bemerken war.

Gewöhnlich ging er gegen Mitternacht fort und zu Courfeyrac zurück. Dieser sagte zu Bahorel:

Wirst Du es wohl glauben? Marius kommt jetzt immer erst gegen 1 Uhr Morgens zu Hause.

Warum denn nicht. In jedem Seminaristen ist immer eine Petarde.

Zuweilen kreuzte Courfeyrac die Arme, machte ein ernstes Gesicht und sagte zu Marius:

Junger Mann, Sie werden sich schaden.

Courfeyrac, ein praktischer Mensch, gab nicht viel auf diesen Abglanz eines unsichtbaren Paradieses bei Marius; er kannte die nicht herausgegebenen Leidenschaften sehr wenig; sie machten ihn ungeduldig und er forderte Marius zuweilen auf, zu dem Reellen zurückzukehren. Eines Morgens hielt er ihm folgende belehrende Ermahnung:

Mein Lieber, Du machst auf mich zuweilen den Eindruck als wärest Du im Monde, Königreich der Träume, Provinz der Täuschungen, Hauptstadt Seifenblase. Nun sei mal vernünftig: wie heißt sie? Aber nichts konnte Marius zum Sprechen bringen. Man hätte ihm eher die Nägel abreißen können, als ihm eine der drei „geheiligten Silben“ entreißen, aus denen der Name „Cosette“ zusammengesetzt war. Wahre Liebe ist leichter, wie die Morgenröthe, und schweigsam, wie das Grab. Für Courfeyrac hatte sich in Marius nur das geändert, daß sein Schweigen strahlend war.

Während dieses süßen Maimonates genossen Marius und Cosette folgendes Glück:

Sich zanken und sich Sie nennen, blos um nachher desto besser Du sagen zu können.

Lange und über die größten Kleinigkeiten von Leuten sich zu unterhalten, die sie nicht im Geringsten interessirten; wieder ein Beweis, daß in dieser reizenden Oper, die man Liebe nennt, es auf den Text gar nicht ankommt.

Marius hörte Cosette von ihrem Putz; — Cosette hörte Marius über Politik sprechen.

Knie an Knie sitzend, die Wagen in der Straße Babylon vorüberfahren hören.

Denselben Stern am Himmel, oder denselben Leuchtwurm im Grase betrachten.

Zusammen schweigen, ein noch viel größerer Genuß als zusammen plaudern; u. s. w., u. s. w. Indessen trafen doch mehrere Umstände zusammen.

Eines Abends ging Marius über den Boulevard der Invaliden zu seinem Rendezvous; er ging gewöhnlich mit niedergebeugtem Kopfe. Als er eben um die Ecke der Straße Plumet biegen wollte, hörte er, daß Jemand dicht neben ihm sagte:

Guten Abend, Herr Marius!

Er hob den Kopf in die Höhe und erkannte Eponine. Dies machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Er hatte seit dem Tage, wo sie ihn nach der Straße Plumet geführt, nicht ein einziges Mal an dieses Mädchen gedacht, er hatte sie nicht wiedergesehen, sie war seinem Gedächtnisse ganz entschwunden. Er war ihr nur Erkenntlichkeit schuldig, er dankte ihr sein jetziges Glück und doch genirte es ihn, ihr zu begegnen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß eine reine und glückliche Leidenschaft den Menschen zu einem Zustande der Vollkommenheit leitet; sie führt ihn, wie wir bereits gesagt haben, nur zu einem Zustande der Vergessenheit. In dieser Lage vergißt der Mensch, böse zu sein; — aber er vergißt auch, gut zu sein.

Erkenntlichkeit, Pflicht, wesentliche und unangenehme Erinnerungen, Alles verwischt sich. Zu jeder anderen Zeit wäre Marius ein Anderer gegen Eponine gewesen. Ganz und gar durch Cosette in Anspruch genommen, und eigentlich nur in ihr lebend, hatte er nicht einmal daran gedacht, daß diese Eponine Thénardier hieß und daß sie einen Namen führte, der in dem Testament seines Vaters stand, einen Namen, für den er noch vor wenigen Monaten sich ganz geopfert haben würde.

Wir schildern hier Marius ganz wie er war. Selbst sein Va-

ter verschwand unter dem Glanze seiner Liebe ein wenig in seinem Herzen. Er antwortete mit einiger Verlegenheit: Ach, Sie sind es, Eponine!

Weshalb nennen Sie mich Sie? Habe ich Ihnen etwas gethan?

Nein, antwortete er.

Und er hatte auch wirklich nichts gegen sie. Im Gegentheil. Aber er fühlte, daß er nicht anders handeln könne. Jetzt, wo er Cosette Du nannte, mußte er Eponine Sie nennen.

Als er schwieg, rief sie: Aber, sagen Sie einmal . . . .

Dann schwieg sie. Es schien, als ob dieser sonst so sorglosen, kecken Person die Worte fehlten. Sie versuchte zu lächeln und begann aufs Neue: Nun?

Dann schwieg sie wieder und schlug die Augen nieder.

Guten Abend, Herr Marius, sagte sie plötzlich, wandte sich rasch um und ging.

IV.

Cab roule auf Englisch und Jappe auf Rothwälsch.

Am folgenden Tage, — es war der 3. Juni, der 3. Juni 1832, ein Datum, das, wegen der gewitterschwangern Wolken, die damals den Pariser Horizont verdüsterten, unvergeßlich bleibt — als Marius, bei hereinbrechender Nacht, denselben Weg wie Tags zuvor, mit dem gleichen Entzücken verfolgte, begegnete er zwischen den Bäumen des Boulevards, Eponine. Zwei Tage hinter einander war ihm ein Bischen zu viel. Eiligst drehte er sich um, verließ den Boulevard, einen andern Weg einschlagend, und ging durch die Rue Monsieur in die Rue Plumet.

Eponine that, was sie sich bisher noch nicht erlaubt hatte: sie folgte ihm bis in die Rue Plumet, das heißt, sie ging ihm nach. Sie hatte sich vordem damit begnügt, ihm, wenn er über den Boulevard ging, nachzusehen und dabei nicht einmal versucht, mit ihm zusammen zu treffen. Erst am Tage zuvor hatte sie versucht, eine Unterredung mit ihm einzuleiten.

Eponine ging ihm also nach, ohne daß er es merkte. Sie sah, daß er den Riegel am Gitter zurückschob und sich in den Garten schlich.

Ei! dachte sie, er geht ja in's Haus! Sie näherte sich dem Gitter, betastete die verschiedenen Riegel und erkannte bald den, welchen Marius verschoben hatte.

Das ist nicht Lisette! murmelte sie mit halblauter Stimme und schwermüthigem Tone. Sie setzte sich auf den Gittersockel, nahe an den Riegel, als sollte sie ihn hüten, genau an dem Punkte, wo

das Gitter die benachbarte Mauer berührte. Es war ein düsterer Winkel, in welchen Eponine ganz verschwand. Ohne sich zu rühren oder hörbar zu athmen, blieb sie, von quälenden Ideen absorbirt, länger als eine Stunde in dieser Ecke sitzen.

Gegen zehn Uhr Abends hörte einer der zwei oder drei Passanten, ein alter Bürgersmann, der sich verspätet hatte und eiligst durch diese öde, übel berüchtigte Straße zu kommen suchte, vor dem Gartengitter, in der Ecke, die es mit der Mauer bildete, eine Stimme in drohendem Accent sagen:

Jetzt wundere ich mich nicht mehr darüber, wenn er alle Abende kommt!

Der Bürgersmann sah sich um, bemerkte Niemanden und wagte es nicht, die dunkle Ecke genauer zu untersuchen. Er fürchtete sich gewaltig und verdoppelte seine Schritte. Er that wohl daran, denn nur wenige Sekunden später betraten sechs Männer die Rue Plumet, die einzeln, in kurzer Entfernung hinter einander, hergingen und die man wohl für eine betrunkene Patrouille hätte halten können.

Als der Erste das Gartengitter erreicht hatte, blieb er stehen und wartete auf die Andern. Einen Moment später waren sie Alle zusammen. Diese Männer sprachen mit leiser Stimme.

C'est icicaille (es ist hier), sagte Einer unter ihnen.

Ist ein Cab (Hund) im Garten? frug ein Anderer.

Ich weiß es nicht. Für den Nothfall habe ich etwas mitgebracht, das er schlucken muß.

Hast Du auch Mastix bei Dir, um durch die vanterne (Fenster) zu kommen? *)

Ja!

Das Gitter ist schon alt, sagte ein Anderer, im Bauchrednertone.

Um so besser, war die Antwort, dann stöhnt es auch nicht unter der Säge und ist um so leichter zu schneiden.

Der Sechste, der den Mund noch nicht geöffnet hatte, besichtigte das Gitter, wie es Eponine eine Stunde zuvor gethan hatte, indem er successive jeden Riegel betastete und vorsichtig daran rüttelte. So kam er auch an den von Marius zurückgeschobenen Riegel. Als er im Begriffe stand, ihn zu fassen, fuhr plötzlich eine Hand aus dem Schatten, schlug ihm den Arm nieder und stieß ihm mitten vor die Brust, lebhaft zurück. Gleichzeitig rief ihm eine heisere Stimme zu:

---

*) Der Mastix adhärirt an die zu trümmernde Scheibe und macht deshalb den Bruch geräuschlos.

Es ist ein Cab da!

Ein bleiches Mädchen stand vor dem Strolche. Der fuhr zusammen, wie Einer, der auf Unerwartetes stößt. Er sträubte sich auf eine scheußliche Art. Nichts ist so widerlich und furchtbar als ein scheues, wildes Thier. Sein erschrecktes Wesen flößt noch Schrecken ein. Er wich zurück und stotterte:

Was ist denn das für eine Bübin!

Keine Andere als Ihre Tochter!

Es waren in der That Thénardier und Eponine.

Inzwischen hatten sich die fünf Uebrigen, Claquesous, Gueulemer, Babet, Montparnasse und Brujon Eponine geräuschlos, allmählig, ohne ein Wort zu sprechen, mit jenem verhängnißvollen Zaudern genähert, das solchen Nachtvögeln eigen ist.

Sie hatten allerlei scheußliche Werkzeuge bei sich. Gueulemer war mit einem jener krummen Brecheisen versehen, das die Herumstreicher Fanchons nennen.

Aber was machst Du denn hier? was willst Du denn von uns? bist Du toll geworden? schrie der Thénardier so laut, als man, leise sprechend, schreien kann. Warum bist Du uns denn bei unserer Arbeit hinderlich?

Eponine fing an zu lachen und fiel ihm um den Hals.

Ich bin da, Väterchen! weil ich eben da bin. Ist es denn nicht erlaubt, sich ruhig auf den ersten besten Stein zu setzen? Was machen Sie nur hier, da Sie doch wissen, daß es Biscuit ist? Ich hatte es der Magnon schon gesagt, daß hier nichts zu machen sei! So umarmen Sie mich doch, gutes Väterchen! Es ist schon so lange her, daß ich Sie nicht mehr gesehen habe. Sie sind also glücklich herausgekommen?

Thénardier suchte sich aus den Armen seiner ihn umhalsenden Tochter zu reißen und brummte dabei:

Schon gut! schon gut! Jetzt hast Du mich umarmt. Ja! ich bin heraus! Ich bin jetzt nicht drin! Gehe jetzt!

Indessen ließ ihn Eponine nicht los, wurde vielmehr noch zärtlicher.

Väterchen! wie haben Sie es nur angefangen? Das müssen Sie klug gemacht haben, sich aus der Schlinge zu ziehen! Erzählen Sie mir es doch! Und meine Mutter? wo ist denn meine Mutter? Sagen Sie mir doch etwas über Mama!

Es geht ihr gut! erwiederte Thénardier; übrigens weiß ich nicht, was sie macht. So laß mich doch! ich habe Dir ja schon gesagt, daß Du gehen sollst!

Ich mag aber nicht gehen! schmollte Eponine, im Ton eines verzogenen Kindes. Es sind schon über vier Monate, seit ich Sie

zum Letztenmale sah. Kaum daß ich Zeit hatte, mich auf das Wiedersehen zu freuen, Sie zu umhalsen! Dabei drückte sie den Alten abermals an ihre Brust.

O! das ist aber dumm! sagte Babet.

Eilen wir uns! meinte Gueulemer, wir können in jedem Augenblicke überrascht werden.

Der Bauchredner scandirte folgendes Distichon: Nous n'sommes pas le jour de l'an, a bécoter papa maman.*)

Eponine kehrte sich nach den fünf Banditen um.

Sieh' da! Herr Brujon! sagte sie. Guten Tag Herr Babet! Guten Tag Herr Claquesous? Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Gueulemer? Wie geht es denn, Montparnasse?

Doch ja! man kennt Dich schon! sagte Thénardier, halb ironisch, halb ärgerlich. Mache es doch kurz. Guten Tag! guten Abend und damit ab! Laß uns in Ruhe!

Das ist 'ne Stunde für Füchse und nicht für Hühner! bemerkte Montparnasse.

Du siehst wohl, daß wir hier was zu thun haben! fügte Babet hinzu.

Eponine ergriff Montparnasse bei der Hand.

Nimm Dich in Acht! sagte er, Du wirst Dich schneiden! ich habe da ein offenes Messer!

Mein kleiner Montparnasse, antwortete Eponine, äußerst sanftmüthig, man muß den Leuten Vertrauen schenken. Vielleicht bin ich dennoch die Tochter meines Vaters. Herr Babet! Herr Gueulemer! ich wurde mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragt.

Bemerkenswerth ist, daß Eponine sich nicht im Argatidiome ausdrückte. Seit sie Marius kannte, war ihr die scheußliche Sprache zuwider geworden.

Sie drückte mit ihrer kleinen, fleischlosen, schwachen, skelettartigen Hand die rauhe, plumpe Gueulemer's und sagte:

Sie wissen doch, daß ich nicht dumm bin! Was ich sage, wird in der Regel angenommen. Ich habe Euch schon manchmal gute Dienste geleistet. Wohlan! so hört! ich habe Erkundigungen eingezogen und weiß, daß Ihr Euch nutzlos in Gefahr begeben würdet. Ich kann es Euch beschwören, daß in dem Hause nichts zu machen ist.

Wie? rief Gueulemer, erstaunt, es sind ja nur Frauenzimmer darin.

---

*) Wir sind nicht am Neujahrstage, Papa und Mama Glück zu wünschen.

Nein! Sie sind ausgezogen.

Wenigstens sind die Kerzen doch da geblieben! fiel Babet dazwischen.

Mit diesen Worten zeigte er Eponine zwischen den Baumwipfeln ein Licht das in der Pavillon-Mansarde hin und her flackerte. Es war die Toussaint, die aufgeblieben war, um Wäsche, zum Trocknen aufzuhängen.

Eponine versuchte ein Letztes.

Wenn auch, sagte sie, so müssen die Leute doch sehr arm sein. Das ist eine Baracke worin sicher kein Sous zu finden ist.

Schere Dich zum Teufel! schrie Thénardier erbost. Wenn wir das Haus umgedreht, den Keller nach oben und den Speicher nach unten gedreht haben, wollen wir Dir sagen, was darin ist, ob Franken, Sous oder Liards.

Mit diesen Worten stieß er sie zurück, um Platz zu gewinnen.

Mein guter Freund, Herr Montparnasse! sagte Eponine, ich bitte Sie, gehen Sie nicht hinein! Sie sind ja immer gütig mit mir gewesen.

Nimm Dich doch in Acht! Du wirst Dich schneiden, antwortete Montparnasse.

Mache Dich aus dem Staube! Zauberin! und laß die Männer arbeiten! ließ sich Thénardier wieder mit jenem entscheidenden Accente, vernehmen, der ihm eigen war.

Eponine ließ die Hand Montparnasses los, welche sie wieder gefaßt hatte, und sagte:

Sie wollen also wirklich ins Haus?

Ein Bischen! fiel der Bauchredner hohnlachend ein.

Darauf stellte sie sich mit dem Rücken vors Gitter, machte Front gegen die sechs, bis an die Zähne bewaffneten Räuber, deren Gesichter bei Nacht einen noch dämonischeren Ausdruck hatten als am Tage, und sagte mit fester, tiefer Stimme:

Nun gut! Ich will es aber nicht!

Die Banditen sahen sich verwundert an. Indessen ließ sich der Bauchredner in seinem Hohnlächeln nicht stören. Er brachte es vielmehr glücklich zu Ende.

Freunde! Hört mich wohl an! So geht es nicht! Jetzt spreche ich! Wenn Ihr den Garten betretet, das Gitter öffnet, nur daran rüttelt, so schreie ich, klopfe an die Thüren, wecke die Nachbarn und lasse Euch alle sechs einstecken. Im Nothfalle rufe ich die Stadt-Sergeants.

Sie wäre es schon im Stande! sagte Thénardier leise zu Brujon und dem Bauchredner.

Mit Papa könnten sie den Anfang machen! fuhr er fort.

Thénardier ging auf sie zu.

Nicht so nahe, mein Guter! sagte sie.

Er wich brummend, etwas zwischen den Zähnen murmelnd, zurück, das etwa so lautete: Was mag die Hundemamsell denn eigentlich nur vorhaben?

Sie lachte auf eine schreckliche Art.

Hinein kommt Ihr nicht, sagte sie; ich bin keine Hündin, weil ich von einem Wolfe abstamme. Ihr seid Sechse! Was mache ich mir daraus! Ihr seid Männer, gut! Ich bin ein Frauenzimmer! Ich fürchte mich durchaus nicht vor Euch und sage Euch, daß Ihr nicht hineinkommt, weil es mir nicht gefällt. Kommt Ihr näher, so belle ich. Der Cab, das bin ich. Ich frage den Kuckuck nach Euch! Zieht Eures Weges; Ihr langweilt mich! Geht wohin Ihr wollt; aber hier dürft Ihr nicht bleiben. Ich verbiete es Euch! Eure Messer parire ich mit einem alten Schuh. Das ist mir alles gleich! Also nur vorwärts, wenn Ihr Muth habt.

Sie ging den Banditen einen Schritt entgegen und war wirklich schrecklich anzusehen. Sie lachte wieder auf dieselbe fürchterliche Art als zuvor.

Pardieu, ich habe keine Furcht sagte sie.

Im Sommer wird mich hungern, im Winter frieren! Sind das Dummköpfe von Männern, zu glauben, daß sie einem Mädchen, wie ich, Furcht einjagen können! Weshalb, vor wem sollte ich mich denn fürchten? Ihr glaubt wohl, daß ich zu der Sorte gehöre, die sich unters Bett verkriechen, wenn Ihr ein wenig laut schreit? Das glaubt Ihr, wie? Ich fürchte aber gar nichts, sage ich Euch!

Dabei sah sie ihren Vater fest an:

Nicht einmal Sie, Vater! fügte sie hinzu.

Gleichzeitig ließ sie ihre blutunterlaufenen, gespensterähnlichen Augen über die finstern Strolche schweifen.

Was thut es, wenn man mich morgen, auf dem Pflaster Rue Plumet, aufhebt, vom Vater mit dem Brecheisen todt geschlagen, oder wenn man mich, über ein Jahr in den Netzen von Saint-Cloud oder bei der Schwaneninsel, mitten unter altem, gefaultem Holz, und unter ersäuften Hunden findet!

Ein heftiger Anfall von Husten unterbrach ihre Rede. Der Athem flog röchelnd aus ihrer schmalen, schwächlichen Brust.

Ich brauche nur zu schreien, fuhr sie fort, so kommen sie, hast du nicht gesehen! Ihr seid Sechs. Ich bin allein und alle Welt!

Thénardier machte eine drohende Bewegung gegen sie.

Keinen Schritt näher! schrie sie.

Er hielt ein und sagte sanftmüthig:

Nun gut! ich will Dir nichts zu Leide thun; aber sprich doch

nicht so laut! Höre, meine Tochter! Du willst uns doch nicht hindern, zu arbeiten? Müssen wir denn nicht unser Leben fristen? Es ist Dir wohl gar nichts mehr an Deinem Vater gelegen?

Sie langweilen mich! versetzte Eponine.

Wir müssen aber leben, essen . . .

Krepirt!

Das gesagt, setzte sie sich auf den Sockel am Gitter und trällerte:

Mon bras si dodu,
Ma jambe bien faits,
Et le temps perdu *).

Sie stützte sich mit dem Ellenbogen aufs Knie, das Kinn in der Hand und schaukelte ihren Fuß mit sorgloser Miene. Ihr durchlöchertes Kleid ließ die knochigen Schlüsselbeine durchblicken. Vom Scheine der nahen Straßenlaterne beleuchtet, bot ihr Profil und ihre ganze Haltung einen überraschenden Anblick von Entschlossenheit.

Die sechs Gurgelabschneider stellten sich schweigend und erbost, von einem Mädchen im Schach gehalten zu werden, unter den Schlagschatten des Laternenpfahls und hielten achselzuckend, beschämt und wüthend Rath, über die neu zu treffenden Maßregeln.

Sie sah ihnen ruhig aber wild blickend zu.

Dahinter steckt etwas Besonderes, sagte Babet. Ist sie verliebt in den Hund? Es wäre doch Schade, wenn wir so eine hübsche Gelegenheit unbenutzt lassen müßten! Zwei Frauen, ein Alter der im Hinterhofe wohnt! Viele Vorhänge an den Fenstern! Der Alte muß ein Jude sein! Ich glaube, daß es ein gutes Geschäft ist.

So geht doch hinein! schrie Montparnasse. Macht das Geschäft nur ab! Ich bleibe mit dem Mädchen zurück und wenn sie sich rührt . . . .

Dabei ließ er sein offenes, im Aermel steckendes Messer im Laternenlichte blitzen.

Thénardier sagte kein Wort, schien aber bereit, auf Alles einzugehen.

Brujon, der etwas wackelte und, wie man sich erinnert, das Geschäft ausfindig gemacht hatte, schien in Nachdenken versunken. Er hatte noch nichts gesagt, stand aber in dem Rufe, vor keiner Schwierigkeit zurück zu weichen. Man wußte, daß er schon einmal einen Stadtsergeantenposten, durch bloßes Trotzbieten, ausgeplündert

---

*) Mein runder Arm,
Mein niedliches Bein,
Und die verlorene Zeit.

hatte. Auch machte er Verse, Lieder und stand deshalb in großem Ansehen.

Babet frug ihn um seine Meinung.

Du sagst ja gar nichts, Brujon?

Brujon verharrte noch einen Augenblick in seinem olympischen Schweigen, schüttelte in vielsagender Weise das gedankenvolle Haupt und entschloß sich dann zur Antwort.

Ich habe, sagte er, heute Morgen zwei Sperlinge gesehen. Sie stritten sich. Heute Abend bin ich an ein altes Weib gerannt. Sie schimpfte. Das sind böse Zeichen. Gehen wir!

Und sie gingen.

Gleichviel! murmelte Montparnasse beim Rückzuge, wenn man aber gewollt hätte, so wäre ich bereit gewesen, den Daumen aufzudrücken!

Ich nicht, versetzte Babet, ich schlage kein Frauenzimmer.

An der nächsten Straßenecke blieben sie stehen und hielten mit leiser Stimme folgenden, räthselhaften Dialog!

Wo schlafen wir diesen Abend?

Unter Pantin (Paris.)

Hast Du den Schlüssel zum Gitter, Thénardier!

Pardi!

Eponine verlor sie nicht aus den Augen und sah, daß sie denselben Weg wieder einschlugen, auf dem sie gekommen waren. Sie stand leise auf und schlich ihnen, den Mauern und Häusern entlang, nach. So kamen sie bis auf den Boulevard. Dort trennten sie sich. Die sechs Banditen verloren sich in der Dunkelheit und schienen darin zu schmelzen, wie Schnee im Sonnenlicht.

V.

Nächtliches.

Nach dem Abzuge der Räuber bot die Rue Plumet wieder denselben ruhigen nächtlichen Anblick.

Was sich da in der Straße zugetragen hatte, hätte einen Wald nicht in Erstaunen gesetzt. *) Hochwald, Buschholz, Haide, rauh durcheinander verschlungene Aeste, existiren auf dunkle Weise. Ein wildes Gewimmel, in welchem das Unsichtbare geheimnißvoll waltet. Die niederen, untermenschlichen Reiche stehen unter dem Einflusse der höheren, übermenschlichen Kräfte. Dazwischen ist Uebel. Die Wissenschaft der Lebendigen verliert sich da in Nacht. Die Natur

*) Viktor Hugo führt das Leblose häufig als Denkendes an, weil er die ganze Natur als mehr oder minder potenzirtes Leben ansieht.

sträubt sich wild, bestürzt, bei gewissen Berührungen, wenn sie das Uebernatürliche zu ahnen glaubt. Die dunkeln Kräfte kennen sich, stehen im sympathetischen, geheimnißvollen Gleichgewicht miteinander. Zähne und Klauen schreckt das Unfaßbare. Die blutige Bestialität, die gierige, Beute suchende Gefräßigkeit, die mit Klauen und Gebissen bewaffneten Instinkte, deren Quelle und Zweck der Bauch ist, betrachten unruhig und scheu die geisterhafte, stoische, in einem Grabtuche umherstreifende Kreatur. Unter ihrem kalten, schaurige, unbestimmte Formen verdeckenden, Gewande spüren sie, ihrer Meinung nach, ein todtenartiges, schreckliches Leben. Solche brutalen Geschöpfe sind nur Materie und fürchten unklar das ungeheure, im unbekannten Wesen condensirte, Dunkel. Eine schwarze, über den Weg schreitende Gestalt bringt ein wildes Thier sogleich zum Stillstand. Was aus dem Kirchhofe kommt, schüchtert die Höhlenbewohner ein, bringt sie außer Fassung. Das Wilde hat Furcht vor der höheren Natur.

VI.

Marius sammelt sich wieder in dem Grade, daß er Cosette seine Adresse gibt.

Während jene Art Hündin mit menschlischem Gesicht Wache bei dem Gitter stand und die sechs Banditen sich durch ein Mädchen vertreiben ließen, war Marius bei Cosette. Niemals waren ihm der Himmel so reizend und mit Sternen besät, die Bäume so lieblich zitternd, der Duft der Kräuter so stärkend, das Rauschen der sich in den Zweigen zur Ruhe begebenden Vögel so sanft, alle Harmonien des Universums im süßern Einklange mit dem Liebesconzerte in seinem Busen, erschienen, als an diesem Abende. Niemals war Marius verliebter, glücklicher, begeisterter gewesen. Aber er fand Cosette traurig. Cosette hatte geweint. Ihre Augen waren geröthet.

Es war die erste Wolke am Himmel dieses Wundertraumes.

Was fehlt Dir? frug Marius sogleich.

Ach! gab sie ihm zur Antwort.

Dann setzte sie sich auf die Bank, in der Nähe des Perrons, und während er zitternd Platz neben ihr nahm, sagte sie:

Mein Vater hat mir diesen Morgen gesagt, daß ich mich darauf vorbereiten mußte, mit ihm zu gehen, daß wir in dringenden Angelegenheiten vielleicht bald verreisen müßten.

Marius überlief ein Schauer vom Kopf bis zu den Füßen.

Wenn man am Ende der Lebensbahn steht, heißt sterben soviel als abreisen. Lieben ist der Anfang des Lebens. Reisen bedeutet dann sterben.

Marius hatte nach und nach, langsam, stufenweise, seit sechs Wochen Besitz von Cosette genommen. Es war ein ganz idealer, aber um so intensiverer Besitz. Die erste Liebe erfaßt die Seele, wie wir schon einmal bemerkten, viel inniger als den Leib. Später greift man mehr nach dem Leibe, als nach der Seele. Mitunter läßt man auch die Seele ganz bei Seite, wie Faublas und Proudhomme behaupten, weil es keine gebe. Glücklicherweise ist dieser Sarkasmus eine Gotteslästerung.

Marius besaß also Cosette, wie Geister besitzen. Er hatte ihre ganze Seele umsponnen und sie mit einer eifersüchtigen, unglaublichen Energie und Ueberzeugung an sich gezogen. Er gebot über ihr Lächeln, ihren Odem, über die tief zündenden Strahlen aus ihren blauen Gottesaugen. Er fühlte Sammet und Atlas in ihrer weichen Haut, wenn er sie mit der Hand befühlte, bewunderte das reizende Muttermal, das sie am Halse hatte und war Herr all ihrer Gedanken. Sie waren eins geworden, nie wieder einzuschlummern, ohne von einander zu träumen und hatten sich Wort gehalten. Er klammerte sich also auch in der Traumwelt an sie und besaß sie darin, wie in der wirklichen. Er wurde es nicht müde, die gekräuselten Seidenhärchen in ihrem Nacken zu bewundern und mitunter anzuhauchen, wobei er sich unaussprechlich selig in dem Gedanken fühlte, daß jedes dieser Härchen ihm, dem Marius, unbestritten angehöre. Er betrachtete und vergötterte alles, was sie an ihrem schlanken Leibe trug, die Schleife im Halstuch, die Handschuhe, die Manschetten, die Stiefelchen, als eben so viele geweihte Gegenstände, deren Besitzer er war. Er dachte mit Wonne daran, daß ihm die hübsch schillernden Schildkrötkämme gehörten, womit sie ihre Haare schmückte. Eine unbeschreibliche, verworrene Seligkeit, die man das Stottern der Wollust nennen könnte, sagte ihm, daß keine Schleife an ihrem Kleid, keine Masche in ihrem Strumpfe, keine Falte in ihrem Schnürleibchen sei, worüber er nicht verfügen könnte. Neben Cosette fühlte er sich bei seinem Besitzthum, bei seiner Sache, bei seiner Despotin und bei seiner Sklavin. Es schien ihnen, als wären ihre Seelen so in einander verschmolzen, daß, wenn es ihnen in den Sinn käme, aus dieser Seelengemeinschaft in den Besitz der eigenen, individuellen Seele treten zu wollen, sie nicht im Stande sein würden, diese wieder zu erkennen. — Diese ist mein! — Nein! es ist die Meinige. — Ich versichere Dich, daß Du im Irrthum bist! — So bin ich aber! — Was Du für Dein Ich hältst, ist mein Ich. — Marius war etwas, das zum Theil aus Cosette, und Cosette etwas, das zum Theil aus Marius bestand. Marius fühlte Cosette in sich leben. Cosette zu haben, zu besitzen, war Lebenslauf für ihn und nicht davon verschieden. Mitten in diesen Glauben, in diesen Rausch,

in diese keusche, beispiellose, absolute, souveraine, Besitznahme fielen plötzlich die vernichtenden Worte: wir wollen abreisen! und die rauhe Stimme einer erbarmungslosen Realität schrie ihm zu: Cosette gehört Dir nicht!

Sie schreckte Marius aus dem süßen Traume. Seit sechs Wochen lebte er, wie gesagt, ein anderes Leben. Das Wort: Abreisen erinnerte ihn hart an die Wirklichkeit.

Anfangs konnte er auch nicht eine Silbe vorbringen. Cosette fühlte nur, daß seine Hand sehr kalt war. Da frug sie ihn:

Was fehlt Dir denn?

Er antwortete ihr so leise, daß ihn Cosette kaum verstand.

Ich habe nicht verstanden, was Du gesagt hast.

Sie fuhr fort:

Heute Morgen sagte mir der Vater, ich möchte alle meine kleinen Angelegenheiten ordnen und mich bereit halten; er würde mir seine Wäsche zum Einpacken geben, da er genöthigt sei, eine Reise zu machen. Wir müßten zwei Koffer haben, einen großen für mich und einen kleinen für ihn. Er sagte, daß in einer Woche alle Vorbereitungen getroffen sein und daß wir vielleicht nach England reisen müßten.

Aber das ist ja schaudervoll! schrie Marius. Sicher ist, daß in jenem Moment kein Mißbrauch der Gewalt, kein gewaltthätiger Eingriff in heilige Rechte, keine historisch überlieferte, Staunen und Entsetzen erregende, Schandthat eines Tyrannen, keine Handlung eines Busiris, Tiberius oder Heinrich des VIII., in Marius Geiste so Abscheu und Entrüstung herausfordernd, wirken konnte, als die Nachricht: Herr Fauchelevent führt seine Tochter in Geschäften nach England.

Wann wirst Du denn abreisen? frug er mit hinsterbendem Tone.

Er hat nicht gesagt wann.

Und wann kommst Du wieder?

Das hat er auch nicht gesagt.

Marius stand auf und sagte kaltblütig:

Werden Sie gehen, Cosette?

Cosette sah ihn mit ihren schönen Augen voll Angst an und erwiederte halb von Sinnen:

Wohin denn?

Nach England! Gehen Sie hin?

Warum sagst Du denn Sie zu mir?

Ich frage, ob Sie gehen?

Was soll ich denn thun? sage nur! antwortete sie, die Hände zusammenschlagend.

Also Sie gehen?

Wenn mein Vater hingeht.

Also Sie gehen sicher?

Cosette nahm ihn bei der Hand und drückte sie, ohne etwas zu erwiedern.

Es ist gut! sagte Marius. Dann gehe ich wo anders hin.

Cosette fühlte mehr, was das sagen wollte, als sie es verstand. Sie wurde so bleich, daß man den Wechsel der Farbe im Halbdunkel bemerken konnte.

Was willst Du sagen? stotterte sie.

Marius sah sie an, schlug langsam die Augen zum Himmel auf und erwiederte:

Nichts!

Als er den Blick senkte, sah er Cosette lächeln. Das Lächeln der Geliebten ist Licht in der Finsterniß, leuchtet im Dunkeln.

Wir sind doch recht dumm, Marius! Da kommt mir ein Gedanke.

Welcher?

Reise, wenn wir reisen! Ich will Dir schon sagen wohin! Du kommst zu mir, wo ich auch sein mag!

Marius war jetzt wieder ein Mensch bei vollem Bewußtsein. Er gehörte wieder ganz der Wirklichkeit an.

Mit Dir abreisen? schrie er, bist Du von Sinnen? Dazu brauche ich Geld, das ich aber nicht habe! Nach England? Ich weiß es nicht genau, glaube aber, daß ich Courfeyrac, einem meiner Freunde, den Du nicht kennst, zehn Louisd'or schuldig bin. Mein alter Hut ist keine drei Franken werth. Meinem Fracke fehlen vorn die Knöpfe. Mein Hemd ist ganz zerrissen. An den Ellenbogen habe ich Löcher. Meine Stiefel ziehen schon seit sechs Wochen Wasser. Ich bin ein Elender, Cosette! und hätte es Dir schon längst sagen sollen. Du siehst mich nur bei Nacht und schenkst mir Deine Liebe. Wenn Du mich aber am Tage sähest, würdest Du mir einen Sous geben! Nach England gehen! O! ich habe nicht so viel, den Paß zu bezahlen.

Er lehnte sich an einen nahen Baum, die Arme über dem Kopfe, mit der Stirne gegen die Rinde und fühlte weder, daß er sich die Haut wund rieb, noch daß ihm ein Fieber an die Schläfe hämmerte. Regungslos, dem Umsinken nahe, stand er da, ein wahres, starres Bild der Verzweiflung.

Das dauerte ziemlich lange. Ewigkeiten vergehen in solchen Abgründen, wenn man sich nicht kräftig, energisch aufrichtet. Endlich weckte ihn etwas. Er vernahm ein unterdrücktes, sanftes und klagendes Geräusch. Cosette schluchzte.

Sie weinte schon über zwei Stunden an der Seite des verzweifelnden Marius. Er ging zu ihr, fiel vor ihr auf die Knie, beugte sich noch tiefer, langsam, nahm sie bei der Spitze des Fußes, der unter dem Kleide vorragte und küßte ihn. Sie ließ es schweigend geschehen. Es gibt Augenblicke, in welchen die Frauen, düster und resignirt wie Schicksalsgöttinnen, den heiligen Tribut der Liebe entgegennehmen.

Weine nur nicht! sagte er.

Und sie murmelte:

Wenn ich aber reisen muß und Du kannst nicht bei mir sein!

Liebst Du mich? frug er.

Schluchzend gab sie ihm das paradiesische Wort zur Erwiederung, das nie reizender als unter Thränen ist.

Ich bete Dich an!

Mit unaussprechlich süß einschmeichelndem Tone fuhr er fort:

Weine nicht, Liebe! Sage! willst Du das wohl für mich thun, nicht zu weinen?

Liebst Du mich denn? erwiederte sie.

Er nahm sie bei der Hand.

Cosette ich habe nie Jemand mein Ehrenwort gegeben, weil ich Furcht davor hatte. Ich fühle meinen Vater neben mir. Wohlan! ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich sterbe, wenn Du gehst.

Der Ton, womit er das sagte, war so feierlich melancholisch, so sanft und gelassen, daß Cosette zitterte. Sie fühlte jenes frostige Rieseln, das durch etwas Wahres, Unheimliches hervorgerufen wird.

Höre mich nun wohl an, sagte er. Morgen darfst Du nicht auf mich warten.

Warum nicht?

Erst übermorgen!

O! weshalb denn?

Du wirst schon sehen!

Einen ganzen Tag ohne Dich? Unmöglich!

Opfern wir einen Tag, wenn es vielleicht unser ganzes Leben gilt.

Marius sagte mit halblauter Stimme, mit sich selbst redend:

Das ist ein Mensch, der seine Gewohnheiten nicht ändert. Nie hat er Jemanden, zu einer andern Zeit als des Abends, bei sich empfangen.

Von wem sprichst Du denn? frug Cosette.

Ich? habe ich etwas gesagt?

Worauf hoffst Du denn? frug sie.

Warte bis übermorgen!

Du willst es also abwarten?

Ja, Cosette!

Sie nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, richtete sich auf den Fußspitzen in die Höhe und suchte seine Hoffnung in seinen Augen zu lesen.

Da fällt mir ein, fuhr er fort, daß Du meine Adresse wissen mußt. Es könnte etwas vorfallen. Weiß man denn was? Ich wohne bei dem genannten Freunde Courfeyrac, in der Rue de la Verrerie, Nr. 16.

Er suchte in seiner Tasche nach einem Federmesser, fand es und kritzelte, mit der Klinge, in dem Bewurf der Mauer:

16, Rue de la Verrerie.

Cosette studirte noch immer in seinen Augen.

Sage mir doch, was Du denkst, Marius! Du hast eine Idee! Offenbare Dich! O! theile sie mir mit, damit ich eine gute Nacht zubringe!

Meine Idee? Ich denke einfach, daß Gott unmöglich wollen kann, daß wir uns trennen. Warte nur bis übermorgen!

Aber was soll ich denn in der langen Zeit machen? sagte Cosette. Du bist draußen, gehst, kommst, wie es Dir gefällt. Wie glücklich seid ihr Männer doch! Ich bin dagegen hier ganz allein und werde gewiß recht traurig sein. Was machst Du morgen Abend, sage?

Ich versuche etwas!

Nun dann will ich unablässig an Dich denken und Gott bitten, Dir in Deinem Vorhaben beizustehen. Ich frage Dich nicht mehr, weil Du es nicht haben willst. Du bist mein Gebieter! Ich werde morgen Abend den Chor aus der Euryanthe singen, den Du so gern hörst und den Du eines Abends, hinter unserm Fensterladen, belauschtest. Aber übermorgen mußt Du Dich frühzeitig einfinden. Ich erwarte Dich Punkt neun Uhr, Abends. Vergiß es nicht! Mein Gott! wie traurig sind doch die langen Tage! Hörst Du! Schlag neun Uhr bin ich im Garten.

Ich ebenfalls!

Und ohne es sich vorher gesagt zu haben, von demselben Gedanken bewegt, von dem gleichen elektrischen Fludium ergriffen, das zwei Verliebte beständig mit einander in Berührung bringt, fielen sie sich, wollustberauscht im Schmerz, einander in die Arme, und preßten unwillkürlich die liebesdurstigen Lippen aufeinander, während ihre Augen von Entzücken und Thränen umflossen, begeistert himmelan in die sternenbehaften Tiefen blickten.

Die Straße war ganz öde, als Marius das Haus verließ. Es war in dem Momente, als Eponine den Banditen, bis auf den Boulevard, folgte.

Als Marius, mit dem Kopfe gegen den Baum gestützt, sich seinen verzweifelten Träumereien überließ, war ihm eine Idee gekommen, ach! die ihm selbst unsinnig und unausführbar schien. Er hatte einen äußersten Entschluß gefaßt.

VII.

Ein junges und ein altes Herz.

Vater Gillenormand hatte, zu der Zeit, seine vollständigen vierundneunzig. Er bewohnte noch immer, mit Fräulein Gillenormand, die Rue des Filles-du-Calvaire, Nr. 6, und darin jenes alte Haus, das ihm gehörte. Er war, wie man sich erinnert, einer jener antiken Greise, die dem Tode aufrecht entgegensehen, alt werden, aber sich nicht einmal vom Gram, beugen lassen.

Indessen sagte die Tochter doch seit einiger Zeit: „Der Vater fällt zusammen!“ Er ohrfeigte die Mägde nicht mehr und stampfte nicht mehr so energisch, mit dem Stocke, auf den Treppenabsatz, wenn ihm Basque die Thüre zu spät aufgemacht hatte. Die Juli-Revolution hatte ihn kaum sechs Monate zur Wuth gereizt. Die Zusammenstellung der Worte: M. Humblor-Conté, Pair de France, hatte er, fast mit Seelenruhe, im „Moniteur“ gelesen. Thatsächlich war der Greis lebensüberdrüssig. Er beugte sich nicht und ergab sich nicht. Das lag weder in seiner physischen, noch in seiner moralischen Natur; aber er fühlte, daß er innerlich zusammenbrach. Seit vier Jahren erwartete er Marius, festen Fußes, das ist das eigentliche Wort, in der Ueberzeugung, daß dieser kleine Taugenichts, an dem einen oder andern Tage, anklopfen würde. In gewissen, trüben Stunden dachte er daran, daß Marius nicht mehr lange auf sich warten lassen dürfe. Nicht, daß er den Tod gefürchtet hätte. Er hätte Marius gern noch einmal gesehen. Es war ihm, bis zu dem Tage, nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, daß er ihn zum letzten Male gesehen haben könnte. Diese Idee kam jetzt zum Vorschein und erschreckte ihn. Wie bei allen natürlichen und wahren Gefühlen hatte die Abwesenheit nur dazu beigetragen, seine Großvaterliebe zum undankbaren Kinde, das ihn auf diese Art verlassen hatte, zu steigern. In Dezembernächten, bei zehn Grad Kälte, denkt man am meisten an die Sonne. Trotz alle dem war es Herrn Gillenormand unmöglich, er glaubte es wenigstens, als Großvater seinem Enkel entgegen zu kommen. Lieber würde ich krepiren, sagte er. Er fand, daß er in keinem Punkte Unrecht gehabt habe, dachte aber nur mit tiefer Rührung an Marius. Stumme Verzweiflung eines alten, braven Eisenkopfs, der in's Reich der Schatten sinkt.

Er fing an seine Zähne zu verlieren und das machte ihn noch trübsinniger.

Obwohl Herr Gillenormand es sich nicht selbst gestehen mochte, weil es ihn mit Wuth und Scham erfüllt haben würde, hatte er nie eine Maitresse so, wie Marius, geliebt.

Er hatte in seinem Zimmer, am Kopfende seines Bettes, als etwas, das ihm zuerst in's Auge fallen sollte, ein altes Portrait seiner anderen, verblichenen Tochter, der Madame Pontmercy, aufhängen lassen. Das Gemälde repräsentirte die Dame in ihrem achtzehnten Jahre. Er konnte nicht müde werden, es anzusehen. Eines Tages, als er wieder davorstand, sagte er:

Ich finde, daß er ihr gleicht.

Meiner Schwester? sagte Fräulein Gillenormand, ja, das ist wahr!

Und ihm auch, fügte der Greis hinzu.

Ein anderesmal, als er schlaff, die Kniee geschlossen, mit halboffenen Augen, trübsinnig, dasaß, wagte es seine Tochter, die Frage an ihn zu stellen:

Mein Vater! Sind Sie immer noch so ungehalten über ihn?

Sie hielt ein, weil es ihr zu bedenklich schien, weiter in ihn zu dringen.

Ueber wen? frug er.

Ueber diesen armen Marius!

Er hob sein altes Haupt auf, legte seine magere runzelige Faust auf den Tisch und schrie mit dem zornigsten, zitterndsten Tone, dessen er fähig war:

Armer Marius, sagen Sie? Dieser Monsieur ist ein Bube, ein übeldenkender Bettler, ein kleiner, eitler, herzloser, seelenloser, stolzer Undankbarer, ein böser Mensch!

Als er so geeifert hatte, sah er nach einer anderen Seite, damit sie die Thräne in seinem Auge nicht bemerken sollte.

Drei Tage später, nachdem er vier Stunden kein Wort mit seiner Tochter gesprochen hatte, sagte er plötzlich, unerwartet und hitzig:

Ich habe doch die Ehre gehabt, Fräulein Gillenormand zu bitten, sie möchte nie wieder darüber mit mir sprechen.

Danach verzichtete Tante Gillenormand auf alle ferneren Versuche und kam zu dem tiefsinnigen Schluß: — Mein Vater hat meine Schwester, seit ihrer Dummheit, nie geliebt; folglich haßt er Marius.

„Seit ihrer Dummheit" bedeutete: seit ihrer Heirath mit dem Obersten.

Wie man vielleicht vermuthet haben wird, war es Fräulein

Gillenormand nicht gelungen, ihren Liebling, den Ulanenoffizier, an Marius Stelle einzuführen d. h. der Stellvertreter Théodule hatte kein Glück. Herr Gillenormand war mit dem quiproquo nicht zufrieden. Eine Herzenslücke läßt sich nicht mit Kork verstöpseln. Inzwischen war Théodule, obwohl ihm die Erbschaft Witterung gab, dem Frohndienste, sich liebenswürdig zu machen, abgeneigt. Der gute Alte war dem Ulanen langweilig und dieser dem guten Alten einigermaßen zuwider. Lieutenant Théodule war zwar munter, geschwätzig, frivol, glatt, bon-vivant, aber schlechter Gesellschafter. Er hatte, es ist wahr, Maitressen und sprach viel von ihnen, was ebenfalls nicht unwahr ist; indessen sprach er nicht in der convenabelsten Weise darüber. Mit allen seinen Vorzügen waren Fehler associrt. Herr Gillenormand war es überdrüssig geworden, ihn seine verschiedenen Triumphe, um die Kaserne, in der Rue de Babylone, herum, auszuposaunen zu hören. Dazu kam, daß der Lieutenant Gillenormand sich mitunter in Uniform und mit der Trikolore einstellte.

Aus diesen Gründen hatte Vater Gillenormand, und weil das Maß voll war, zu der Tochter gesagt: Jetzt habe ich ihn satt, diesen Théodule. Mir gefallen Kriegsleute in Friedenszeiten nicht recht. Nimm seine Besuche an, wenn Du willst. Ich glaube, daß mir die Todtschläger noch lieber sind, als die Säbelschleifer. Das Klirren der Schwerter in der Schlacht ist, recht bedacht, nicht so erbärmlich, als das Rasseln der Säbelscheide auf dem Pflaster. Sich prahlerisch in die Brust werfen, auf den Hüften wiegen und wie ein Weibchen gürten; ein Corsett unter dem Küraß tragen: heißt doppelt lächerlich sein! Wer ein rechter Mann ist, bleibt der Prahlerei so fern, als der Ziererei. Stolz auf die Faust und zuckersüß, taucht nichts! Behalte Deinen Théodule für Dich!

Seine Tochter sagte ihm vergebens: Aber er ist doch ihr Enkelneffe! Sonderbar! Herr Gillenormand, der bis in die Fußspitzen Großvater war, hatte durchaus nichts von einem Großonkel.

Da er geistreich war und Vergleiche zog, so hatte Théodule nur dazu gedient, ihm Marius theurer zu machen.

Eines Abends — es war der 4. Juni, der Herrn Gillenormand nicht hinderte, ein wohl genährtes Feuer in seinem Kamine zu haben — hatte er seine, im anstoßenden Zimmer, mit Nähen beschäftigte Tochter verabschiedet. Er saß in seinem, mit Pastoralschildereien verzierten Cabinet, hatte die Füße auf dem Feuerbock und war durch seinen großen, neunblätterigen Koromandalwindschirm so ziemlich, im Rücken gedeckt. Er stützte sich mit den Ellbogen auf einen Tisch, auf welchem, unter einem grünen Lichtschirme, zwei Kerzen brannten und hielt, in seinen tapetenähnlichen Sessel versenkt, ein Buch in der Hand, ohne jedoch darin zu lesen. Er war,

seiner Mode gemäß, im Incroyable-Kostüm und glich einem antiken Portrait von Garat. Wenn er sich so auf der Straße gezeigt hätte, würde man ihm nachgelaufen sein, weshalb ihm seine Tochter, so oft er ausging, einen weiten, wattirten Ueberrock anziehen half. Er trug, ausgenommen beim Aufstehen und Schlafengehen, niemals einen Schlafrock. — „Man sieht so alt darin aus", sagte er.

Vater Gillenormand dachte an Marius mit Liebe und Bitterkeit. Wie gewöhnlich dominirte die Letztere. Seine saure Zärtlichkeit kochte in der Regel über und verwandelte sich in Indignation. Er war bei jenem Punkte angekommen, wo man einen Entschluß zu ergreifen und sich an das Schmerzliche zu gewöhnen sucht. Es gäbe jetzt, so demonstrirte er es sich, keine Ursache mehr, die Marius veranlassen könnte, zurückzukommen. Würde es nicht geschehen sein, wenn es hätte sein sollen. Er glaubte verzichten zu müssen. Dennoch konnte er sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er sterben müsse, ohne diesen „Monsieur" wiedergesehen zu haben; daß nun Alles zu Ende sei.

Seine ganze Natur empörte sich bei dieser Idee. Seine alte Vaterschaft konnte sich nicht damit versöhnen. — Wie! sagte er schmerzerfüllt ein über das andere Mal: er kommt nicht wieder! Dann fiel ihm sein kahler Kopf auf die Brust und er blickte starr, kläglich, zornig und rathlos in die Herdasche.

Mitten in seiner tiefsten Träumerei überraschte ihn sein alter Diener Basque. Er frug:

Darf ich den Herrn Marius einlassen?

Der Greis richtete sich bleich, leichenähnlich, stracks in seinem Sessel auf, wie vom Strome einer galvanischen Batterie getroffen. Es versetzte ihm den Athem und er stotterte:

Herr Marius, wer?

Ich weiß es nicht! sagte Basque, eingeschüchtert und außer Fassung gebracht durch die erschreckende Haltung seines Herrn, ich habe ihn nicht gesehen! Soeben sagte Nicolette zu mir: Da ist ein junger Mann! Sagen Sie nur, daß es Herr Marius ist.

Lassen Sie ihn ein! stammelte Vater Gillenormand mit undeutlicher Stimme.

Er blieb in derselben Stellung, zitterte mit dem Kopfe und sah starr nach der Thür. Sie ging auf. Ein junger Mann trat ein. Es war Marius.

Er blieb an der Thüre stehen, als erwartete er eine Aufmunterung.

Seine, nahezu Elend verrathende, Kleidung konnte in der Dämmerung, welche der Lichtschein verbreitete, nur undeutlich bemerkt

werden; aber sein ruhiges, ernstes, seltsam trauriges Gesicht war zu erkennen.

Vater Gillenormand, fast von Sinnen vor Erstaunen und vor Freude, sah einige Augenblicke nichts als etwas Helles, wie Jemand, der vor einer Erscheinung steht. Er war nahe daran, umzusinken. Es schwindelte ihm. War die Person vor ihm wirklich Marius? Ja! Er war es in Wirklichkeit.

Endlich, nach vier langen Jahren, hatte er ihn, so zu sagen, mit einem Blicke gepackt. Er fand ihn hübsch, nobel, ausgezeichnet, groß, männlich, seine Haltung gut, seine Miene charmant. Er verspürte Lust, seine Arme auszubreiten, ihn beim Namen zu rufen, sich an seine Brust zu werfen. Er war entzückt bis ins innerste Herz hinein. Worte der Liebe und Zärtlichkeit schwellten ihm die Brust, wollten überströmen. Alles, was er für seinen Liebling gefühlt, wollte sich Bahn brechen, kam aber nur bis an die Lippen, über welche, in Folge des Kontrastes, der das eigentliche Wesen seiner Natur ausmachte, eine Herbigkeit floß.

Nun! was wollen Sie denn hier? sagte er rauh.

Mein Herr! . . . war seine verlegene Antwort.

Herr Gillenormand hätte Marius gern in seine Arme stürzen sehen mögen. Er war unzufrieden mit Marius und mit sich selbst. Er fühlte wohl, daß er rauh und Marius kalt war. Es verursachte dem guten Alten eine unerträgliche, zum Zorne reizende Angst, sich innerlich so weich und thränenreich, äußerlich aber so hart zu fühlen. Da wurde er bitter und unterbrach Marius mit einem barschen Tone:

Nun, weshalb kommen Sie denn?

Dieses „nun" wollte heißen: Wenn Sie nicht kommen, mich zu umarmen!

Marius sah seinen marmorbleichen Großvater an und sagte abermals:

Mein Herr!

Wieder unterbrach ihn der Greis mit ernstem Tone:

Kommen Sie, mich um Verzeihung zu bitten? Haben Sie Ihr Unrecht eingesehen?

Er glaubte damit Marius den Weg angedeutet zu haben; dachte, daß „das Kind sich beugen würde."

Marius überlief ein Frösteln. Der Großvater verlangte, daß er, Marius, seinen Vater verläugne. Er schlug die Augen nieder und erwiederte:

Nein! mein Herr!

Nun dann, schrie der Greis ungestüm, qualerfüllt und zornig, was wollen Sie denn von mir?

Marius faltete die Hände, that einen Schritt vorwärts und sagte mit schwacher, zitternder Stimme:

Mein Herr! Haben Sie Mitleid mit mir!

Diese Worte gingen Herrn Gillenormand nahe. Früher hätten sie ihn gerührt; jetzt war es schon zu spät. Der Großvater stand auf und stützte sich, mit beiden Händen, auf seinen Stock. Seine Lippen waren blaß, sein Haupt schwankte. So ragte seine hohe Gestalt über den gebeugten Marius.

Mitleid mit Ihnen, mein Herr! Ein Jüngling verlangt Mitleid von einem einundneunzigjährigen Greise? Sie treten in das Leben und ich verlasse es! Sie besuchen das Schauspielhaus, den Ball, das Kaffeehaus, spielen Billard, haben Geist, gefallen den Frauen, sind hübsch von Gestalt und ich spucke, mitten im Sommer, auf meine Feuerbrände. Sie sind reich an dem, was allein Reichthum ist, während ich mit aller Armuth des Alters geplagt bin, an Hinfälligkeit und Einsamkeit laborire! Sie haben noch Ihre zwei und dreißig Zähne, einen guten Magen, ein gesundes Auge, Kraft, Appetit, Gesundheit, Munterkeit und einen Wald schwarzer Haare. Ich dagegen habe nicht einmal weiße. Die Zähne habe ich schon verloren. Jetzt verliere ich auch die Beine und das Gedächtniß. Es gibt drei Straßennamen, die ich fortwährend mit einander verwechsele: die Rue Charlot, die Rue du Chaume und die Rue Saint Claude. So weit ist es mit mir gekommen! Sie haben eine Zukunft voll Sonnenschein vor sich und ich fange an, die Tropfen nicht mehr zu sehen, so tief umhüllt mich schon die Nacht. Sie sind verliebt, das versteht sich von selbst! aber ich bin von Niemand in der Welt geliebt. Und Sie fordern Mitleid von mir? Parbleu! Das hätte Molière Stoff geliefert! Er hat es vergessen! Wenn Ihr auf diese Art im Palais plaidirt, Ihr Herren Advokaten, so kann man Euch gratuliren. Ihr seid drollig!

Nach einer kleinen Pause frug der Neunzigjährige wieder, mit ernstem, gereiztem Tone:

Nun denn! was wollen Sie von mir?

Ich weiß, sagte Marius, daß Sie mich nicht gern hier sehen, und bin nur gekommen, Sie um Eins zu bitten, dann gehe ich unverzüglich.

Sie sind ein Dummkopf! versetzte der Greis.

Wer sagt Ihnen denn, daß Sie gehen sollen? So lautete die Uebersetzung des zärtlichen Gedankens, der in der Tiefe seines Herzens geschrieben stand und nichts anderes bedeutete als: Aber bitte mich doch um Verzeihung! Falle mir doch um den Hals! . . . . Herr Gillenormand fühlte, daß Marius ihn über ein Kurzes verlassen würde, daß der schlechte Empfang ihn gekränkt hatte, seine

Härte ihn vertreibe. Er sagte sich das Alles und das schmerzte ihn noch mehr. Da sich der Schmerz bei ihm aber sogleich in Zorn verwandelte, so wurde er um so härter. Er hätte sich so gern von Marius verstanden gewußt; aber Marius begriff ihn nicht. Darüber wurde der gute Alte wüthend.

Wie! sagte er, Sie haben sich gegen mich, Ihren Großvater, vergessen, mein Haus verlassen, um man weiß nicht wohin, zu gehen; haben Ihre Tante trostlos gemacht, um, man kann es errathen, es ist so bequem, ein Junggesellenleben zu führen, den Stuzer zu machen, zur beliebigen Zeit nach Haus gehen zu können; haben mich nicht einmal wissen lassen, ob Sie noch am Leben sind; Schulden gemacht, ohne mich um die Bezahlung anzugehen; im Wirthshause spektakelt und Scheiben zerbrochen und kommen jetzt, nach vier Jahren zu mir, um mir nichts anderes zu sagen?

Diese gewaltsame Art, den Enkel zur Zärtlichkeit anzutreiben, hatte keinen anderen Erfolg als den, daß Marius schwieg.

Herr Gillenormand kreuzte die Arme, was bei ihm eine ausnahmsweise gebieterische Haltung andeutete.

Machen wir der Sache ein Ende! sagte er mit bitterem Tone zu Marius. Sie wollen etwas von mir! Sagen Sie es! Nun? Was ist es? Sprechen Sie!

Mein Herr, versetzte Marius abermals — jedoch mit dem Blicke eines Menschen, der fühlt, daß er in einen Abgrund stürzt — ich komme, Sie um die Erlaubniß zu bitten, mich verheirathen zu dürfen.

Herr Gillenormand klingelte. Basque machte die Thüre halb offen.

Rufen Sie meine Tochter!

Kurz darauf ging die Thüre abermals auf. Fräulein Gillenormand trat nicht ein, sondern zeigte sich nur. Marius stand sprachlos, mit schlotternden Armen und einem Verbrechergesichte da. Herr Gillenormand ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, der Länge und Breite nach, kehrte sich zu seiner Tochter um und sagte:

Es ist nichts! Da ist Herr Marius! Sagen Sie ihm guten Tag. Der Herr will sich verheirathen, da! Nun gehen Sie!

Der abgebrochene, rauhe Ton, in welchem der Greis sprach, zeigte an, daß das Maß des Zornes bis zum Rande wieder bei ihm gefüllt war. Die Tante sah Marius ganz bestürzt an, schien ihn kaum zu erkennen, machte nicht eine einzige Geberde, sprach auch keine Silbe und flog, schneller wie ein Strohhälmchen vor dem Sturmwinde, vom Odem des zornerfüllten Vaters angehaucht, von dannen.

Der hatte sich indessen an den Kamin gelehnt und grollte:

Heirathen wollen Sie, mit einundzwanzig Jahren? Das haben Sie so arrangirt! Es bedarf nur einer einfachen Formalität! Sie brauchen nur meine Permission, formaliter, nachzusuchen. Aber setzen Sie sich doch, mein Herr! Seit ich der Ehre verlustig ging, Sie zu sehen, haben wir eine Revolution gehabt. Die Jakobiner haben sie gewonnen. Das hat Ihnen gewiß gefallen! Sind Sie nicht seit Ihrer Baronisirung Republikaner? Wie Sie das einzurichten verstehen!! Eine Baronin mit einer republikanischen Sauce. Sind Sie vielleicht auch Juli-Dekorirter? Haben Sie nicht ein wenig den Louvre stürmen helfen, mein Herr? Es gibt hier in der Nähe, Rue Saint-Antoine, gegenüber der Rue des Nonain d'ières, eine Kugel im Mauerwerk des dritten Stocks eines Hauses mit der Inschrift: „28. Juli 1830." Sehen Sie sich die einmal an! So etwas sieht man gern. O! sie machen niedliche Geschichten, Ihre Freunde! Apropos! Lassen Sie nicht auch eine Fontaine an der Stelle errichten, wo das Monument des Herrn Herzogs von Berry steht? Sie wollen sich also verehelichen? Mit wem denn? Darf man, ohne Indiskretion, nach dem Namen der Auserkorenen fragen?

Er schwieg, aber bevor Marius noch Zeit zu antworten hatte, fuhr er mit heftigem Tone fort:

Nun! Sie haben doch ein Geschäft, ein Vermögen? Und wie viel bringt Ihnen Ihr Advokatenhandwerk denn ein?

Nichts! erwiederte Marius mit einer Art verzweifelter Festigkeit und Entschlossenheit.

Wie, nichts? Haben Sie außer den zwölfhundert Franken von mir keine Existenzmittel?

Marius gab keine Antwort. Herr Gillenormand fuhr fort:

Ah! ich verstehe! Das Mädchen wird reich sein?

Wie ich!

Was! Keine Mitgift?

Nein!

Aussichten?

Ich glaube nicht.

Ganz entblößt? Wer und was ist denn der Vater?

Ich weiß es nicht!

Und wie nennt sie sich?

Mademoiselle Fauchelevent.

Fauchequoi?

Fauchelevent.

Prrr! ließ sich der Alte vernehmen.

Mein Herr! schrie Marius.

Herr Gillenormand unterbrach ihn mit dem Tone eines Mannes, der einen Monolog hält.

Ja, ja! einundzwanzig Jahre, keinen Erwerbszweig, zwölfhundert Livres jährlich, dann geht die Frau Baronin Pontmercy zur Gemüsehändlerin und kauft sich für zwei Sous Petersilie.

Aber, mein Herr, fiel ihm Marius, außer sich, wie ein Mensch, der seine letzte Hoffnung erblassen sieht, in die Rede, ich bitte Sie, beschwöre Sie, im Namen des Himmels, mit gefaltenen Händen, auf meinen Knieen, zu Ihren Füßen: Geben Sie mir Ihre Einwilligung zu der Heirath!

Der Alte brach in ein gellendes unheimliches Gelächter aus und sprach und hustete dazwischen

Ha! Ha! Ha! Sie dachten wohl! Pardieu! Ich will diese alte Perrücke, diesen absurden Dummkopf aufsuchen! Wie schade, daß ich noch keine fünfundzwanzig alt bin! Ich hätte es ihm dann achtungsvoll, durch die Civilbehörde, in bester Form Rechtens, zustellen lassen. Dann wäre ich auch ohne ihn fertig geworden! Indessen, gleichviel! Ich will ihm sagen: Alter Hallunke! Du bist überglücklich, mich wiederzusehen; ich habe Lust mich zu vereheligen, mit einem Fräulein, gleichviel welche! Tochter des Herrn so und so. Der Name thut nichts zur Sache! Ich habe keine Schuhe und sie kein Hemd anzuziehen. Das paßt zusammen! Ich habe Lust Carriere, Zukunft, Jugend, Leben in's Wasser zu werfen, einen Sturz in den Strom des Elendes, mit einer Frau am Halse zu machen. Das ist so meine Idee und Du mußt einwilligen! Das alte Fossil wird sich nicht lange sträuben und sagen: Nun, mein Junge! wie Du willst! Hänge Dir Deinen Pflasterstein um den Hals! Heirathe Deine Pusselevent, Deine Coupelevent! .... Nein! mein Herr! Niemals! niemals!

Mein Vater!

Niemals!

Der Accent, mit welchem dieses „niemals" ausgesprochen wurde, benahm Marius jede Hoffnung. Er ging langsam, mit gesenktem Haupte, wankend, mehr sterbend als lebend, durchs Zimmer. Herr Gillenormand sah ihm nach. Als er die Thüre öffnete, um sich zu entfernen sprang ihm der Alte, mit der Lebhaftigkeit und dem Ungestüm eines verwöhnten Greises, nach, ergriff ihn beim Kragen, zog ihn energisch in's Zimmer zurück, warf ihn in einen Sessel und sagte:

Nun erzähle mir das!

Das einzige Wort „Vater", welches Marius entschlüpft war, hatte diesen Umschwung zu Stande gebracht.

Marius sah ihn verlegen an. In den beweglichen Zügen Herrn

Gillenormands war nichts als eine rauhe, unaussprechliche Gutmüthigkeit, zu lesen. Der Ahnherr hatte dem Großvater Platz gemacht.

Nun! laß einmal hören! sprich! erzähle mir Deine Liebesgeschichten! Plaudere! Sage mir Alles! Sapristi! wie dumm die jungen Leute doch sind!

Mein Vater! gab Marius wieder zur Antwort.

Das ganze Gesicht des Greises strahlte in unaussprechlicher Freude aus.

Ja! das ist recht! nenne mich Deinen Vater und Du wirst schon sehen!

Es lag jetzt etwas so Gütiges, Süßes, Offenes und Väterliches in dem rauhen Wesen des Alten, daß Marius, durch den plötzlichen Uebergang von Verzweiflung zur Hoffnung, wie betäubt und berauscht war. Er saß nahe beim Tische und das Kerzenlicht beleuchtete seine ärmliche Kleidung, die Vater Gillenormand mit Erstaunen betrachtete.

Nun mein Vater? . . . sagte Marius.

Aber Du scheinst ja keinen Sous zu haben, unterbrach ihn Herr Gillenormand. Du bist ja wie ein Spitzbube gekleidet!

Darauf wühlte er in einer Schieblade, zog eine Börse heraus und legte sie auf den Tisch.

Hier, sagte er, sind hundert Louisd'or, kaufe Dir einen Hut!

Mein Vater! mein guter Vater! fuhr Marius fort, wenn Sie wüßten, wie ich sie liebe. Sie können es sich nicht vorstellen. Im Luxembourg habe ich sie zum erstenmale gesehen. Da kam sie häufig hin. Anfangs gab ich nicht sehr Acht auf sie. Dann verliebte ich mich in sie, ich weiß gar nicht wie. Ach! wie unglücklich mich das gemacht hat! Jetzt besuche ich sie alle Tage. Ihr Vater weiß nichts davon. Stellen Sie sich vor, sie wollen die Stadt verlassen! Wir sehen uns im Garten, Abends. Ihr Vater will sie mit nach England nehmen. Da sagte ich zu mir: ich will den Großvater aufsuchen, und ihm die Geschichte erzählen. Es würde mich sonst toll machen; ich würde daran sterben, krank werden, in's Wasser springen. Ich muß sie absolut heirathen, sonst verliere ich den Verstand. Da haben Sie die ganze Wahrheit. Ich glaube nicht Ihnen etwas verschwiegen zu haben. Sie wohnt in der Rue Plumet. Es ist ein Garten mit einem Gitter vor dem Hause, an der Seite des Palais des Invalides.

Vater Gillenormand saß wonnestrahlend neben Marius. Während er ihm zuhörte, und sich an dem melodischen Ton seiner Stimme labte, ergötzte er sich gleichzeitig an einer mächtigen Prise Tabak. Bei dem Worte Rue Plumet stellte er seine wollüstige Aspiration ein und ließ den Rest des Schnupftabaks auf seine Knie fallen.

Rue Plumet! Du sagst Rue Plumet? Warte doch ein wenig! Ist da herum nicht eine Kaserne?

Ja, ja! jetzt erinnere ich mich! Dein Vetter Théodule hat mir davon gesprochen, der Ulanen-Offizier. So ein Jüngferchen, ein kleines Mädchen! mein Junge!

Pardieu! ja Rue Plumet! Ehemals nannte man sie Rue Blomet. Nun denke ich wieder daran. Ich habe von dieser Kleinen hinter dem Gitter der Rue Plumet sprechen hören. Eine Pamela in einem Garten. Du hast keinen übelen Geschmack! Sie soll schmuck sein. Unter uns gesagt, glaube ich, daß dieser Schöps von Ulane ihr etwas den Hof gemacht hat. Ich weiß zwar nicht, wohin das geführt hat. Indessen, das macht nichts! Uebrigens muß man es auch nicht glauben. Er brüstet sich. Ich befinde es ganz in der Ordnung, daß ein junger Mann wie Du, Marius, verliebt seist. Dein Alter bringt das mit sich. Lieber verliebt als Jakobiner! Ich sehe Dich lieber in einen Cotillon, Sapristi! lieber in zwanzig vernarrt, als in den Herrn Robespierre. Ich für meinen Theil, muß mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nie andere Sansculottes als die Frauen geliebt habe. Hübsche Mädchen sind hübsche Mädchen, zum Teufel! Dagegen ist nichts einzuwenden. Die Kleine empfängt Dich heimlich, ohne daß es der Papa weiß. Ganz in der Ordnung! Solche Histörchen habe ich auch erlebt. mehr als eins. Weißt Du, was man dann thut? Man muß nicht wild dabei werden, sich nicht in's Tragische stürzen, nicht auf Heirath erkennen und den Herrn Maire mit der Schärpe citiren. Man stellt sich dumm und ist ein gescheiter Junge, hat gesunden Menschenverstand. Gleite darüber Sterblicher! aber heirathe nicht! Man sucht den Großvater auf, der im Grunde nicht so übel ist und immer einige Rollen Gold, in einer alten Schieblade hat, und sagt zu ihm: Großvater, so ist es! Und der Großvater erwiedert: Das ist sehr einfach! Jugend will leben und Alter sterben. Ich war jung gewesen und Du wirst alt werden. Gehe, mein Junge, und gib das Deinem Enkel wieder! Da sind zweihundert Pistolen! Belustige Dich, mordi! Besser kann es nicht gemacht werden! So muß die Sache verlaufen. Man heirathet nicht und kommt doch an's Ziel. Du verstehst mich ja?

Marius, versteinert und keines Wortes mächtig, machte ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe.

Der Alte lachte gutmüthig, blinzelte mit den Augen, schlug ihn freundschaftlich auf's Knie, sah ihm mit geheimnißvollem und seeligem Ausdruck in die Augen und sagte mit dem zärtlichsten Achselzucken:

Närrischer Junge! mache sie zu Deiner Maitresse!

Marius erbleichte. Alles was ihm sein Großvater gesagt hatte, war ihm unverständlich geblieben. Die Aeußerungen des Alten, über die Rue Blomet, die Pamela, die Kaserne, den Ulanenoffizier, kamen Marius fabelhaft vor. Nichts von alle dem konnte sich doch auf Cosette, seine reine Lilie, beziehen. Der gute Alte faselte offenbar. Er hatte aber dabei ein Wort fallen lassen, das, in Marius Ohren, nicht seinet- — aber Cosettes wegen, wie eine tödtliche Beleidigung klang. Das Wort Maitresse drang dem ernsten, jungen Manne wie eine Degenspitze ins Herz. Er stand auf, raffte seinen auf der Erde liegenden Hut auf und ging festen, sicheren Schrittes nach der Thüre. Dort drehte er sich um, verneigte sich tief vor seinem Großvater, hob den Kopf in die Höhe und sagte:

Vor fünf Jahren haben Sie meinen Vater beschimpft. Heute beschimpfen Sie meine Geliebte, meine Frau! Ich werde Sie um nichts mehr bitten, mein Herr, Adieu!

Vater Gillenormand saß da, stumm vor Erstaunen, öffnete den Mund, breitete die Arme aus und versuchte aufzustehen. Bevor er aber noch ein Wort sagen konnte, hatte sich die Thüre geschlossen und Marius war verschwunden. Der Alte war eine kleine Weile so unbeweglich, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er konnte weder athmen, noch einen Ton hervorbringen. Ihm war, als hätte ihn Jemand bei der Gurgel gepackt. Endlich riß er sich mit Anstrengung aus seinem Sessel, lief nach der Thüre, so gut man mit einundneunzig Jahren laufen kann, öffnete sie und schrie:

Zu Hülfe! zu Hülfe!

Seine Tochter kam zuerst. Dann erschienen die Domestiken.

Lauft ihm nach, stöhnte er in jämmerlichem Tone! Was habe ich ihm denn gethan? Er ist närrisch, läuft fort. O mein Gott! o mein Gott! Diesmal ist alles vorbei! Er kommt nicht wieder!

Er ging ans Fenster nach der Straße zu, öffnete es mit seinen alten, zitternden Händen und beugte sich mit dem halben Leibe über die Brüstung, so daß ihn Basque und Nicolette bei den Kleidern packten.

Marius! Marius! Marius! schrie er.

Aber Marius konnte ihn schon nicht mehr hören. Er bog in demselben Momente um die Ecke der Rue St. Louis.

Der alte, verzweifelnde Mann fuhr zwei oder dreimal mit beiden Händen an seine Schläfe, schwankte, von innerer Angst gepackt, nach seinem Sessel, und ließ sich kraftlos hineinfallen. Seine Pulse klopften nicht mehr, seine Stimme hatte ihm versagt, seinen Augen fehlten Thränen. Sein Kopf schwankte wie Rohr im Winde; seine Lippen bewegten sich konvulsivisch. Er schien seiner Sinne nicht mehr mächtig und sah und fühlte nichts mehr, als etwas Düsteres, Finsteres, die Nacht im Herzen.

Neuntes Buch.

Wohin gehen sie?

I.

Jean Valjean.

An demselben Tage, um vier Uhr Nachmittags, saß Jean Valjean einsam am Fuße einer Böschung, an einem der abgelegensten Theile des Marsfeldes. War es Vorsicht, oder der Wunsch, mit seinen Gedanken allein zu sein, oder auch, ganz einfach, nur in Folge einer jener unabsichtlichen Gewohnheitsveränderungen, die sich in jede Lebensweise einschleichen: er ging seit einiger Zeit nur noch selten mit Cosette aus. Sein Anzug bestand aus einem Arbeiterkamisol, einer grauen Segeltuchhose und seiner Mütze mit langem Schirm, die sein Gesicht beschattete. Cosette machte ihm keine Sorge mehr. Er war ihretwegen ruhig, glücklich. Was ihn eine Zeit lang erschreckt und verwirrt hatte, war vergessen. Seit acht oder vierzehn Tagen quälte ihn etwas ganz anderes. Als er nämlich eines Tages auf dem Boulevard spazieren ging, begegnete ihm Thénardier. Dank seiner Verkleidung erkannte er ihn nicht. Jean Valjean war ihm aber seit der Zeit noch einige Male begegnet und hatte in Folge dessen die Ueberzeugung gewonnen, daß Thénardier in dem von ihm bewohnten Stadtviertel herumstrich. Dieser Umstand war hinreichend, ihn einen großen Entschluß fassen zu lassen. Mit Thénardier tauchten für ihn alle möglichen Gefahren auf einmal auf. Uebrigens war es auch unruhig in Paris. Die politischen Wirren waren jedem unbequem, der etwas aus seinem Leben zu verheimlichen hatte. Da die Polizei, äußerst empfindlich, ängstlich und mißtrauisch, der Fährte eines Pepin oder Morey nachspürend, leicht einen Mann wie Jean Valjean entdecken konnte, so hatte er wohl Ursache, nachdenklich zu sein. In Jean Valjean war daher der Entschluß gereift, Paris und sogar Frankreich zu verlassen. Er wollte nach England gehen und hatte es Cosette gesagt. Die Abreise sollte in längstens acht Tagen stattfinden. Darüber nachsinnend, mit allerlei Projekten im Kopfe, saß er auf der Böschung im Marsfelde. Thénardier, die Polizei, die Reise und die Schwierigkeit, sich einen Paß zu verschaffen, gaben ihm Stoff zu einer Menge Ideen, und machten ihn sorgenvoll.

Ein ihm unerklärlicher Vorfall, der sich erst ganz kürzlich zugetragen hatte und ihn lebhaft beschäftigte, hatte ihn noch argwöhnischer gemacht. Am Morgen desselben Tages, als er, die einzige wache Person im Hause, im Garten spazieren ging, bevor noch die Läden Cosette's geöffnet waren, hatte er plötzlich die, wahrscheinlich

mit einem Nagel in die Mauer eingekratzten, Worte: 16, rue de la Verrerie, bemerkt. Die Adresse war offenbar erst vor Kurzem geschrieben worden. Die Charaktere im alten, geschwärzten Mörtel waren noch ganz weiß und eine Brennesselstaude, am Fuße der Mauer, mit frischem, feinen Kalkstaube bedeckt. Vermuthlich war das in der Nacht geschrieben worden. Was bedeutete es? Galt diese Adresse ihm oder andern? Wie dem auch sein mochte; der Gartenverschluß bot keinen Schutz mehr, da unbekannte Personen eingedrungen sein mußten. Er erinnerte sich bei dieser Veranlassung wieder der sonderbaren Vorfälle, die schon einmal das Haus beunruhigt hatten. Indessen hatte er sich wohl gehütet, mit Cosette über seine Entdeckung zu sprechen. Er wollte sie nicht erschrecken. Während ihn alle diese Gedanken bestürmten, und er suchte, mit seinem Plane ins Reine zu kommen, sah er plötzlich, daß sich ihm von hinten her, auf dem Kamm der Böschung, ein Schatten näherte, da er die Sonne im Rücken hatte. Als er sich umdrehte, fiel ein zusammengefaltenes Blättchen Papier auf seine Knie, das Jemand von oben herab ihm zugeworfen zu haben schien. Er nahm das Papier, entfaltete es und las die folgenden, in großen Buchstaben, mit einem Bleistifte geschriebenen Worte:

„Ziehen Sie aus.“

Jean Valjean stand eiligst auf. Er sah anfangs Niemand auf dem Walle. Endlich bemerkte er eine Gestalt, die, in der Größe zwischen einem Kind und einer erwachsenen Person, mit einer grauen Blouse und einer bestaubten Baumwollensammethose bekleidet, sich mit großen Schritten entfernte, die Brustwehr hinauf und in den Graben des Marsfeldes hinabsprang.

Jean Valjean ging unverzüglich und sehr gedankenvoll nach Hause.

II.

Marius.

Marius war trostlos von Herrn Gillenormand geschieden. Er hatte sein Haus mit einer kleinen Hoffnung betreten und es mit unaussprechlicher Verzweiflung wieder verlassen. Wer das menschliche, jugendliche Herz studirt hat, wird es begreiflich finden, daß der Ulanenoffizier, der Vetter Théodule, der Schöps, nicht die geringste Eifersucht in Marius erweckt hatte. Der dramatische Dichter hätte vielleicht aus den, dem Enkel vom Großvater ohne Umschweife gemachten Enthüllungen Stoff zu interessanten Verwickelungen gezogen. Was indessen das Drama hierbei gewonnen hätte, wäre an Wahrheit eingebüßt worden. Marius war in dem Alter, wo man nichts Böses glaubt. Später hält man Alles für möglich. Der

Argwohn ist eine Runzel. Die Jugend hat keine. Was den Othello außer sich bringt, gleitet machtlos am Caudide ab. Wie hätte er Cosette im Verdacht haben können! Eher noch hätte Marius jedes andere Verbrechen begangen. Er lief planlos durch die Straßen. Letzte Ausflucht der Trostlosen. Alle seine Erinnerungen schienen ihn verlassen zu haben. Er dachte an gar nichts. Gegen zwei Uhr Morgens betrat er Courfeyrac's Stube und warf sich angekleidet auf seine Matraze. Es war schon heller Tag, als er aus einem scheußlichen, bleiernen Schlummer erwachte. Vor ihm standen, mit dem Hute auf dem Kopfe, im Begriffe eiligst auszugehen, Courfeyrac, Enjolras, Feuilly und Combeferre.

Willst Du dem Begräbnisse des Generals Lamarque mit beiwohnen? frug ihn Courfeyrac.

Das klang ihm chinesisch. Er verneinte es. Kurz darauf verließ er ebenfalls das Zimmer, steckte aber zuerst die Pistolen in die Tasche, welche ihm Javert, am 3. Februar, zum Gebrauche in der Thénardier'schen Raubangelegenheit übergeben hatte. Diese Pistolen waren noch geladen. Welcher düstere Gedanke ihn bewog, sie mitzunehmen, ist schwer zu sagen.

Er strich den ganzen Tag planlos herum. Von Zeit zu Zeit regnete es, ohne daß er es bemerkte. Er kaufte sich zum Diner ein Brödchen für einen Sous, steckte es in die Tasche und vergaß es. Wie es scheint, badete er sich auch, geistesabwesend in der Seine. Es gibt Situationen in welchen es unter dem Schädel wie in einem Backofen zugeht. Marius befand sich in einer derartigen Situation. Er hoffte nichts mehr und fürchtete nichts mehr, seit er das Haus seines Großvaters verlassen hatte. Er sehnte sich mit fieberhafter Ungeduld nach dem Abend und hatte nur den einzigen klaren Gedanken, daß er Cosette um neun Uhr sehen würde. Diese letzte Seligkeit war seine ganze Zukunft. Danach die Nacht. Von Zeit zu Zeit glaubte er, auf seinem Wege über die öden Boulevards, ein seltsames, aus der Stadt herübertönendes, Geräusch zu vernehmen. Wie! sollte man sich schlagen? dachte er, etwas zur Besinnung kommend.

Bei sinkender Nacht, punkt neun Uhr, wie er es Cosette versprochen hatte, war er in der Rue Plumet. Als er sich dem Gitter näherte, vergaß er alle seine Sorgen und seine Qualen. Er hatte Cosette seit achtundvierzig Stunden nicht mehr gesehen und war nun nahe daran, sie wieder an sein Herz zu drücken. Kein Wunder, daß aller Trübsinn schwand und ein unaussprechliches Entzücken seine Brust schwellte.

Jene Minuten, in welchen man Jahrhunderte lebt, sind deshalb

so gewaltig und bewundernswerth, weil sie die ganze Seele, jede Lücke des Herzens ausfüllen.

Marius schob den Riegel am Gitter zurück und stürzte in den Garten. Er fand aber Cosette nicht an der Stelle, wo sie ihn gewöhnlich erwartete. Er durchsuchte das Gebüsch und den Hintergrund in der Nähe des Perrons. Dort erwartet sie mich, dachte er. Aber Cosette war nicht da. Er schlug die Augen auf und sah, daß die Läden des Hauses geschlossen waren. Er machte die Runde im Garten. Der Garten war öde. Darauf ging er wieder nach dem Hause, liebestoll, berauscht, entsetzt, außer sich vor Schmerz und Unruhe. Er klopfte wiederholt wie Einer an die Läden, der zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kommt, auf die Gefahr hin, sich das Fenster öffnen und das finstere Gesicht des Vaters erscheinen zu sehen, sowie die entrüsteten Worte zu hören: Was wollen Sie hier? Als das Klopfen keinen Erfolg hatte, rief er laut und zuletzt gebieterisch: Cosette! Cosette! Cosette! Es blieb alles still. Da gab er die Hoffnung auf. Niemand im Garten! Und Niemand im Hause!

Marius sah mit verzweiflungsvollen Blicken nach dem finstern, schwarzen stillen Haus. Es schien ihm noch düsterer als ein Grab, weil es so leer war. Er betrachtete die Steinbank, auf welcher er so manche selige Stunde, neben Cosette, zugebracht hatte. Dann setzte er sich auf die Stufen des Perrons, schwelgte im süßen Gedanken an sein vergangenes Glück, segnete seine Liebe im innersten Herzen und dachte entschlossen: Da Cosette fort ist, so bleibt mir nichts übrig, als zu sterben.

Plötzlich drang durch die Bäume eine Stimme, die von der Straße zu kommen schien.

Herr Marius! rief sie.

Er richtete sich auf.

Was? sagte er.

Sind Sie es, Herr Marius?

Ja!

Ihre Freunde erwarten Sie an der Barriere der Rue de la Chanorerie.

Die Stimme war ihm nicht ganz unbekannt. Sie glich der heiseren, rauhen Stimme Eponinens.

Marius lief nach dem Gitter, schob den Riegel zurück, sah hinaus und bemerkte Jemand, der ihm ein junger Mensch zu sein schien. Er machte sich eiligst davon und verlor sich in der Dunkelheit.

III.
Herr Mabeuf.

Jean Valjeans Börse hatte Herrn Mabeuf keinen Vortheil gebracht. Sein ehrwürdiger, kindlicher Glaube gestattete ihm nicht, den Fund als eine Gabe Gottes zu betrachten. Er wollte es nicht zugeben, daß in den Sternen Goldmünzen geprägt würden. Indessen hatte er doch keine Ahnung davon, daß die Himmelsgabe aus der Hand Gavroches käme. Da er nicht wußte, was er davon halten sollte, so ging er zum Polizeikommissar seines Viertels, übergab ihm den Gegenstand als gefunden und überließ es ihm, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen. So ging die Börse in der That verloren, weil sie Niemand reklamirte.

Unterdessen war Herr Mabeuf immer mehr zurückgegangen.

Seine Versuche mit Indigo waren ihm im Jardin des Plantes nicht besser als im Jardin d'Austerlitz gelungen. Er schuldete seiner Haushälterin noch den Lohn vom verflossenen Jahre und war auch noch immer die Hausmiethe schuldig. Das Leihhaus hatte, nach Ablauf von dreizehn Monaten, die Kupferplatten zu seiner Flora verkauft. Ein Kupferschmidt hatte Casserollen daraus gemacht.

Als seine Platten verschwunden waren, konnte er nicht einmal die unvollständigen Exemplare seiner Flora completiren und überließ sie daher einem Antiquar für einen Spottpreis, indem er ihm Text und Platten als defekt bezeichnete. So war ihm von der Arbeit seines ganzen Lebens nichts übrig geblieben. Er lebte von dem Ertrage seiner letzten Exemplare. Als er diese schwache Hülfsquelle versiechen sah, entsagte er dem Garten und ließ ihn verwildern. Er hatte schon seit langer, langer Zeit auf seine beiden Eier und das Stück Rindfleisch verzichtet, das er von Zeit zu Zeit aß. Sein ganzes Diner bestand nur aus Brod und Erdäpfeln. Er hatte seine letzten Möbeln, und alles, was er an Bettzeug doppelt besaß, verkauft. Dann kam die Reihe an Kleider und Decken, an die Herbarien und Kupferstiche. Seine werthvollsten Bücher waren ihm noch geblieben. Darunter befanden sich einige, äußerst seltene Exemplare, wie die Quadrius historiques de la Bible, Ausgabe 1560; die Concordance des Bibles, von Pierre de Besse; die Marguerites de la Marguerite, von Jean de la Hage, mit einer Widmung, an die Königin von Navarra; das Buch von der Charge et dignité de l'ambassadeur, von dem Sieur de Villiers Hotman; ein Florilegium rabbinicum aus 1644; ein Tibulle, aus 1567, mit der prächtigen Ueberschrift: Venetiis, in aedibus Manutianis; endlich ein Diogène Laerce, 1644 in Lyon gedruckt, worin sich die berühmten Varianten des Manuskriptes 411, aus dem 13. Jahrhundert, des Vatikans und die beiden, von Henri

Estienne, so wirksam benutzten, venetianischen Manuskripte 393 und 394, so wie alle Stellen im dorischen Dialekte fanden, die nur in dem berühmten Manuskripte, aus dem 12. Jahrhundert, der Bibliothek in Neapel anzutreffen sind.

Herr Mabeuf ließ sein Zimmer nie heizen und legte sich mit Sonnenuntergang ins Bett, um kein Licht zu verbrennen. Fast schien es, als hätte er keine Nachbaren mehr. Er bemerkte, daß sie ihm auswichen, wenn sie ihn sahen. Das Elend eines Kindes interessirt eine Mutter, das Elend eines jungen Mannes ein Mädchen, das Elend eines Greises aber Niemand. Es ist unter allem Jammer der frostigste. Inzwischen hatte Vater Mabeuf seine kindliche Heiterkeit nicht ganz verloren. Sein Auge wurde etwas lebhafter, wenn es auf seine Bücher fiel und er lächelte beim Anblick seines Diogène Laerce. Ein zweites Exemplar existirte nicht. Sein verglaster Bücherschrank war das einzige Möbel, das er, außer dem absolut Nöthigen, besaß.

Eines Tages sagte Mutter Plutarch wieder zu ihm:

Ich habe kein Geld für unser Diner. Das sollte heißen: um Brod und vier bis fünf Erdäpfel anzuschaffen.

Auf Kredit! sagte Herr Mabeuf.

Sie wissen ja, daß man es uns abschlägt.

Herr Mabeuf machte seinen Bücherschrank auf und sah sich seine Lieblinge lange, einen nach dem andern, an, einem Vater gleich, der seine Kinder dezimiren soll und keine Wahl treffen kann. Endlich ergriff er eins, steckte es unter seinen Arm und ging damit hinaus. Zwei Stunden danach kam er ohne das Buch zurück, legte dreißig Sous auf den Tisch und sagte:

Jetzt können Sie das Diner zubereiten.

Von jenem Momente ab bemerkte Mutter Plutarch, daß das redliche Gesicht des Greises wie mit einem düsteren Flore bedeckt war, der nicht mehr verschwand.

Tag für Tag ging er, mit einem Buch unter dem Arm, aus und kam mit einem Silberstücke zurück. Da die Büchertrödler sahen, daß er in Noth war, so gaben sie ihm zwanzig Sous für ein Werk, das er, mitunter bei demselben Antiquar mit zwanzig Franken bezahlt hatte. So ging die ganze Bibliothek, Band um Band verloren. Manchmal sagte er: Ich bin doch schon achtzig Jahre alt ..... als hätte er sich darüber gewundert, noch nicht, vor seiner Bibliothek, den Weg alles Irdischen gegangen zu sein. Er wurde mit jedem Tage trübsinniger. Eines Tages kam er indessen freudig zurück. Er war mit einem Robert Etienne ausgegangen, hatte ihn für 25 Sous auf dem Quai Malaquais verkauft und kam mit einem Alde zurück, den er für 40 Sous, in der Rue

des Gres, erhandelt hatte. Ich bin fünf Sous schuldig geblieben, sagte er, strahlend zur Mutter Plutarch.

An jenem Tage dinirte er nicht.

Er war Mitglied der Société D'Horticulture. Da seine Armuth dort bekannt wurde, so besuchte ihn der Präsident dieser Gesellschaft eines Abends und versprach ihm, ihn beim Ackerbau- und Handelsminister zu empfehlen. Das that er auch. — „Wie ist es möglich! rief der Minister. Ein alter Gelehrter, ein Botaniker, ein friedfertiger Mann! O! da muß etwas geschehen. Das glaube ich!“ Tags darauf erhielt Herr Mabeuf eine Einladung zum Diner beim Minister. Zitternd vor Freude zeigte er den Brief seiner alten Haushälterin. — Wir sind gerettet! rief er ihr zu. Um die festgesetzte Zeit machte er sich auf den Weg. Als er die Wohnung des Ministers betrat, bemerkte er, daß seine zerknitterte Halsbinde, sein großer, altmodischer Frack und seine gelb gewichsten Schuhe Staunen bei der Dienerschaft erregten. Niemand sprach mit ihm, nicht einmal der Minister. Als er, gegen 10 Uhr Abends, immer noch auf eine Ansprache wartete, hörte er die Frau des Ministers, eine hübsche Dame, in einem stark ausgeschnittenen Kleide, der er sich nicht zu nähern gewagt hatte, einen Herrn fragen: Wer ist denn dieser alte Herr?

Um Mitternacht ging er zu Fuß, im Platzregen, nach Hause. Er hatte einen Elzevir verkaufen müssen, um die Wohnung des Minister in einem Fiaker erreichen zu können.

Es war seine Gewohnheit, alle Abende vor dem Schlafengehen, einige Seiten aus seinem Diogène Laerce nachzulesen. Er verstand genug Griechisch, um sich an den Eigenthümlichkeiten des, in seinen Händen befindlichen, Textes erquicken zu können. Das war noch seine einzige Freude. So verstrichen einige Wochen. Da plötzlich wurde Mutter Plutarch krank. Es gibt noch etwas Traurigeres als nicht einmal Geld genug zu besitzen, um ein Brod beim Bäcker zu kaufen. Wenn man nämlich nicht weiß, wovon man dem Apotheker seine Mixturen bezahlen soll. Eines Abends verschrieb der Arzt ein sehr theures Recept. Die Krankheit hatte einen bedenklichen Charakter angenommen. Eine Wärterin that Noth. Herr Mabeuf öffnete daher seinen Bücherschrank. Es war nichts mehr darin. Der letzte Band war fort. Es blieb ihm nur der Diogène Laerce.

Er nahm das Unicum unter seinen Arm und ging damit fort. Es war der 4. Juni 1832. Sein Weg führte ihn nach der Porte Saint Jaques, zum Nachfolger Royols. Er kam mit hundert Franken zurück; legte die Rolle Fünffrankenthaler auf den Nachttisch seiner alten Dienerin und ging, ohne ein Wort zu sprechen, in sein Zimmer.

Am folgenden Tage setzte er sich, bei Sonnenaufgang auf den umgestürzten Grenzstein in seinem Garten. Den ganzen Morgen konnte man ihn über die Hecke, unbeweglich, mit gebeugtem Kopf und starr auf die verwelkten Beete gerichtetem Auge da sitzen sehen. An demselben Nachmittag ging es außerordentlich geräuschvoll in Paris zu. Es klang wie Flintenschüsse und Wehegeschrei einer großen Menge.

Vater Mabeuf hob den Kopf auf, sah einen Gärtner vorbeigehen und frug ihn:

Was mag das sein?

Aufläufe! sagte der Angesprochene, mit dem Grabscheite auf den Rücken, im ruhigsten Tone der Welt.

Wie! Aufläufe?

Ja! man schlägt sich.

Weshalb denn?

Ah! Dame! *) gab der Gärtner zur Antwort.

An der Seite wo das Arsenal ist.

Vater Mabeuf ging ins Haus, nahm seinen Hut, suchte maschinenmäßig nach einem Buche, um es unter den Arm zu stecken, fand aber keins mehr und sagte: Ach! es ist ja wahr! Dann ging er mit verstörter Miene fort.

Zehntes Buch.

Der 5te Juni 1832.

I.

Das Oberflächliche der Frage.

Was ist ein Auflauf, ein Aufstand, eine Emeute? Nichts und Alles! Ein nach und nach entwickeltes elektrisches Fluidum, eine plötzlich ausbrechende Flamme, eine unstäte Gewalt, ein Windstoß! Dieser Windstoß tost um die Sprecher, die Träumer, um gepeinigte Seelen, brennende Leidenschaften, heulendes Elend und reißt Alles mit sich fort.

Wohin?

In die Arme des Zufalls, mitten durch den Staat, die Gesetze, den Wohlstand und die Unverschämtheit der Andern.

Zorn gewordene Ueberzeugung; sauerer Enthusiasmus; überwallende Indignation; compromittirte kriegerische Instinkte; jugendlicher, exaltirter Muth; generöse Verblendung; Neugierde; Geschmack am Wechsel; Durst nach Ueberraschendem; jene Disposition, welche Ur=

---

*) Volksthümliche Antwort, die so viel als: Weiß man es denn? bedeutet.

sache ist, daß man gern einem neuen Stücke beiwohnt und mit Vergnügen den Pfiff des Theatermaschinisten hört; unbestimmter Haß; Groll; getäuschte Hoffnung; jede Eitelkeit, die vom Schicksal mißhandelt worden zu sein glaubt; Unbehagen; hohle Träume; Ehrgeiz, am Fuße steiler Felsenwände; Alles, was Heil im Zusammensturz sucht; und endlich tief unten, Torf, jener feuerfangende Koth: Das sind die Elemente zu einer Emeute.

In der Emeute erscheinen: Das Unterste und das Oberste; Wesen die auf unbetretenen Pfaden herumstreichen; Zigeuner; Leute ohne Gewerbe; Vagabunden an Kreuzwegen; solche die Nachts in einem öden, ungedeckten Hause schlafen, Wind und Wetter trotzend; die ihr tägliches Brod vom Zufall und nicht von der Arbeit erwarten, die unbekannten Mitglieder des Elends und der Nichtigkeit, sowie die Bloßarme und Barfüße.

Jeder, der im Geheimen mit dem Staat, mit seiner Stellung im Leben oder seinem Schicksale unzufrieden ist, sympathisirt mit der Emeute, schauert, wenn sie sich zeigt und fühlt sich mit in den Wirbel gerissen.

Die Emeute ist eine Art Trombe der sozialen Atmosphäre, die sich bei einer gewissen Temperatur, plötzlich bildet, kreist, steigt, läuft, tost, losreißt, rasirt, zerschmettert, zerstört, entwurzelt, große und winzige Naturen ergreift, den starken wie den schwachen Geist, den Blumenstamm wie den Strohhalm.

Wehe dem, den sie mitreißt, so wie dem, auf welchen sie stößt. Sie zerschmettert einen am andern. Sie theilt denen, welche sie mit fortreißt eine außerordentliche, unmeßbare Kraft mit, gibt dem ersten Besten ihre eigene Gewalt, die Gewalt der Ereignisse, und macht aus allem Wurfgeschosse. Sie verwandelt einen Bruchstein in eine Kanonenkugel und einen Lastträger in einen General.

Nach gewissen Orakelsprüchen einer heimtückischen Politik soll etwas Emeute, vom Standpunkte der Regierung aus, wünschenswerth sein, nach dem Grundsatze: daß die Emeute jene Regierungen stärkt, welche sie nicht stürzt. Dabei wird die Armee auf die Probe gestellt, die Bourgeoisie concentrirt, die Polizeigewalt ausgedehnt und die Kraft der sozialen Muskulatur constatirt.

Es ist eine gymnastische Uebung, fast ein Gesundheits-Turnen. Die Regierungsgewalt befindet sich nach einer Emeute besser, wie ein Kranker nach der Einreibung.

Vor dreißig Jahren wurde die Emeute auch noch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet.

Es gilt für Alles eine Theorie, die sich von selbst geltend macht: gesunder Menschenverstand: Philint gegen Alcest; die Vermittlung zwischen dem Wahren und Falschen. Sie tritt erklärend, warnend,

aber in der Politik schwächend und etwas hochmüthig auf, weil sie, aus Tadel und Entschuldigung zusammengesetzt, mehr Pedanterie als Weisheit ist. Eine ganze juste-milieu genannte, politische Schule repräsentirt diese Richtung. Zwischen dem kalten und warmen Wasser ist sie das lauwarme. Diese Schule mit ihrer falschen, ganz oberflächlichen Tiefe analysirt die Effekte, geht aber nicht auf die Ursachen zurück und beurtheilt vom Lehrstuhle einer Halbwissenschaft herab, die Agitationen auf der Straße. Diese Schule behauptet Folgendes:

„Die Emeuten machten das Ereigniß von 1830 verwickelter, benahmen diesem großartigen Faktum einen Theil seiner Lauterkeit. Die Juli-Revolution war ein schöner, populärer Windstoß. Gleich danach war der Himmel wieder blau. Mit den Emeuten stellte sich ein Nebel ein. Diese, Anfangs durch Einstimmigkeit so bemerkenswerthe Revolution artete aus. Bei der Juli-Revolution gab es, wie bei jedem ruckweisen Fortschritt, geheime Brüche. Die Emeuten machten sie erst fühler, das heißt, man konnte sagen: Dies oder das ist zerbrochen! Nach der Juli-Revolution fühlte man sich frei, eines Druckes enthoben. Nach den Emeuten dagegen verspürte man die Rückwirkung einer Katastrophe.

„Bei jeder Emeute werden die Läden geschlossen, die Fonds herabgedrückt, die Börse außer Fassung gebracht, der Handel suspendirt, die Geschäfte zum Stocken gebracht und Fallimente herbeigeführt. Das Geld verschwindet, der Privatbesitz wird beunruhigt, der öffentliche Kredit erschüttert, die Industrie in Verlegenheit, das Kapital zum Weichen gebracht, der Arbeitslohn herabgedrückt. Ueberall Furcht. In allen Städten Gegenwirkung. Allenthalben Abgrund. Man hat berechnet, daß der erste Tag einer Emeute Frankreich 20 Millionen, der zweite 40, der dritte 60 kostet. Eine dreitägige Emeute kostet also 120 Millionen und ist nur vom finanziellen Standpunkte aus betrachtet, einer verlorenen Schlacht, oder einem Schiffbruche, zu vergleichen, in welchem sechs Linienschiffe zu Grunde gehen.

„Ohne Zweifel hatten die Emeuten, historisch betrachtet, ihr Schönes. Der Krieg auf dem Pflaster ist nicht minder grandiös und pathetisch als im Gebüsch. Einerseits die Seele der Wälder, der Naturgeist, andererseits das Herz der Städte. Hier Jean Jouan dort Jeanne. Die Emeuten warfen ein rothes aber glänzendes Licht auf den Pariser. Die originellsten Züge seines Charakters traten dadurch in den Vordergrund: Großmuth, Aufopferungsfähigkeit, stürmende Lustigkeit. Die Studenten bewiesen, daß Tapferkeit und Klugheit neben einander bestehen können. Die Nationalgarde war unerschütterlich; die Boutiquiers bivouakirten; die Gamins hielten

sich wie Festungen und Vorübergehende verachteten den Tod. Schüler und Legionaire geriethen an einander. Alles erwogen, trennte sie nur Altersverschiedenheit. Es ist derselbe Menschenschlag. Es sind dieselben Stoiker, welche, im zwanzigsten Jahre für ihre Ideen, im vierzigsten für ihre Familie sterben. Die, im Bürgerkriege stets trübsinnige Armee setzte der Verwegenheit Klugheit entgegen! Während die Emeuten Zeugniß von der Unerschrockenheit des Volkes ablegten, bildeten sie gleichzeitig den Bürgermuth aus.

„Das wäre schon gut. Ist das Errungene aber das vergossene Blut werth? Und zu dem vergossenen Blute kommt noch die verdüsterte Zukunft, der compromittirte Fortschritt, die Unruhe der Besseren, die Verzweiflung der honetten Liberalen, der fremde Absolutismus, der sich darüber freut, daß die Revolution sich selbst solche Wunden schlug und die triumphirende. 1830 besiegte, Partei. „Haben wir es nicht vorhergesagt!" ruft diese. Man bedenke ferner, daß, wenn Paris vielleicht auch größer, Frankreich doch sicher kleiner geworden ist; daß, denn es muß alles gesagt werden, Metzeleien nur zu oft den Sieg der wild gewordenen Ordnung, über die toll gewordene Freiheit entehrten. Kurz und gut! die Emeuten waren unheilvoll."

So spricht jene Halbweisheit, womit sich die Bourgeoisie, dieses Halbvolk, so gern zufrieden stellt. Was uns betrifft, so verwerfen wir dieses zu umfassende und folglich zu bequeme Wort „Emeute". Wir machen einen Unterschied zwischen Volksbewegung und Volksbewegung. Wir fragen uns nicht, ob eine Emeute so viel als eine Schlacht kostet. Zunächst, warum denn eine Schlacht? Ist der Krieg minder Geißel als die Emeute öffentliches Unheil? Und dann: ist denn jede Emeute ein Unglück? Gesetzt auch, der 14. Juli hätte hundertundzwanzig Millionen verschlungen! Hat die Herrschaft Philipps des V. in Spanien Frankreich nicht zwei Milliarden gekostet? Selbst bei gleichen Kosten würden wir den 14. Juli vorziehen. Uebrigens wollen wir nichts mit diesen Zahlen zu thun haben. Sie sollen etwas beweisen und sind nur Worte. Wenn wir über eine Emeute urtheilen sollen, so analysiren wir sie. In allem, was der doktrinaire, oben citirte Einwurf anführt, ist nur von der Wirkung die Rede. Wir dagegen suchen die Ursache.

II.

Der Kern der Frage.

Wir unterscheiden zwischen Emeute und Insurrection. Doppelter Zornausbruch! der eine ist ungerecht der andere gerecht. In demokratischen Staaten, die allein rechtlich begründet sind, kommt es mitunter vor, daß sich eine Fraction Uebergriffe erlaubt. Dann er=

hebt sich die Gesammtheit und die nothwendige Reclamation ihres Rechtes kann zur Entscheidung durch die Waffen führen. In allen Fragen, welche die Collektivsouveränität betreffen, ist der Krieg der Mehrzahl mit der Fraktion Insurrektion. Greift aber die Fraktion das Ganze an, so ist das eine Emeute. Je nachdem die Tuilerien von dem Könige oder dem Convente eingenommen sind, greift man sie mit Recht oder Unrecht an. Die gegen die Menge, das Volk, gerichtete Kanone hatte am 10. August Unrecht, am 14. Vendémiaire Recht. Scheinbar dasselbe Ereigniß, wesentlich aber verschieden! Die Schweizer vertheidigen das Unwahre. Bonaparte ist bei der Wahrheit. Was das allgemeine Stimmrecht in seiner Freiheit und Souverainität schuf, kann der Aufstand der Massen nicht beseitigen. Dasselbe gilt in rein civilisatorischen Angelegenheiten. Der gestern noch herrschende Instinkt der Massen kann morgen auf einer falschen Fährte sein. Dieselbe Wuth, welche legitim gegen Terray ist, wird zum Unsinn gegen Turgot. Zertrümmerung der Maschinen, Plünderung der Waarenlager, Bruch der Schienen, Zertrümmerung der Docks, die Menge auf falschem Weg, Gerechtigkeits-Verweigerung beim Fortschritt, Ramus von den Schülern ermordet, Rousseau mit Steinwürfen aus der Schweiz vertrieben: Das ist die Emeute. Israel gegen Moses, Athen gegen Phocion, Rom gegen Scipio ist auch Emeute. Paris gegen die Bastille ist Insurrektion. Die Soldaten gegen Alexander und die Matrosen gegen Christoph Columbus ist sogar Empörung, gottlose Empörung! Weshalb? Weil Alexander mit dem Schwerte in der Hand, für Asien das gethan hat, was Christoph Columbus mit der Boussole für Amerika that Alexander und Columbus fanden jeder eine Welt. Der Civilisation eine Welt bieten, ist eine solche Zunahme an Licht, daß jeder Widerstand strafbar ist. Mitunter wird sich das Volk selbst untreu, wird die Menge zum Verräther am Volk. So kann z. B. nichts seltsamer sein, als der lange und blutige Protest der falschen Seulniers, dieser legitime, langwierige Widerstand, der im entscheidenden Momente, am Tage des Heils, zur Stunde als das Volk siegen sollte, sich auf die Seite des Thrones schlägt, in Chouannerie, verkehrt und aus einer Insurrektion eine Emeute wird. Der falsche Seulnier entgeht dem königlichen Galgen und pflanzt, mit einem Seilrest am Halse, die weiße Kokarde auf Das „Tod den Gabelles" verwandelt sich in „Vive le Roi." Die Mörder der Bartolomäus-Nacht, die Septembristen, die Todtschläger von Avignon, die Mörder Colignys, die Frau von Lamballe, Brune's, Miguelets's, Verdets's, Cadenettes's, die Gefährten Jehu's, die Chevaliers du Brassard haben alle Emeute gemacht. Der Aufstand in der Vendée ist nichts als eine große, katholische Emeute. Nicht immer ist das Tosen ver-

worrener Massen gleichbedeutend mit dem Rumor des sich aufraffenden Rechts. Es gibt eine tolle Wuth, wie es gesprungene Glocken gibt. Die Sturmglocke tönt nicht immer rein. Fessellose Leidenschaften und Unwissenheit ist etwas anderes als Fortschritt. Steht auf! gut, aber nur um größer zu werden! Zeigt mir wohin ihr wollt. Eine Insurrektion kann nur vorwärts gehen. Jeder andere Aufstand ist schlimm; jeder gewaltsame Schritt rückwärts eine Emeute. Weichen heißt sich gegen das Menschengeschlecht vergehen. Die Insurrektion ist der Wuthausbruch der Wahrheit. Aus den Pflastersteinen, welche sie schleudert, blitzt der Funke des Rechts. Bei der Emeute fliegt kein Funke, sondern nur Koth von diesen Pflastersteinen. Danton gegen Ludwig den XVI. ist Insurrektion, Hebert gegen Danton aber Emeute.

Daher kommt, daß die Insurrektion, wie Lafayette gesagt hat, in gewissen Fällen die heiligste der Pflichten und die Emeute das fatalste der Attentate werden kann.

Es besteht aber auch ein Unterschied in der Intensität des Wärmestoffs. Die Insurrektion gleicht oft einem Vulkan und die Emeute einem Strohfeuer.

Mitunter ist, wie wir angedeutet haben, die Emeute auf Seite der Staatsgewalt. Polignac ist ein Aufwiegler, Camille Desmoulins ein Mann der Ordnung.

Manchmal ist Insurrektion Auferstehung (résurrection) da die Lösung der großen, gesellschaftlichen Fragen durch das allgemeine Stimmrecht eine absolut moderne Thatsache ist und die ganze Geschichte vor diesem Faktum, seit viertausend Jahren, nichts als eine lange Leidensgeschichte der Völker, und eine beständige Verletzung des Rechts ist, so bringt jede historische Epoche einen Protest mit sich, wie er zu der Zeit möglich war. Unter den Cäsaren gab es keine Insurrektion, aber einen Juvenal.

Das „facit indignatio“ ersetzt die Gracchen.

Unter den Cäsaren gab es den Verbannten von Syene und den Mann der Annalen.

Wir wollen des riesengroßen Verbannten von Patmos nicht näher gedenken, der die reale Welt, im Namen der idealen, mit seinem Proteste erdrückte, aus dem prophetischen Blick eine kolossale Satyre machte und das ninivei'sche, babylonische, sodomitische Rom mit der flammenden Fackel der Offenbarung beleuchtete.

Johannes auf seinem Felsen ist eine Sphinx auf ihrem Piedestal. Man kann ihn möglicher Weise nicht verstehen. Er ist Jude, Hebräer; aber der Mann, der die Annalen geschrieben hat, ist ein Lateiner, besser gesagt ein Römer.

Da die Herrschaft der Krone eine düstere war, so müssen sie

auch schwarz gemalt werden. Die Arbeit mit dem Grabstichel allein würde zu matt ausfallen. Es muß noch eine concentrirte, ätzende Prosa in die Vertiefungen gegossen werden.

Die Despoten haben sich um die Denker verdient gemacht. Das gefesselte Wort ist furchtbar, der Schriftsteller verdoppelt und verdreifacht die Kraft seines Styls, wenn ein Herr dem Volke Schweigen auferlegt. Eine gewisse mysteriöse Fülle entspringt diesem Schweigen, dringt in die Gedanken und macht sie eisenstark. Der historische Druck ruft den historischen Lakonismus hervor, denn die granitartige Festigkeit einer berühmten Prosa ist weiter nichts, als die durch tyrannischen Druck erzeugte Gegenwirkung.

Die Tyrannei zwingt den Schriftsteller zu Diameterreduktionen, die seine Kraft vermehren. Die ciceronische Periode würde sich am Caligula abgestumpft haben. Weniger Schwulst und mehr Gedanke, weniger Fleisch und mehr Mark. Tacitus denkt so.

Die Ehrbarkeit eines großen Herzens, in welchem sich Gerechtigkeit und Wahrheit condensirte, ist niederschmetternd. Es sei nebenbei bemerkt, daß Tacitus historisch nicht über Cäsar steht. Ihm waren die Tiberius vorbehalten. Cäsar und Tacitus sind zwei auf einander folgende Phänomene, deren Zusammentreffen geheimnißvoll von dem vermieden worden zu sein scheint, der in dem großen Weltdrama, das Erscheinen und Verschwinden der Akteure im Verlaufe der Jahrhunderte anordnet. Cäsar ist groß und Tacitus ist groß. Gott ersparte es diesen beiden Größen, sich an einander zu reiben. Der Richter eines Cäsar konnte zu strenge richten und ungerecht sein. Das wollte Gott nicht. Die großen Kriege in Afrika und Spanien, die Vernichtung der cilicischen Piraten, die Civilisation Galliens, Brittaniens und Germaniens: diese ganze Glorie schwebt über dem Rubicon. Wir stoßen da auf eine Art Delikatesse der göttlichen Gerechtigkeit. Sie will den furchtbaren Historiker nicht gegen den berühmten Usurpator loslassen, verschont Cäsar mit einem Tacitus und bewilligt dem Genie die mildernden Umstände.

So viel ist gewiß! Despotismus bleibt Despotismus, selbst unter einem genialen Despoten. Unter den berühmten Tyrannen war die Corruption keine scheußliche, moralische Pest, wie unter der Tyrannei der Infamie. Da trug die Schande nicht einmal einen Schleier. Jedenfalls war es nützlicher für die Menschheit, daß Tacitus und Juvenal diese Schmach ohne Entschuldigung ohrfeigten. Rom dünstet übeler unter Vitellius, als unter Sulla aus. Unter Claudius und Domitian entspricht die moralische Verkrüppelung und Erniedrigung der individuellen Häßlichkeit des Tyrannen. Der Unflath der Sklaverei rührt direkt vom Tyrannen her. Ein pestartiger Geruch strömt aus diesen verfaulten Gewissen, in welchen sich

das Bild des Herrn und Meisters abspiegelt. Die Staatsgewalt ist kothig, besudelt; die Herzen sind klein, eng; die Gewissen abgestumpft; die Seelen gleichen Wangen! So ist es unter Caracalla, so unter Commodus und Heliogabal, während es im römischen Senat, unter Cäsar, nur nach dem Miste roch, der sich in Adlershorsten findet.

Daher das, dem Anscheine nach, ziemlich späte Erscheinen des Tacitus und Juvenal. Der Erklärer erscheint erst im Momente der Evidenz.

Aber Juvenal und Tacitus sowohl als Jesaias in den biblischen Zeiten und Dante im Mittelalter, sind Menschen, Individuen. Emeute und Insurrektion repräsentiren eine Menge, die bald recht, bald unrecht hat. In den meisten Fällen geht die Emeute aus einer materiellen Thatsache hervor. Insurrektion ist immer ein moralisches Phänomen. Masaniello repräsentirt die Emeute, Spartacus die Insurrektion. Diese grenzt an den Geist, jene an den Magen. Der Magen knurrt und hat sicher nicht immer unrecht. In der Hauptfrage hat die Emeute, Buzançais z. B., einen wahren pathetischen und gerechten Ausgangspunkt. Demungeachtet bleibt sie Emeute. Weshalb? Weil sie im Grunde zwar recht, in der Form aber unrecht hat. Wild, obgleich im Recht, gewaltthätig, obgleich stark, schlägt sie blind darauf los. Sie gleicht einem augenlosen Elephanten, der zermalmt, was ihm unter die plumpen Füße geräth. Ihre Bahn bezeichnen die Leichen von Weibern, Greisen und Kindern. Sie vergießt, ohne zu wissen weshalb, das Blut der Unschuldigen und Wehrlosen. Das Volk ernähren ist ein guter Zweck, aber es niedermetzeln ein schlechtes Mittel.

Alle bewaffneten Proteste, sogar die legitimsten, selbst der 10. August und der 14. Juli, treten mit gleicher Verwirrung auf. Es schäumt und tobt, ehe sich das Recht entwickelt. Im Anfang ist die Insurrektion Emeute, wie der Fluß Gießbach. Gewöhnlich führt sie zum Ocean Revolution. Manchmal indessen verliert sich die Insurrektion in einem bürgerlichen Abzugskanal, wie der Rhein in einem Sumpfe, nachdem sie — aus dem reinsten Schnee des Ideals, auf jenen Höhen geboren, die den moralischen Horizont der Gerechtigkeit, Weisheit, Vernunft und des Rechts begrenzen — mit dem Reflex des Himmels im Fluthenspiegel, von Fels zu Felsen gestürzt war und, durch hundert Zuflüsse angeschwellt, ihre Gewässer majestätisch, triumphirend, vorwärts gewälzt hatte. Alles das gehört der Vergangenheit an. Anders ist die Zukunft. Das allgemeine Stimmrecht ist deshalb bewundernswerth, weil es die Emeute im Prinzip angreift und die Insurrektion entwaffnet. Es nimmt ihr die Waffe und gibt ihr das Votum. Der unvermeidliche Fortschritt

ist Beseitigung des Krieges, des Straßenkrieges sowohl, als des Krieges in heißer Feldschlacht.

Worin sich übrigens die Insurrektion von der Emeute unterscheidet, ist dem Bourgeois eigentlich nicht recht deutlich. Diese Nüancen sind ihm ziemlich unbekannt. Ihm ist alles Aufruhr, reine, einfache Rebellion, Empörung der Dogge gegen den Herrn, ein Versuch zu beißen, der mit Kette und Maulkorb bestraft werden muß, ein Bellen und Schnappen bis zu dem Tage, an welchem der herangewachsene Hund so ziemlich einem Löwen gleicht. Dann schreit der Bourgeois: Es lebe das Volk!

Wie muß, nach dieser Erklärung, historisch betrachtet, die Junibewegung des Jahres 1832 angesehen werden. Ist das eine Emeute oder eine Insurrektion?

Eine Insurrektion.

Es könnte vorkommen, daß wir bei der folgenden Schilderung dieses furchtbaren Dramas mitunter, aber nur um das Oberflächliche einer Thatsache zu bezeichnen, das Wort Emeute gebrauchen. Daraus darf aber nicht geschlossen werden, daß wir die Form Emeute mit dem Wesen Insurrektion identifiziren.

Die Bewegung von 1832 war in ihrem raschen Ausbruch und ihrem kläglichen Schwinden so großartig, daß selbst die, welche nur eine Emeute darin sehen, nicht ohne Achtung davon sprechen. Ihnen nach, war sie die Fortsetzung der Bewegung des Jahres 1830. Die aufgeregte Einbildungskraft, sagen sie, beruhigte sich nicht in einem Tage. Eine Revolution kann nicht plötzlich gedämpft werden. Es wogt nothwendig noch eine Zeit lang, ehe Ruhe eintritt. Verlaufen sich doch die Berge auch nur allmälig in die Ebene und heben sich nicht senkrecht auf ihr ab. Es gibt keine Alpen ohne Jura und keine Pyrenäen ohne Asturien.

Diese pathetische Krisis der Zeitgeschichte welche die Pariser „Epoque des émeutes" nennen, fällt sicher in eine charakteristische Stunde, unter den stürmischen dieses Jahrhunderts. Noch ein Wort, ehe wir mit der Erzählung der Ereignisse beginnen.

Die folgenden Thatsachen gehören jener dramatischen und lebendigen Realität an, welche die Geschichte mitunter, aus Mangel an Zeit und Raum, vernachlässigt. Und doch ist grade darin, wir bestehen darauf, Leben, Zucken, menschliches Schaudern zu erkennen. Wir glauben es schon gesagt zu haben, daß die kleinen Einzelnheiten so zu sagen das Laubwerk der großen Begebenheiten sind und sich in den Jahrhunderten der Geschichte verlieren. Die sogenannte Epoche der Emeuten hat Ueberfluß an Details dieser Art. In den gerichtlichen Untersuchungen konnte, aus andern als historischen Rücksichten, nicht allen auf den Grund gegangen werden. Wir wollen

daher, unter den bekannten und veröffentlichten Einzelnheiten, solche beleuchten, die nur theilweise, aus Vergessenheit oder wegen Todesfalls bekannt geworden sind. Die Mehrzahl der Akteure in diesen Riesenscenen sind verschwunden. Sie waren schon am folgenden Tage stumm. Wir können sagen, daß wir das, was wir erzählen wollen, selbst gesehen haben. Einige Namen sind verändert worden, weil die Geschichte erzählt und nicht denunzirt. Im Uebrigen ist das Gemälde wahr. Von dem besonderen Standpunkte dieses Buches aus, schildern wir nur eine Seite und eine Episode, aber sicher die am wenigsten bekannte, aus den Tagen des 5. und 6. Juni 1832. Dabei soll der Leser aber unter dem düstern Schleier, den wir lüften, die wahre Gestalt dieses schreckenerregenden öffentlichen Abenteuers sehen.

III.

Ein Begräbniß; Gelegenheit zu einer Wiedergeburt.

Im Frühlinge 1832 war Paris — obgleich die Cholera seit drei Monaten alle heißen Köpfe abgekühlt und eine düstere Abspannung hervorgerufen hatte — schon lange auf einen Stoß vorbereitet. Wie wir schon bemerkt haben, gleicht die große Stadt einer Kanone. Wenn sie geladen ist, bedarf es nur eines Funkens und der Schuß fällt. Der Funke im Juni 1832 war der Tod des Generals Lamarque. Lamarque war ein renommirter, energischer Charakter. Er hatte sich unter dem Kaiserreiche und unter der Restauration, auf dem Schlachtfelde und auf der Rednerbühne, hervorgethan. Es war eine doppelte, der jedesmaligen Epoche angemessene, Bravour, der Muth des Kriegers und der Muth des Redners. Er war so beredt wie tapfer und sein Wort so spitzig wie sein Schwert. Wie sein Vorgänger Foy, hatte er erst das Kommando und dann die Freiheit in Ehren gehalten. Er saß zwischen der Linken und der äußersten Linken und vom Volke geliebt, weil er etwas von der Zukunft erwartete und dem Kaiser gute Dienste geleistet hatte. Er war mit den Grafen Gérard und Drouet einer der inpetto-Marschälle Napoleons gewesen. Die Verträge von 1815 hatten ihn einer persönlichen Beleidigung gleich, entrüstet. Er haßte Wellington so gründlich, daß es der Menge gefiel. Seine Trauer um Waterloo hatte er majestätisch, siebzehn Jahre lang, getragen, ohne den folgenden Ereignissen große Aufmerksamkeit zu schenken. Als er im Sterben lag, als seine letzte Stunde schlug, drückte er einen Degen an seine Brust, der ihm das Offizier-Corps in der Zeit der hunderttägigen Herrschaft überreicht hatte. Napoleon starb mit dem Worte Armee auf den Lippen; Lamarque mit dem Worte Vaterland.

Sein Tod war vorhergesehen, vom Volke als ein Verlust, von

der Regierung als eine Gelegenheit gefürchtet worden. Er verbreitete allenthalben Trauer und wie alles, was bitter ist, verwandelte sich diese Trauer in Aufstand.

Tags zuvor und am Morgen des 5. Juni, an welchem das Begräbniß Lamarques stattfand, bot der Fauburg St. Antoine, an welchem der Leichenzug vorbeikam, einen drohenden Anblick. Ein dumpfes Treiben und Tosen herrschte in diesem immer geräuschvollen Straßenlabyrinthe. Man bewaffnete sich, so gut man konnte. Schreiner nahmen die Platten von ihren Werktischen, um Thüren damit einzurennen. Einer darunter schliff sich einen langen Haken zu, der ihm als Dolch dienen sollte. Ein Anderer hatte sich, schon seit drei Tagen, mit den Kleidern zu Bett gelegt, weil er jeden Augenblick bereit sein wollte, mitanzugreifen. Ein Zimmermann, Namens Lombier, begegnete einem Kameraden, der ihn frug: Wohin gehst Du? — Ei! Ich habe keine Waffen! — Nun! was solls? — Ich will auf dem Werkplatze meinen Zirkel suchen. — Wozu denn? — Das weiß ich noch nicht, sagte Lombier. Ein Anderer, Namens Jacqueline, ein Ausläufer, rief die an ihm vorübergehenden Arbeiter an: Kommt mit! Dann führte er die Angesprochenen zu einem Weinwirth, gab für zehn Sous Wein zum Besten und frug: Hast Du Arbeit? — Nein! — So gehe zu Filspierre, zwischen der Barriere Montreuil und der Barriere Charonne. Dort wirst Du Arbeit finden. — Bei Filspierre fand man Patronen und Waffen. Gewisse bekannte Chefs machten die Runde, von einem Ort zum andern, um Leute zusammen zu bringen. Bei Barthélemy, an der Barriere du Trône und bei Capel, im Petit-Chapeau, sprachen sich die Gäste in ernstem, feierlichem Tone an. — Wo hast Du Dein Pistol? hieß es. — Unter meiner Blouse. Und Du? — Unter meinem Hemde! — In der Rue Traversière, vor der Werkstätte Rolands und im Hof des Maison-Brûlée, vor der Werkstätte des Werkzeug-Fabrikanten Bernier, standen flüsternde Gruppen. Darunter fiel, als eins der eifrigsten Individuen, ein gewisser Marot auf, der nie länger als eine Woche in einer Werkstätte blieb. Die Meister schickten ihn fort, weil sie sich täglich mit ihm streiten mußten. Marot wurde, Tags nachher, an der Barrikade der Rue Ménilmontant getödtet. Pretol, der ebenfalls kämpfend starb, stand Marot bei. Auf die Frage, was er eigentlich damit bezwecke, antwortete er: Die Insurrektion! — An der Ecke der Rue de Bercy hatten sich Arbeiter versammelt, die auf einen gewissen Lemarin, einen revolutionären Agenten im Faubourg St. Marceau warteten. Man rief sich die mots d'ordre (Parole) fast öffentlich zu.

Am 5. Juni also — bald regnete es, bald schien die Sonne, —

bewegte sich der Leichenzug des Generals Lemarque mit dem üblichen, der Vorsicht halber noch verstärkten, militärischen Pomp durch Paris. Zwei Bataillone mit gesenkten Gewehren und schwarzumflorten Trommeln, zehntausend Nationalgarden mit dem Säbel an der Seite, escortirten den Sarg. Der Wagen wurde von jungen Leuten gezogen. Dicht dahinter folgten die Invalidenoffiziere, mit Lorberzweigen in den Händen. Dahinter eine zahllose, seltsam aufgeregte Menge, die Rechtsschule, die medizinische Schule, die Sektionäre der „Amis du peuple“, die Flüchtlinge aller Nationen, spanische, deutsche, italienische, polnische, trikolore Fahnen, alle nur denkbaren Banner, Kinder mit grünen Zweigen, Steinhauer und Zimmerleute, die zu der Zeit ihre Arbeiten eingestellt hatten und Buchdrucker, die man an ihren Papiermützen erkannte. Sie gingen zu zwei oder drei, schrieen und hatten fast alle Stöcke, einige sogar Säbel. Sie bewegten sich ordnungslos, aber von einem Geiste beseelt und waren bald ein lärmender Haufe, bald eine Colonne. Einige Gruppen wählten sich ihre Anführer. Einer darunter war mit einem deutlichen Paar Pistolen versehen und schien die an ihm vorüberziehenden Reihen, welche ihm Platz machten, zu inspiziren. In den Contre-Alleen der Boulevards, in den Zweigen der Bäume, auf den Balkonen, an den Fenstern, auf den Dächern wimmelte es von angstvoll blickenden Männer-, Weiber- und Kinderköpfen. Eine bewaffnete Menge zog vorbei, eine bestürzte betrachtete sie.

Die Regierung beobachtete, mit der Hand am Degen. Auf dem Platze Louis XV. konnte man vier Escadrons Carabiniers, im Sattel, mit den Trompetern voran, sehen. Ihre Patrontaschen waren gefüllt, ihre Karabiner geladen. Sie konnten in jedem Moment interveniren. Im Quartier latin und am Jardin des Plantes war die Municipalgarde von Straße zu Straße in Reihen aufgestellt. Bei der Halle-aux-Vins hielt eine Escadron Dragoner; auf dem Grève-Platz die Hälfte des 12. leichten Regiments, dessen andere Hälfte auf dem Bastillenplatz stand, das 6. Dragonerregiment hielt bei den Cölestinern und der ganze Hof des Louvre war voll Artillerie. Der Rest der Truppen lag in den Kasernen und wartete auf Ordre. Außerdem standen noch Regimenter in den Umgebungen von Paris. Die besorgte Regierung hielt achtzigtausend Mann Soldaten in der Stadt und dreißigtausend in der Bannmeile der drohenden Menge gegenüber in Bereitschaft.

Verschiedene Gerüchte cirkulirten unter dem Leichenbegleitungspersonale. Man sprach von einer legitimistischen Verschwörung, von dem Herzog von Reichsstadt, den Gott in dem Momente für den Tod bezeichnet habe, wo die Menge ihn für den Kaiserthron bestimme. Eine unbekannt gebliebene Person verkündete, daß zur

bestimmten Stunde dem Volke die Thore einer Waffenfabrik von zwei zuverlässigen Altgesellen geöffnet werden würden. Auf der entblößten Stirn der meisten Anwesenden las man schlaffen Enthusiasmus. Hier und da bemerkte man unter dieser, von mancherlei mächtigen, aber edlen Empfindungen ergriffenen Menge, wahre Uebelthätergesichter, Schandmäuler, welche die Worte: Plündern wir! hören ließen. Gewisse Agitationen bringen, wie das Umrühren in einem Moraste, Schlamm zum Vorscheine und trüben das Wasser. Einer wohlorganisirten Polizei ist dieses Phänomen keineswegs fremd. Der Zug schleppte sich, langsam und fieberhaft, vom Sterbehause über den Boulevard, nach der Bastille. Von Zeit zu Zeit regnete es; aber die Menge achtete nicht darauf. Unterwegs traten mehrere Ereignisse ein; darunter die folgenden: Der Sarg wurde um die Vendôme=Säule herumgetragen. Man warf mit Steinen nach dem Herzog von Fitz=James, den man auf einem Balcon, mit dem Hute auf dem Kopfe, bemerkt hatte. Der gallische Hahn wurde von einer Volksfahne heruntergerissen und diese durch den Koth geschleift. Ein Stadtsergeant wurde an der Porte St. Martin durch einen Degenstich verwundet. Ein Offizier des 12ten leichten Regimentes sagte laut: Ich bin Republikaner. Die Polytechniker, welche consignirt waren, erschienen nichts desto weniger und wurden mit dem Rufe: Es lebe die polytechnische Schule! es lebe die Republik! empfangen. Auf dem Bastillenplatz standen lange Reihen furchtbar aussehender Neugieriger. Sie kamen aus dem Faubourg St. Antoine und schlossen sich an den Zug an. Es fing an in der Menge schrecklich zu gähren.

Ein Mann sagte zu einem andern:

Siehst Du den dort? mit dem rothen Bärtchen. Der wird sagen, wann geschossen werden soll. Wie es scheint, erschien derselbe Rothbart bei einer andern Emeute in derselben Eigenschaft. Es war die affaire Quénisset.

Der Todtenwagen kam an der Bastille und dem Kanal vorbei, rollte über die kleine Brücke und erreichte den freien Platz an der Austerlitzbrücke; dort hielt er. Aus der Vogelperspektive betrachtet, hätte die Menge, in jenem Momente, einem Kometen geglichen, dessen Kern auf der Esplanade war und dessen Schweif sich über den Quai Bourdon, den Bastilleplatz und den Boulevard, bis nach der Porte St. Martin zog. Es bildete sich ein Kreis um den Todtenwagen. Die lärmende Menge wurde still. Lafayette sprach und sagte Lamarque Lebewohl. Es war ein rührender, erhabener Augenblick.

Alle Köpfe waren entblößt. Alle Herzen klopften rascher. Plötzlich erschien, mitten in dieser Gruppe, ein schwarz gekleideter

Mann zu Pferde, mit einer rothen Fahne. Andere behaupten, es sei eine Pike, mit einer rothen Mütze darauf, gewesen. Lafayette drehte den Kopf um und Excelmans trat aus dem Zuge.

Die rothe Fahne rief einen Sturm hervor und verschwand dann. Vom Boulevard Bourbon bis nach der Austerlitz-Brücke ertönte ein Wehegeschrei, das an die hochgehenden, tosenden Wogen des Oceans erinnerte. Zwei Rufe erschallten von Tausend und abermals tausend Stimmen wiederholt: — Lamarque in's Pantheon! Lafayette in's Rathhaus! — Junge Leute spannten sich, unter dem Beifallsgeschrei der Menge, an den Wagen Lamarques und schleppten ihn über die Austerlitzbrücke, während andere Lafayette in einem Fiaker über den Quai Morland zogen.

In der Menge, welche Lafayette umringte und ihm Beifall klatschte, bemerkte man und zeigte sich einen Deutschen, Ludwig Snyder*), der seitdem als Hundertjähriger gestorben ist, 1776 mitgefochten hatte und in Trenton unter Washington, in Brandywine (?) unter Lafayette gefochten hatte.

Inzwischen hatte sich die Munizipalcavallerie auf dem linken Ufer in Bewegung gesetzt und die Brücke abgesperrt. Auf dem rechten Ufer kamen die Dragoner, von den Cölestinern her, und entwickelten sich auf dem Quai Morland. Das, Lafayette schleppende und eskortirende Volk sah sie plötzlich an der Ecke des Quais und schrie: die Dragoner! Sie ritten im Schritt heran, schweigend, die Pistolen im Halfter, die Säbel in der Scheide, die Stutzrohre in Ruhe, mit düsterer, erwartungsvoller Miene.

Zweihundert Schritte vor der kleinen Brücke machten sie Halt. Der Fiaker, in welchem sich Lafayette befand, rollte auf sie zu. Sie öffneten ihre Reihen, ließen ihn durch und schlossen sie wieder. Unterdessen waren die Volksmassen den Dragonern ganz nahe gekommen. Frauen ergriffen voll Schrecken die Flucht.

Was ging in jener verhängnißvollen Minute vor? Niemand weiß es. Es ist der düstere Moment, in welchem sich zwei Wolken mit einander vermengen. Die Einen sagen, daß an der Seite des Arsenals eine zum Angriff auffordernde Trompete gehört worden sei, Andere, daß ein Dragoner von einem Kinde (!) mit einem Dolche gestochen worden sei. Thatsache ist, daß plötzlich drei Schüsse losgingen, wovon einer den Anführer der Dragoner, Cholet, und der zweite eine alte, taube Frau tödtete, die ihr Fenster in der Rue Contrescarpe, schloß. Der dritte nahm einem Offizier ein Stück von der Epaulette mit. „Es fängt zu früh an!" rief eine Frau. Plötzlich sah man, gegenüber dem Quai Morland, eine Eskadron

---

*) Vermuthlich Schneider.

Dragoner, die in der Kaserne zurückgeblieben war, im Galop und mit dem blanken Säbel in der Faust, durch die Rue Bassompière und über den Boulevard hervorbrechen und Alles vor sich herfegen.

Da war es geschehen, der Sturm entfesselt. Es regnete Steine. Flintenschüsse fielen. Viele stürzen sich von dem kleinen Ufer herab in den Seinearm, der gegenwärtig ausgefüllt ist und wateten durch denselben nach dem anderen Ufer. Die Holz- und Bauplätze der Insel Louvier, welche sich sehr gut zur Vertheidigung eignen, füllen sich mit Kämpfern. Man reißt Palisaden aus, feuert Pistolenschüsse ab und legt eine Barrikade an. Die zurückgedrängten jungen Leute laufen mit dem Sarge über die Austerlitzbrücke und fallen die Municipalgarde an. Die Carabiniers stürzen herbei. Die Dragoner säbeln. Die Menge zerstreut sich nach allen Richtungen. Ein kriegerisches Geräusch läuft durch die ganze Stadt. Zu den Waffen! schreit man. Man rennt, überrennt, flieht und widersteht. Der Zorn facht die Emeute, wie der Wind die Flamme an.

IV.

Wie es ehemals kochte.

Nichts kann Außerordentlicher, überraschender sein, als das erste Gewimmel und Treiben bei einer Emeute. Da bricht Alles mit einemmale los. War es vorher gesehen? Ja! Vorbereitet? Nein! Es steigt aus dem Pflaster; es fällt vom Himmel, aus den Wolken. Hier zeigt die Insurrektion den Charakter eines Complottes, dort den einer Improvisation. Der erste Beste dominirt einen Haufen Volk und schleppt ihn wohin er will. Der Anfang ist schrecklich und auch furchtbar munter. Man hört Wehegeschrei. Die Magazine werden geschlossen. Die Standkrämer packen ein. Dann vernimmt man einzelne Schüsse. Menschen fliehen. Kolbenschläge donnern an die Hausthore. In den Haushöfen hört man Mägde lachen und sagen: Jetzt wird es einen hübschen Rumor geben!

Noch war keine Viertelstunde verflossen, als sich schon Folgendes, fast gleichzeitig an zwanzig verschiedenen Punkten, in Paris zugetragen hatte.

In der Rue St. Croix de la Bretonnerie betraten circa zwanzig junge Leute mit langen Haaren und Bärten ein Estaminet und kamen, einen Augenblick darnach, mit einer horizontalen, trikoloren, schwarz beflorten Fahne zurück. An der Spitze des Zuges gingen drei Bewaffnete, von welchen der Eine einen Säbel, der Zweite ein Gewehr, der Dritte eine Pike trug.

In der Rue des Nonaindières bot ein gut gekleideter Bürger den Vorübergehenden Patronen an. Er war etwas beleibt, hatte

eine wohlklingende Stimme, eine hohe Stirn, einen kahlen Schädel, einen schwarzen Bart und einen rauhen, struppigen Schnurrbart.

In der Rue St. Pierre Montmartre trugen bloßarmige Männer eine schwarze Fahne umher. Darauf standen in weißen Buchstaben die Worte: Republik oder Tod!

In den Straßen des Jeuneurs, du Cadran, Montorgueil, Mandar erschienen Gruppen. Sie schwenkten Fahnen, auf welchen in goldenen Lettern das Wort „Sektion“ und eine Nummer zu lesen war. Eine dieser Fahnen zeigte Roth und Blau, mit einem kaum wahrnehmbaren Streifen Weiß dazwischen.

Man plünderte eine Waffenfabrik, auf dem Boulevard St. Martin und drei Waffenläden, in der Rue Beaubourg, Rue Michel-le-Comte und Rue du Temple. In wenigen Minuten hatten die tausend und aber tausend Hände der Menge zweimalhunderttausend, fast durchgängig doppelläufige Gewehre, vier und sechszig Säbel und drei und achtzig Pistolen ergriffen und fortgeschleppt. Um noch mehr Leute bewaffnen zu können, nahm man die Bayonnete von den Gewehren herunter.

Gegenüber dem Quai de la Grève drangen junge Leute mit ihren Musketen bei Frauen ein, um aus ihren Fenstern zu schießen. Einer darunter hatte eine Muskete mit einem Radschloß. Sie klingelten, gingen ins Haus und fabrizirten Patronen. Eine jener Frauen erzählte später: „Ich wußte nicht was Patronen sind. Mein Mann hat es mir erst gesagt!“

Ein Haufe drang gewaltsam in einen Curiositäten-Laden, in der Rue des Vieilles Haudriettes und nahm dort Yatagans und türkische Waffen fort.

In der Rue de la Perle lag die Leiche eines, durch einen Flintenschuß getödteten Maurers.

Auf dem rechten und linken Seineufer, auf den Quais, den Boulevards und im lateinischen Viertel, so wie im Quartier des Halles sah man Männer, Arbeiter, Studenten, Sektionaire athemlos Proklamationen lesen. „Zu den Waffen!“ schrieen sie, zerbrachen die Straßenlaternen, spannten die Wagen ab, rissen das Pflaster auf, stießen die Hausthüren ein, entwurzelten Bäume, wühlten in den Kellern herum, rollten Fässer über die Straße, häuften Pflastersteine, Bausteine, Möbel und Bohlen zu Barrikaden auf.

Die Bürger wurden gezwungen, mit Hand anzulegen. Man ging in die Wohnungen der Frauen, ließ sich Säbel und Flinten der abwesenden Männer geben und schrieb mit Kreide auf die Thüre: „Die Waffen sind abgegeben!“ Einige stellten Quittungen mit ihrer Unterschrift über empfangene Säbel aus und sagten: Laßt sie morgen auf der Mairie abholen. Isolirte Schildwachen wurden

in den Straßen entwaffnet. Dasselbe geschah den sich sammelnden Nationalgardisten. Man riß den Offizieren die Epauletten herunter. In der Rue du Cimetière St. Nicolas wurde ein Nationalgardeoffizier von einem, mit Stöcken und Floretten bewaffneten, Haufen verfolgt. Er flüchtete sich mit großer Noth in ein Haus, das er nur bei Nacht, verkleidet verlassen konnte. Im Quartier St. Jacques verließen die Studenten haufenweise ihre Hotels, gingen die Rue St. Hyacinthe hinauf, nach dem Café du Progres, oder nach dem Café des Sept-Billards, in der Rue des Mathurius. Dort vertheilten junge Leute vor den Thüren, auf Ecksteinen, Waffen. Man plünderte den Holzhof in der Rue Transnonain, um Barrikaden zu machen. An einem einzigen Punkte leisteten die Bewohner Widerstand. Es war an der Ecke der Straßen S.-Avoye und Simon-le-Franc, wo sie selbst die Barrikade zerstörten. Nur an einer Stelle wichen die Insurgenten, in der Rue du Temple, wo sie eine angefangene Barrikade verließen, nachdem sie Feuer auf eine Abtheilung Nationalgarde gegeben hatten. Sie entflohen durch die Rue de la Corderie. Die siegende Abtheilung raffte eine rothe Barrikadenfahne auf, sowie einen Haufen Patronen und dreihundert Pistolenkugeln. Die Nationalgarden zerrissen die Fahne und trugen die Fetzen an den Spitzen ihrer Bayonette davon.

Alles, was wir hier langsam und successive anführen, geschah gleichzeitig an allen Punkten der Stadt, inmitten eines ungeheuren Tumultes. Es glich dem Zucken einer Menge nur von einem einzigen Donnergerolle begleiteten Blitzstrahlen.

In weniger als einer Stunde wuchsen siebenundzwanzig Barrikaden in dem einen Viertel der Hallen aus der Erde. Im Mittelpunkte stand das famose Haus Nr. 50, das Jeanne und hundertsechs Gefährten, wie eine Festung vertheidigten. An der einen Seite war es durch eine Barrikade nach St. Merry, an der anderen durch eine Barrikade nach der Rue Maubuée gedeckt. So beherrschte es drei Straßen: die Rue des Arcis, die Rue St. Martin und die Rue Aubry-le-Boucher in der Fronte. Zwei unter einem Winkel angelegte Barrikaden zogen sich, die eine von der Rue Montorgueil nach der Grande-Truanderie, die andere, von der Rue Geoffroy-Lagevin nach der Rue St. Avoye. Dazu kamen noch unzählige Barrikaden, in zwanzig andern Pariser Vierteln, im Marais, am Berge St.-Geneviève. In der Rue Menilmortant hatte man eine, mit einem aus seinen Angeln gerissenen Hausthore gebildet. Zu einer andern, an der kleinen Brücke beim Hotel-Dieu, war eine abgespannte und umgestürzte Ecossaise verwendet worden. Dreihundert Schritte davon liegt die Polizeipräfektur.

An der Barrikade der Rue des Ménétriers vertheilte ein gut

gekleideter Mann Geld unter die Arbeiter. An der Barrikade der Rue Grénetal erschien ein Reiter und übergab dem, der Barrikaden-Chef zu sein schien, eine Rolle, vermuthlich Geld. — „Da! sagte er, hier ist etwas um die Ausgaben für Wein et caetera zu bestreiten." Ein junger, blonder Mann ohne Halsbinde ging von einer Barrikade zur andern. Er überbrachte Anweisungen, Verhaltungsmaßregeln. Ein anderer, mit blankem Säbel und einer blauen Polizeimütze auf dem Kopfe stellte Schildwachen aus. Im Inneren, zwischen den Barrikaden, waren die Wirthshäuser und Portierlogen in Wachstuben verwandelt worden. Uebrigens wurde die Emeute mit bester militairischer Taktik geleitet. Die engen, ungleichen, winkeligen, krummen Straßen waren sorgfältig ausgesucht worden. Dazu gehörten namentlich die Umgebungen der Halle. Dort ist das Straßennetz so verwickelt, wie die Pfade in einem Wald. Wie man sagte, hatte die Gesellschaft der Amis du Peuple die Leitung der Insurrektion im Viertel St. Avoye übernommen. Bei einem, in der Rue du Pronceau getödteten, Mann fand man einen Plan von Paris.

In Wirklichkeit wurde die Emeute durch den Ungestüm dirigirt, mit welchem die soziale Atmosphäre geschwängert war. Die Insurrektion hatte plötzlich mit einer Hand Barrikaden erbaut, und sich mit der andern fast aller Garnisonposten bemächtigt. Die Insurgenten hatten, fast mit der Schnelligkeit einer angezündeten Pulverschlange, in weniger als drei Stunden folgende Punkte überfallen und genommen: auf dem rechten Ufer das Arsenal, die Mairie am Place Royale, den ganzen Marais, die Waffenfabrik Popincourt, die Galiote, der Chateau d'Eau, alle Straßen in der Nähe der Hallen; auf dem linken Ufer: die Kaserne des Vétérans, St. Pélagie, die Place Maubert, die Pulvermühle des Deux-Moulins und alle Barrieren. Um fünf Uhr Abends waren sie Herren des Bastillenplatzes, der Lingerie, der Blancs-Monteaux. Ihre Vorposten standen am Place des Victoires und bedrohten die Bank, die Kaserne des Petits-Pères und das Hotel des Postes. Ein Drittel von Paris betheiligte sich an der Emeute.

Der Kampf war überall heiß und erbittert. Man entwaffnete, durchsuchte die Häuser, überfiel die Läden der Waffenschmiede und Händler. Der mit Pflastersteinwürfen begonnene Krieg wurde mit Flintenschüssen fortgesetzt.

Gegen sechs Uhr Abends verwandelte sich die Passage Saumon in ein Schlachtfeld. Die Insurgenten standen an dem einen, die Truppen am anderen Ende. Man füselirte sich von einem Gitter zum anderen. Ein Beobachter, ein Träumer, der Autor dieses Buches, wollte sich den Vulkan in der Nähe ansehen und kam in der Passage zwischen zwei Feuer. Er konnte sich vor den Kugeln nur

hinter den zwischen zwei Läden vorspringenden Halbsäulen schützen und mußte nahezu eine halbe Stunde in dieser kritischen Situation verharren.

Unterdessen wurde Generalmarsch geschlagen. Die Nationalgardisten warfen sich eiligst in ihre Uniformen und griffen nach den Waffen. Die Legionen verließen die Mairien und die Regimenter ihre Kasernen. Gegenüber der Passage de l'Ancre wurde einem Tambour ein Dolchstoß versetzt. Ein anderer wurde in der Rue du Cygne von etwa dreißig jungen Leuten überfallen. Sie stießen ihm seine Trommel durch und nahmen ihm seinen Säbel. Einer wurde in der Rue Grenier-St.-Lazare getödtet. In der Rue Michel-le-Comte fielen drei Offiziere nach einander todt nieder. Mehrere verwundete Munizipalgardisten zogen sich in der Rue des Lombards zurück.

Vor der Cour-Batave fand eine Abtheilung der Nationalgarde eine rothe Fahne mit der Inschrift: Republikanische Revolution Nr. 127! War es in der That eine Revolution?

Die Insurrektion hatte aus dem Centrum von Paris eine Art krumme, winkelige, kolossale Festung gemacht.

Da war der Herd und die Lösung der Frage. Alles andere war nur Scharmützel. Was bewies, daß alles dort zur Entscheidung kommen mußte, war, daß man sich daselbst noch nicht schlug.

In wenigen Regimentern waren die Soldaten unschlüssig. Das verdunkelte die schreckliche Krisis noch mehr. Sie erinnerten sich, daß das 53ste Linienregiment im Juli 1830, wegen der von ihm damals beobachteten Neutralität vom Volke applaudirt worden war. Zwei unerschrockene, im Kriege wohl erfahrene Männer, der Marschall von Loban und der General Bugeaud kommandirten, Bugeaud unter Loban. Aeußerst zahlreiche, aus Linienbataillonen zusammengesetzte und von ganzen Gardenational-Compagnien umschlossene, Patrouillen recognoscirten, mit einem beschärpten Polizei-Commissär an der Spitze, die von den Insurgenten besetzten Straßen. Ihrerseits hatten die Insurgenten Vedetten an den Straßenecken ausgestellt, und, ebenfalls kühn, Patrouillen über die Barrikaden hinaus entsandt. So beobachtete man sich von beiden Seiten. Die Regierung, mit einer Armee zur Verfügung, zögerte. Es wollte Nacht werden, als man die Sturmglocke von Saint-Merry vernahm. Der damalige Kriegsminister Soult, der bei Austerlitz gewesen war, sah alle dem mit finsterer Miene zu.

Solche alte, an correkte Manöver gewöhnte Seeleute, können ihre Zuflucht zu nichts anderem nehmen, als zur Taktik, dieser Boussole der Schlachten. Sie sind ganz verschlagen und rathlos, gegenüber der schäumenden, kolossalen Volkswuth und können mit dem revolutionairen Wind nicht fahren.

Die Nationalgarden aus dem Weichbilde liefen eiligst und in Unordnung herbei. Ein Bataillon des 12. leichten Regiments kam im Sturmschritte aus St. Denis, und das 14. Linien = Regiment aus Courbevoie. Auf dem Carroussel = Platze hatten die Batterien der Militärschule Position genommen und aus Vincennes rasselten Kanonen heran. In den Tuilerien war es einsam und still. Louis Philipp war ganz heiter.

V.

Pariser Originalität.

Paris hatte seit zwei Jahren, wie gesagt, mehr als eine Insurrektion gesehen. Seltsamer Weise ist Paris, beim Ausbruche einer Emeute, außer an den Punkten, wo man sich schlägt, ganz ruhig. Paris gewöhnt sich rasch an Alles. „Es ist ja nur eine Emeute!" sagt man. Paris ist stets so beschäftigt, daß es sich durch eine solche Kleinigkeit in seinem Wirken nicht stören lassen kann. So ein Schauspiel können nur kolossale Städte bieten. Nur auf einem sehr großen, ausgedehnten Gebiete ist Bürgerkrieg und auffallende Sorglosigkeit gleichzeitig möglich, der Ladeninhaber (boutequier) begnügt sich in der Regel damit, wenn er den Generalmarsch schlagen hört und die Insurrektion beginnt, zu sagen:

Es scheint, daß sie sich in der Rue St. Martin wieder zanken!

Oder:

Im Faubourg St. Antoine.

Oft fügt er sorglos hinzu:

Da herum, in der Gegend!

Später, wenn der boutiquier die durchdringenden, unheilverkündenden Gewehrsalven knattern hört, sagt er:

Es heizt also wirklich ein! Sieh da! Es heizt!

Einen Moment danach, wenn das Getöse näher kommt, die Emeute größeren Umfang annimmt, macht er plötzlich seinen Laden zu und zieht rasch seine Uniform an, das heißt, er bringt seine Waaren in Sicherheit und riskirt sein Leben.

Man schießt sich an den Straßenecken, in einer Passage, in einer Sackgasse, nimmt die Barrikaden, verliert sie und nimmt sie wieder, Blut fließt, Kartätschenkugeln zerstückeln die Façaden der Häuser und tödten die Leute in ihren Alkoven. Leichen versperren die Wege. Einige Straßen weiter hört man das Caramboliren der Billardbälle in den Kaffeehäusern.

Die Theater öffnen sich und spielen Vaudevilles. Zwei oder drei Schritte von jenen Straßen, in welchen der Bürgerkrieg tobt, plaudern und lachen Neugierige. Die Fiaker fahren wie gewöhnlich, und man begegnet Leuten, die in der Stadt zu Mittag speisen wollen. Mitunter besuchen sie sogar das Viertel, in welchem man sich

schlägt. 1831 wurde eine Füsillade unterbrochen, um Hochzeitsgäste vorüberziehen zu lassen.

Während der Insurrektion, am 12. Mai 1839, sah man einen kleinen, alten, schwächlichen Mann, eine Handkarre, mit einem trikoloren Lumpen darauf, durch die Rue Saint Martin ziehen. Er fuhr seinen mit Flaschen beladenen Karren bald nach der Barrikade, bald zu den Truppen, indem er unparteiisch einmal der Regierung, das andermal der Anarchie seine, mit loco*) gefüllten, Gläser anbot.

Nichts kann seltsamer sein als derartige Züge. Sie charakterisiren die pariser Emeuten und sind in keiner andern Stadt anzutreffen. Zwei Ursachen tragen dazu bei: die Größe der Stadt und die Munterkeit ihrer Bewohner. So etwas ist nur möglich, wo es einen Voltaire und einen Napoleon gab.

Bei der Waffenergreifung am 5. Juni 1832 empfand die große Stadt doch Etwas, das vielleicht noch stärker war als sie. Sie hatte Furcht. Man sah allenthalben, in den entferntesten und „unbetheiligtsten" Stadtvierteln, Thüren, Fenster und Läden am selben Tage geschlossen. Die Muthigeren bewaffneten sich, während sich die Furchtsamen versteckten. Die sorglosen Geschäftsgänger waren verschwunden. Viele Straßen waren öde, wie um vier Uhr Morgens. Es liefen beunruhigende Gerüchte um, fatale Neuigkeiten: — daß sie die Bank genommen hätten — daß im Kloster de Saint-Merry allein sechshundert Mann in der Kirche verschanzt seien — daß die Linie nicht sicher sei — daß Armand Carrel beim Marschall Clausel gewesen sei und dieser gesagt habe: Ich bin einer der Ihrigen. Ich werde Ihnen überall folgen, wo Platz für eine Sänfte ist — daß man auf seiner Hut sein müsse — daß bei Nacht isolirte Häuser in den einsamen Stadttheilen geplündert werden würden (polizeiliche Einbildungskraft; gouvernementale Anna-Ratcliffe) — daß eine Batterie in der Rue Aubry-le-Boucher aufgepflanzt worden sei — daß Loban und Bugeaud sich beriethen und um Mitternacht, oder spätestens bei Tagesanbruch, vier Colonnen gleichzeitig auf das Centrum der Insurgenten losstürzen würden; daß die erste von der Bastille, die zweite von der Porte-Saint-Martin, die dritte vom Grève-Platz, die vierte von den Hallen her anrücken würde — daß die Truppen vielleicht auch Paris räumen und sich nach dem Marsfelde zurückziehen würden — daß man nicht wisse, was bevorstehe; daß es diesmal aber sicher schlimm sei.

Man konnte das Zögern des Marschalls Soult nicht begreifen

---

*) Eine limonadenartige, nach Süßholz schmeckende Erfrischung, die namentlich an heißen Sommertagen von ambulirenden Verkäufern dem Publikum angeboten wird.

und sprach viel darüber. Warum hat er nicht gleich angreifen lassen? hieß es. Sicher ist, daß er in tiefe Meditationen versunken war. Der alte Löwe schien ein ihm unbekanntes Ungeheuer in dem verhängnißvollen Dunkel zu wittern.

Als der Abend anbrach, blieben die Theater geschlossen. Drohend aussehende Patrouillen machten die Runde, visitirten die Vorübergehenden und arretirten die Verdächtigen. Um neun Uhr waren mehr als achthundert Personen arretirt, die Polizeipräfektur, die Conciergerie und das Gefängniß La Force überfüllt. In der Conciergerie namentlich war der unterirdische Raum, den man die Pariser Straße nennt, mit Strohbündeln bedeckt, auf welchen ein Haufe von Gefangenen lag, die der lyoner Lagrange wacker ansprach. Die große Menge Stroh, von so vielen Menschen durcheinander gerüttelt, raschelte wie ein Platzregen. Anderwärts schliefen die Gefangenen unter freiem Himmel, in den Gefängnißhöfen, einer auf dem andern. Ueberall herrschte Beklommenheit und ein gewisses, Paris sonst ziemlich fremdes, Zittern.

Man verbarrikadirte sich in den Häusern, die Frauen, namentlich die verheiratheten, waren voll Sorge: „O! mein Gott! er ist noch nicht da!" hörte man allenthalben ausrufen. Nur selten vernahm man das Rollen eines Wagens. Man horchte an Thüren und Fenstern auf den Rumor, das Geschrei, den Tumult, den dumpfen, undeutlichen Lärm und sagte dann: Es ist Kavallerie! — Es sind galopirende Pulverwagen! Dazwischen erschallten Trompeten, Trommeln, Flintensalven und namentlich die klagenden Töne der Sturmglocke von Saint-Merry. Man wartete auf den ersten Kanonenschuß. An den Straßenecken tauchten Männer auf und verschwanden: — Geht nach Hause! schrieen sie. Dann verriegelte man die Thüren und sagte: Wie wird das enden? Paris schien sich von Augenblick zu Augenblick in dem Maße, als die Nacht hereinbrach, drohender unter der furchtbaren Fackel der Emeute zu färben.

Eilftes Buch.

Das Atom fraternisirt mit dem Orkan.

I.

Einige Aufklärungen über den Ursprung der Poesie Gavroches. Einfluß eines Akademikers auf diese Poesie.

In dem Augenblicke als die, aus dem Zusammenstoße des Volkes mit der Truppen-Abtheilung vor dem Arsenal, entsprungene Insurrektion eine rückgängige Bewegung in der Menge veranlaßte, welche dem Sarge folgte und die, über die ganze Länge der Boulevards, so zu sagen auf die Spitze des Zuges drückte, gab es einen schrecklichen Rückstau. Die Masse wankte. Die Reihen lösten sich. Alles lief.

Die Einen forderten schreiend zum Angriff auf; die Andern ergriffen schreckenbleich die Flucht. Der große Menschenstrom, welcher die Boulevards bedeckte, theilte sich in einem Nu, trat rechts und links aus und stürzte sich, gießbachartig, mit dem Geräusche einer fallenden Schleusenwassermasse gleichzeitig in zweihundert angrenzende Straßen. In jenem Momente kam ein zerlumptes Kind durch die Rue Ménilmontant. Es hielt in der Hand einen blühenden Zweig von falschem Ebenholz, den es auf den Höhen von Belleville gepflückt hatte, blieb vor der Bude einer Trödlerin stehen und sah sich eine alte Sattelpistole an. Plötzlich warf der Knabe seinen blühenden Zweig fort und sagte: Mutter Dingsda! Ich entlehne diese Maschine. So sprechend nahm er die Pistole und machte sich eiligst davon.

Zwei Minuten später stieß eine Fluth bestürzter, durch die Rue Amelot und die Rue Basse fliehender Bürger auf den Knaben. Er schwang seine Pistole und sang:

La nuit on ne voit rien,
Le jour on voit très bien,
D'un écrit apocryphe
Le bourgeois s'ébouriffe,
Pratiquez la vertu,
Tutu chapeau pointu! *)

Das war der kleine Gavroche, der in den Krieg zog.

Auf dem Boulevard bemerkte er, daß seiner Pistole der Hahn fehlte.

Von wem war das Couplet, welches seinen Marsch erleichterte und das er, wie alle übrigen Lieder, gelegentlich so gern sang. Wir wissen es nicht. Vielleicht von ihm selbst. Uebrigens war Gavroche mit allen cirkulirenden Volksmelodien bekannt, die er durch sein eigenes Gezwitscher bereicherte.

Als leichtsinniger, flüchtiger Kobold componirte er ein Potpourri aus den Stimmen der Natur und den Pariser Gesängen. Er combinirte das Repertoir der Vögel mit dem der Werkstättenarbeiter und hatte Bekanntschaften mit Raspelmaschinisten, ein dem seinigen verwandter Volksstamm. Wie es schien, war er drei Monate Drucker-Lehrling gewesen. Eines Tages hatte er eine Bestellung bei Herrn

---

*) Nachts sieht man nichts,
Bei Tag recht gut.
Falsche Handschrift
Bestürzt den Bürger.
Uebet die Tugend,
Tutu Spitzhut!

Baour-Lormian ausgerichtet, der bekanntlich einer der Vierziger war. Gavroche war ein literarisch gebildeter Gamin.

Uebrigens vermuthete Gavroche nicht im Entferntesten, daß er in jener abscheulichen, regnerischen Nacht, als er den beiden, armen, kleinen Schluckern Gastfreundschaft in seinem Elephanten angedeihen ließ, bei seinen eigenen Brüdern die Rolle der Vorsehung gespielt hatte. Abends hatte er die Brüder, morgens den Vater gerettet. So hatte er damals seine Nacht zugebracht. Als er die Rue des Ballets mit Tagesanbruch verlassen hatte, war er eiligst nach dem Elephanten zurückgekehrt, hatte die beiden Knirpse mit einem großen Aufwande von Sachkenntniß ausgeschlachtet, das bischen Frühstück seiner Erfindung mit ihnen getheilt und war dann, sie der guten Mutter Straße anvertrauend, der er ja auch zum größten Theile seine Erziehung verdankte, von dannen gegangen. Als er sie verließ, bestellte er sie, für den Abend, an denselben Ort und hielt ihnen zum Abschied folgende Rede: „—Ich zerbreche einen Stock, das heiß Je m'esbigno, oder, wie man bei Hofe sagt: ich putze die Platte. Wenn Ihr Puppen Papa und Mama nicht finden könnt, so kommt nur heute Abend wieder. Ich will Euch ein Abendessen einstopfen und Euch zu Bett legen. —" Die beiden Kleinen kamen aber nicht wieder. Entweder wurden sie von einem Polizeidiener aufgepackt und ins Depot abgeliefert, oder von einem Seiltänzer gestohlen. Möglicher Weise hatten sie sich auch ganz einfach in dem ungeheuren, Pariser Straßen-Labyrinthe verlaufen. In den unteren sozialen Schichten gibt es eine ganze Menge solcher verlorenen Spuren. Gavroche hatte sie nicht mehr wieder gesehen. Seit jener Nacht waren zehn oder zwölf Wochen verstrichen. Gavroche hatte sich darüber schon mehr als einmal den Kopf gekratzt und gesagt: „Wo zum Teufel sind denn meine beiden Kinder?"

Inzwischen war er, mit seinem Pistole in der Faust, in die Rue du Pont aux Choux gekommen. Er bemerkte, daß in dieser Straße alle Läden geschlossen waren und darunter, was ihm besonders auffiel, der Laden eines Kuchenbäckers. Das war offenbar eine feierliche Gelegenheit, eine geröstete Kartoffelscheibe zu essen, bevor man sich in's Unbekannte stürzte. Gavroche blieb stehen, betastete seine Flecken, wühlte in allen Taschen, in Hose und Weste und fand nichts; nicht einmal einen Sous. Da schrie er: Zu Hülfe! Obwohl ihm der Fall hart erschien, zog er doch wohlgemuth weiter.

Kurz danach war er in der Rue St. Louis. Als er durch die Rue du Parc Royal kam, verspürte er das Bedürfniß, sich für die unmöglich gewordene, geröstete Kartoffelscheibe zu entschädigen. In Folge dessen zerriß er, mit einer unsäglichen Wollust, bei hellem Tage, die angeschlagenen Theaterzettel.

Ein wenig weiter sah er eine Gruppe wohlgenährter Personen, die er für Haus- und Grundbesitzer hielt. Er zuckte die Achseln und spuckte mit philosophischer Galle Folgendes vor sich hin:

Wie fett diese Rentner sind! Das mästet sich und patscht in den guten Saucen herum! Fragt sie einmal, was sie mit ihrem Gelde anfangen. Sie wissen es selbst nicht. Sie verfressen es!

Wie? Was der Bauch doch braucht!

II.

Gavroche auf dem Marsch.

Gavroche's dichterische Begeisterung und närrischen Einfälle nahmen mit jedem Schritte größere Verhältnisse an. Er schwenkte seine hahnlose Pistole mit dem vollen Bewußtsein des Ansehens, welches die Bekleidung dieses öffentlichen Amtes verlieh. Zwischen den Brocken Marseillaise, die er sang, gab er schreiend noch folgende Betrachtung zum allgemeinen Besten.

Es geht alles gut. Ich leide sehr an der linken Pfote und habe mir meinen Rheumatismus zerbrochen; aber ich bin zufrieden, Bürger! Die Bürger brauchen sich nur gut zu halten. Ich will ihnen Umsturzcouplets vornießen. Was sind denn das eigentlich, Spione? Es sind Hunde! Nom d'un chien! Versagen wir den Hunden den Respekt nicht! Wenn mir nur einer vor meine Pistole käme. Ich komme vom Boulevard, meine Freunde! Das heizt! wirft schon eine kleine Blase; das schmort! Es ist Zeit, den Topf abzuschäumen. Vorwärts Ihr Männer! Möge das unreine Blut die Gossen überschwemmen! Ich weihe mein Leben dem Vaterlande und werde meine Concubine nicht mehr wieder sehen. Ni—ni, es ist aus, ja, Nini! Aber gleichviel! Es lebe die Freude! Sacrebleu! Ich habe den Despotismus satt!

In demselben Momente stürzte das Pferd eines vorbeireitenden National-Garde-Ulanen. Gavroche legte seine Pistole auf's Pflaster, sprang dem Manne bei, half ihm auf und dann auch, mit ihm, dem Pferde. Nachdem er diese edle Handlung vollzogen hatte, raffte er seine Pistole wieder auf und setzte seinen Weg fort.

In der Rue de Thorigny war alles friedlich und still. Diese Apathie charakterisirt den Marais und kontrastirte mit dem gewaltigen Rumor in der Nachbarschaft. Vier Gevatterinnen plauderten unter einem Thorbogen. Schottland hat seine Hexentrios; Paris seine Gevatterinnen-Quartetts und das: „Du wirst König sein", würde Bonaparte, an der Ecke der Straße Baudoyer zugerufen, eben so düster prophetisch gewesen sein, als es Macbeth so in der Haide von Armuyr klang. Es wäre ungefähr dasselbe Krächzen gewesen.

Die Gevatterinnen der Rue de Thorigny sprachen nur von ih-

ren Geschäften. Es waren drei Pförtnerinnen und eine Lumpensammlerin mit ihrer Hotte (Tragkorb) und ihrem Haken.

Sie waren alle an jene vier Altersstationen angekommen, die man die Hinfälligkeit, das hohe Alter, den Zusammensturz und die Trübseligkeit nennen könnte.

Die Lumpensammlerin war demüthig. In dieser Klasse der Gesellschaft in freier Luft pflegt die Pförtnerin zu protegiren, die Lumpensammlerin zu grüßen. Dieses Verhältniß bezieht sich auf den Haufen am Eckstein, der fett oder mager ist, je nach der Laune der Pförtnerin oder der Person, die den Haufen macht. Der Besen kann auch wohlwollend sein.

Unsere Lumpensammlerin war eine dankbare Hotte. Sie lächelte und wie! die drei Thürsteherinnen an. Es wurden Dinge wie die folgenden gesagt:

Ist Ihre Katze noch immer so boshaft?

Mein Gott! Die Katzen sind, Sie wissen ja, die natürlichen Feinde der Hunde. Die Hunde beklagen sich darüber.

Die Welt aber auch!

Indessen springen die Katzenflöhe doch nicht auf die Leute.

Die Hunde sind nicht sowohl hinderlich als gefährlich. Da liefen, wie ich mich erinnere, in einem Jahre so viele Hunde herum, daß man sie in die Zeitung einrücken lassen mußte. Das war in der Zeit, als es die großen Hämmel in den Tuilerien gab, die das Wägelchen des Königs von Rom zogen. Erinnern Sie sich noch des Königs von Rom?

Ich hatte den Herzog von Bordeaux gern.

Mir ist Ludwig der XVII. lieber. Ich habe ihn gekannt.

Ist das Fleisch aber theuer, Madam Patagon!

O! Sprechen Sie mir nicht davon! Das ist etwas Abscheuliches mit der Metzgerei, eine scheußliche Scheußlichkeit! Man hat gar keine Freude mehr!

Da fiel die Lumpensammlerin ein

Meine Damen! Der Handel geht nicht! Die Kehrichthaufen sind zu durchsichtig. Man wirft nichts mehr hin und verzehrt alles!

Es gibt noch Aermere als Sie, Madame Vargoulême!

Ach! ja, das ist wahr, erwiederte die Lumpensammlerin nachgiebig, ich habe doch ein Gewerbe!

Es entstand eine kleine Pause. Dann konnte die Lumpensammlerin dem inneren, menschlichen Bedürfniß, ihre Herzensangelegenheiten auszukramen, nicht länger widerstehen und sagte:

Des Morgens, wenn ich nach Haus komme, klaube ich die Hotte aus und sortire. Das gibt Haufen in meinem Zimmer. Ich

werfe die Lumpen in einen Korb, die Stricke in einen Kübel, die Leinenlappen in meinen Wandschrank, die Wollenfetzen in meine Kommode, die alten Papiere in die Fensterecke, die eßbaren Sachen in meinen Napf, die Glasstücke in den Kamin, die Schuhsohlen hinter die Thüre und die Knochen unter mein Bett.

Gavroche war hinter den Alten stehen geblieben und hörte zu.

Was habt Ihr Alten denn über Politik zu plaudern? sagte er.

Sein Einwurf wurde mit einem vierfachen Hohngelächter beantwortet.

Da seht mir doch den Hallunken an! sagte die Eine.

Was hat er denn da in seinem Strumpf?

Eine Pistole? fiel die Zweite ein.

Nun frage ich ein bischen, dieser lächerliche Schuft! fiel die Dritte aus.

Das ist nur zufrieden, wenn es die Regierung über den Haufen werfen kann, bemerkte die Vierte.

Gavroche begnügte sich, statt aller Repressalien, verächtlich, mit dem Daumen, seine Nasenspitze zu lüsten und dann die Hand weit aufzumachen.

O Du boshafte Bloßpfote, gehst Du! schrie die Lumpensammlerin.

Die Alte, welche im Namen der Madame Patagon geantwortet hatte, klatschte darauf geräuschvoll mit beiden Händen und keifte:

Es setzt ein Unglück, das ist sicher! Heute habe ich den Laufburschen daneben, mit dem Bärtchen gesehen, der jeden Morgen mit einer Jugend, in einer Rosahaube, im Arm vorbeikommt; diesmal gab er einer Flinte den Arm. Madam Bacheux! Sollte man es sagen, daß in der verflossenen Woche eine Revolution in .. in .. wo ist denn das Kalbfleisch! ... in Pontoise gewesen ist? Und dann sehen Sie! mit seiner Pistole, dieses Scheusal von einem Straßenbuben! Es scheint, daß alles voll Kanonen bei den Cölestinern ist. Was soll denn die Regierung mit diesen Schlingeln anfangen, die nur darüber nachdenken, wie sie die Leute foppen können. Jetzt fing es gerade an wieder ein bischen ruhig, nach all dem Unglück, zu werden, das wir gehabt haben. Guter Gott! Habe ich doch diese arme Königin im Henkerkarren vorbei fahren sehen! Da muß der Tabak ja noch theurer werden! Es ist eine Infamie! und gewiß, ich will Dich guillotiniren sehen, Uebelthäter!

Alte! Du schnüffelst! sagte Gavroche, schneuze Dir doch Dein Vorgebirge!

Und er ging weiter.

Als er in der Straße Pavée war, kam ihm die Lumpensammlerin wieder in's Gedächtniß und er hielt folgenden Monolog:

Du hast unrecht gehabt, die Revolutionäre zu beschimpfen, Mutter Eckfteinwinkel! Diese Pistole da halte ich in deinem Interesse, damit du mehr genießbare Sachen in deine Hotte werfen kannst.

Plötzlich hörte er Lärm hinter sich. Die Thürsteherin Madam Patagon war ihm nachgegangen, zeigte ihm von weitem die Faust und schrie:

Du bist nur ein Bastard!

Was das anbetrifft, sagte Gavroche, so setze ich mich großartig darüber hinaus.

Kurz danach kam er an das Hotel Lamoignon.

Auf in die Schlacht! rief er, wurde aber gleichzeitig von einem melancholischen Anfalle heimgesucht. Er betrachtete seine Pistole, mit einer halb vorwurfsvollen, halb zärtlichen Miene, als hätte er sie rühren wollen.

Ich gehe los, aber du nicht! klagte er. In demselben Momente kam eine äußerst abgemagerte Pudelhündin vorbei. Gavroche wurde wehmüthig bei ihrem Anblick.

Armes Thier! sagte er, hast du denn ein Faß verschluckt, weil man noch alle Reifen an dir sieht.

Dann schlug er die Richtung nach dem Orme Saint Gervais ein.

III.

Gerechte Entrüstung eines Perrückenmachers.

Der würdige Perrückenmacher, welcher die beiden Kleinen verjagt hatte, denen Gavroche darauf den väterlichen Leib des Elephanten öffnete, war zu der Zeit im Begriffe, einen alten Soldaten zu rasiren, der als Legionär unter dem Kaiser gedient hatte. Man plauderte. Natürlich sprach der Perrückenmacher mit dem Veteran über die Emeute und über den General Lamarque.

Von Lamarque kam man auf den Kaiser. Es war eine Unterhaltung zwischen Soldat und Barbier. Wenn Prudhomme ihr beigewohnt hätte, würde er sie mit Arabesken verziert und: Dialog zwischen Rasiermesser und Säbel! getauft haben.

Mein Herr, sagte der Perrückenmacher, wie ritt denn der Kaiser?

Schlecht! Er verstand das Fallen nicht und fiel auch nicht.

Hatte er hübsche Pferde? Er hatte gewiß schöne Thiere!

An dem Tage als er mir das Kreuz gab, besah ich mir sein Thier. Es war ein Renner, eine schneeweiße Stute. Sie hatte weit abstehende Ohren, ein gebogenes Kreuz, einen feinen, ausdrucksvollen Kopf mit schwarzem Stern, einen langen Hals, ein sehniges Bein, vorspringende Rippen, schiefen Bug und ein gewaltiges Hintertheil. Sie war etwas über fünfzehn Palmen hoch.

Ein hübsches Pferd, sagte der Perrückenmacher.

So war das Thier Seiner Majestät beschaffen.

Der Perrückenmacher fühlte, daß er, nach diesem Worte, Anstandshalber schweigen müsse. Er that es, nach einer kleinen Weile fing er wieder an:

Ist der Kaiser nicht einmal verwundet worden, mein Herr?

An der Ferse bei Regensburg, erwiederte der alte Soldat, mit dem ruhigen, entscheidenden Tone eines Mannes, der es mitangesehen hat. Er war nie so hübsch gekleidet, wie an jenem Tage, fuhr er fort. Er war so sauber wie ein neuer Sous.

Und Sie, Herr Veteran! sind Sie auch schon oft verwundet worden?

Ich? frug der Soldat, o! Das hat nicht viel zu bedeuten. Bei Marengo empfing ich zwei Säbelhiebe in den Nacken; eine Kugel in den rechten Arm, bei Austerlitz; eine andere in die linke Hüfte, bei Jena; einen Bajonnetstoß, da bei Friedland; an der Moskowa sieben oder acht Lanzenstiche, gleichviel wo; bei Lützen, einen Haubitzensplitter, der mir einen Finger zerquetschte .... Ah! und dann bei Waterloo, einen Biscayer, in den Schenkel. Das ist Alles!

Wie hübsch ist es doch, rief der Perrückenmacher mit einem pindarischen Accent aus, auf dem Schlachtfelde zu sterben! Auf Ehrenwort! ehe ich auf der Matraze, an einer Krankheit krepirte, alle Tage ein Bischen, langsam, an Mixturen, Cataplasmen, Klistierspritzen und Medizin stürbe, wollte ich lieber eine Kanonenkugel im Bauche haben.

Sie haben keinen schlechten Geschmack, versetzte der Krieger.

Kaum hatte er das gesagt, als ein furchtbarer Lärm die Bude erschütterte. Im Aushängekasten war eine Scheibe zertrümmert worden.

Der Haarkünstler wurde blaß.

O! mein Gott! schrie er, das war eine!

Was denn?

Eine Kanonenkugel!

Da ist sie, sagte der Soldat, indem er etwas aufraffte.

Es war ein Kiesel.

Der Perrückenmacher lief rasch an's Fenster und kam noch rechtzeitig genug, Gavroche nach dem Marché St. Jean entfliehen zu sehen. Als er an der Bude des Perrückenmachers vorbeikam, hatte Gavroche, dem seine beiden Schützlinge am Herzen lagen, dem Wunsche, „Guten Tag!“ zu sagen, nicht widerstehen können und einen Stein in die Scheiben geworfen.

Sehen Sie! heulte der Perrückenmacher, dessen weiße Farbe sich in Blau verwandelt hatte, das thut Böses um Böses zu thun! Wer hat dem Straßenbuben denn etwas in den Weg gelegt?

IV.
Das Kind erstaunt über den Greis.

Als Gavroche auf den Marche St. Jean kam, dessen Posten schon entwaffnet worden war, schloß er sich dort an eine Bande an, die von Enjolras, Courfeyrac, Combeferre und Feuilly kommandirt wurde. Sie waren Alle so ziemlich bewaffnet. Auch Bahorel und Prouvaire hatten sich eingefunden. Enjolras war im Besitz eines doppelläufigen Jagdgewehrs, Combeferre, eines Nationalgardegewehrs mit einer Legionsnummer. Außerdem trug er noch zwei Pistolen im Gürtel, die man unter dem offenen Oberrocke sehen konnte. Jean Prouvaire trug ein altes Kavalleriestutzrohr, Bahorel einen Karabiner und Courfeyrac einen blanken Stockdegen. Feuilly hatte einen entblößten Säbel in der Faust, schritt an der Spitze des Zuges und schrie: „Es lebe Polen!"

So erreichten sie, ohne Halsbinden, ohne Hüte, athemlos und vom Regen durchnäßt, mit blitzenden Augen, den Quai Morland.

Wo gehen wir hin? frug sie Gavroche mit Ruhe.

Komm nur! sagte Courfeyrac.

Hinter Feuilly ging, oder hüpfte vielmehr, einem Fisch im Sturmwasser ähnlich, Bahorel. Er trug eine karmesinrothe Weste und führte niederschmetternde Reden. Ein Vorübergehender wurde durch die Farbe seiner Weste so außer Fassung gebracht, daß er: „Da kommen die Rothen!" schrie.

Das Rothe oder die Rothen? replicirte Bahorel. Drollige Furcht, Bürger! Was mich betrifft, so zittere ich vor einer Klatschrose nicht und ein rothes Mützchen flößt mir nicht den geringsten Schrecken ein. Bürger! glauben Sie mir, überlassen wir die Furcht vor dem Roth dem Hornvieh!

Da fiel ihm an einer Mauerecke eins der friedlichsten Papierblätter auf, die es in der Welt geben mag, eine Erlaubniß Eier essen zu dürfen, eine Fasten-Verordnung des Erzbischofs von Paris an seine „Heerde."

Darunter kann man Gänse verstehen! schrie Bahorel und riß die Kirchen-Ordonnanz herunter. Das gefiel Gavroche. Von diesem Augenblicke an beobachtete er Bahorel.

Du hast unrecht, Bahorel, bemerkte Enjolras. Du hättest diese Verordnung ruhig an ihrer Stelle lassen sollen. Wir haben es nicht mit ihm zu thun. Du vergeudest Deinen Zorn. Spare Dir etwas. Man feuert nur im Glied. Das gilt von der „Seele" wie vom „Gewehr!"

Jeder nach seiner Art, Enjolras, entgegnete Bahorel. Diese Bischofsprosa ist mir unangenehm. Ich will Eier essen ohne daß es mir erlaubt wird. Du hast eine kalthitzige Art. Ich amüsire

mich! Uebrigens vergeude ich nichts. Ich bringe mich nur in Schwung und wenn ich die Verordnung zerrissen habe, beim Herkules! so geschah es nur, um mir Appetit zu machen.

Das Wort Herkules fiel Gavroche auf. Da er bei jeder Gelegenheit seine Kenntnisse zu vermehren suchte und dieser Annoncenvernichter seine Achtung erworben hatte, so frug er ihn:

„Was will denn das heißen, Herkules?“

Das will auf Lateinisch so viel heißen, gab Bahorel zur Antwort, als sacré nom d'un chien. (Verdammter Hundsname).

Da bemerkte Bahorel, an einem Fenster, einen jungen bleichen Mann mit schwarzem Bart, der sie vorübergehen sah. Vermuthlich war es einer der A. B. C.-Freunde.

Schnell, Patronen! para bellum! schrie er ihm zu.

Ein hübscher Mann! Das ist wahr! sagte Gavroche, der jetzt Latein verstand.

Ein tosender Haufe begleitete sie, darunter Studenten, Künstler, Junge, mit der Cougourde in Aix verbrüderte, Leute, Arbeiter, Lastträger. Sie waren mit Stöcken und Bayonneten, einige, wie Combeferre, mit Pistolen bewaffnet, die sie in den Hosentaschen trugen. Unter dieser Bande befand sich auch ein, dem Anscheine nach sehr betagter, Greis. Er hatte keine Waffen und gab sich Mühe, nicht zurückzubleiben, obgleich er an etwas anderes zu denken schien. Gavroche bemerkte ihn.

Wer ist denn der? fragte er Courfeyrac.

Ein Alter!

Es war Herr Mabeuf.

V.

Der Greis.

Sagen wir, was sich zugetragen hatte.

Enjolras und seine Freunde waren auf dem Boulevard Bourdon, in der Nähe der Fruchtspeicher, in dem Momente als die Dragoner angriffen. Enjolras, Courfeyrac und Combeferre gehörten zu denen, welche durch die Rue Bassompierre gelaufen waren und: „zu den Barrikaden!“ geschrieen hatten. In der Rue Lesdiguières waren sie einem Greis begegnet, der ihnen deshalb auffiel, weil er sich, wie ein Trunkener, im Zickzack bewegte. Außerdem trug er auch seinen Hut in der Hand, obwohl es den ganzen Morgen geregnet hatte und sogar noch in dem Momente ziemlich stark regnete. Courfeyrac hatte in diesem Alten Vater Mabeuf erkannt, da Letzterer Marius öfter bis an seine Thüre begleitet hatte. Da er die friedlichen Gewohnheiten des, mehr als schüchternen, alten Kirchen-Vorstehers und Büchersammlers kannte, und ganz erstaunt war, ihn mitten in einem solchen Tumulte, ganz in der Nähe der angreifenden Kavalle-

rie, fast mitten in der Füssillade, ohne Hut, im Regen und Kugelregen, zu sehen: so war er auf ihn zugegangen. Zwischen dem fünfundzwanzigjährigen Aufwiegler und dem Achtzigjährigen entspann sich folgender Dialog:

Gehen Sie doch nach Hause, Herr Mabeuf!

Weshalb?

Weil es losgeht!

Desto besser!

Säbelhiebe! Flintenschüsse! Herr Mabeuf.

Schon gut!

Kanonenschüsse!

Recht so! Wo gehen Sie denn mit den Andern hin?

Wir wollen die Regierung stürzen!

Schon gut!

Darauf war er ihnen gefolgt, hatte aber seit der Zeit kein Wort mehr gesprochen. Plötzlich wurde sein Gang sicher. Einige Arbeiter hatten ihm den Arm angeboten. Er schlug es aus, hielt fast mit der ersten Linie Schritt, glich aber einem Manne, der schlafend geht.

Ist das ein guter, rasender Alter! murmelten die Studenten. Im Haufen lief das Gerücht um, daß er ein altes Conventsmitglied, ein alter Königsmörder sei. Die Gesellschaft schlug den Weg durch die Rue de la Verrerie ein. Der kleine Gavroche ging voran und trompetete, so zu sagen, aus vollem Halse, den folgenden Gesang:

Voici la lune qui parait,
Quandirons-noua dans la forêt?
Demandait Charlot à Charlotte.
Tou, tou, tou
Pour Chatou.
Je n'ai qu'un Dieu, qu'un roi, qu'un liard et qu'une botte.
Pour avoir bu de grand matin
La rosée à même le thym.
Deux moineaux ctaient en ribotte.
Zi, zi, zi
Pour Passy.
Je n'ai qu'un Dieu, qu'un roi, qu'un liard et qu'une botte.

Et ces deux pauvres petits loups
Comme deux grives êtaients soûls;
Un tigre en riait dans sa grotte.
Don, don, don
Pour Meudon.

Je n'ai qu'un Dieu, qu'un roi, qu'un liard et qu'une botte.

L'un jurait et l'autre secrait.
Quand irons-nous dans la forêt?
Demandait Charlot à Charlotte.
Tin, tin, tin
Pour Pantin.
Je n'ai qu'un Dieu, qu'un roi, qu'un liard et qu'une botte.*)

Sie schlugen die Richtung nach Saint-Merry ein.

VI.

Rekruten.

Die Bande wuchs mit jedem Augenblick. Auf dem Wege nach der Rue de Billettes schloß sich ihr ein hochgewachsener, etwas grauhaariger Mann an, dessen rauhe und kühne Züge Courfeyrac, Enjolras und Combeferre auffielen, der aber Keinem von ihnen bekannt war. Gavroche, der singend, pfeifend und summend voraus-

---

*) Da geht der Mond auf!
Wann gehen wir in den Wald?
Frug Karlchen sein Lottchen.
Tou, tou, tou
Nach Chatou.
Ich habe nur einen Gott, einen König, einen Liard und einen Stiefel.

Weil sie am frühen Morgen den Thau,
Auf dem Thymian selbst getrunken hatten,
Waren zwei Spatzen betrunken.
Zi, zi, zi
Nach Passy.
Ich habe nur u. s. w.

Und die beiden Wölfchen
Waren so knüll wie zwei Drosseln.
Sie belachte ein Tiger in seiner Höhle.
Don, don don
Nach Meudon.
Ich habe nur u. s. w.
Eins schwor, das andre fluchte.
Wann gehen wir in den Wald?
Frug Karlchen sein Lottchen.
Tin, tin, tin
Nach Pantin.
Ich habe nur u. s. w.

ging und dann und wann, mit dem Kolben seiner Pistole ohne Hahn, an die geschlossenen Läden klopfte, gab nicht acht auf jenen Mann.

In der Rue de la Vercerie kam man an der Thüre Courfeyracs vorbei.

Das trifft sich ja hübsch, sagte Courfeyrac, ich habe meine Börse vergessen und meinen Hut verloren. Er trat aus und sprang, vier und vier, die Treppe hinauf welche nach seinem Zimmer führte. Dort griff er nach seiner Börse und einem alten Hute, packte aber auch einen ziemlich großen, viereckigen Koffer auf, der die Dimensionen eines großen Felleisens hatte und seine schmutzige Wäsche enthielt. Als er eiligst hinabsprang, rief ihn die Pförtnerin an.

Herr von Courfeyrac.

Pförtnerin! wie heißen Sie? schnaubte er sie an.

Aber Sie wissen ja, erwiederte sie ganz verwundert, daß ich Mutter Beuvain heiße.

Nun gut! Wenn Sie mich noch einmal Herr von Courfeyrac nennen, so titulire ich Sie Mutter de Beuvain Jetzt sprechen Sie! Was gibt es? Was ist's?

Es ist Jemand da, der Sie sprechen will.

Wer ist's?

Ich weiß es nicht.

Wo?

In meiner Loge.

Zum Teufel! sagte Courfeyrac.

Aber das wartet schon über eine Stunde auf Sie! versetzte die Pförtnerin. Gleichzeitig verließ eine Person die Loge der Pförtnerin. Sie glich einem jungen Arbeiter, war mager, blaß, hatte Sommersprossen im Gesicht, und war mit einer grauen Blouse und einer geflickten Sammethose bekleidet. Man konnte sie eher für ein verkleidetes Mädchen, als für einen jungen Menschen halten. Diese Person sagte zu Courfeyrac, aber mit einer Stimme, die auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer Frauenstimme hatte:

Herr Marius, wenn es beliebt?

Ist nicht da.

Kommt er heute Abend nach Hause?

Ich weiß es nicht.

Was mich betrifft, fügte Courfeyrac hinzu, ich komme nicht nach Hause. Darauf sah ihn der junge Mann fest an und sagte:

Weshalb denn?

Weil . . . .

Aber wo gehen Sie denn hin?

Was kann Dir wohl daran liegen?

Soll ich Ihnen Ihren Koffer tragen?

Ich gehe nach den Barrikaden!

Wollen Sie, daß ich Sie begleite?

Das hängt von Dir ab, sagte Courfeyrac, die Straße ist frei, das Pflaster gehört Jedermann! Dann lief er eiligst von dannen, um seine Freunde einzuholen. Als er sie erreicht hatte, übergab er einem derselben seinen Koffer. Eine viertel Stunde später erst bemerkte er, daß der junge Mensch ihnen gefolgt war.

Ein Auflauf geht nicht grade dahin, wohin er will. Ein Windstoß nimmt ihn mit, wie wir schon bemerkt haben. Sie kamen an Saint-Merry vorbei und befanden sich, ohne zu wissen wie, in der Rue Saint-Denis.

Zwölftes Buch.

Korinth.

I.

Geschichte Korinth's seit seiner Gründung.

Die Pariser welche heut zu Tage, von der Halle her, die Rue Rambuteau betreten, bemerken, zu ihrer Rechten, gegenüber der Rue Mondétour, eine Korbmacherbude, deren Schild, ein Korb, Napoleon den Großen vorstellt. Darunter stehen die Worte:

Napoléon est fait
Tout en osier *)

Die Wenigsten darunter wissen, welche schreckliche Scenen in derselben Gegend, vor kaum 30 Jahren, vorgingen.

Dort waren zu der Zeit die Rue de la Chauvrerie, die in alten Urkunden unter dem Namen Chauverrerie figrirt und die berühmte, „Korinth" genannte, Kneipe.

Vielleicht erinnert man sich noch dessen, was über die, an dieser Stelle errichtete, Barrikade gesagt worden ist, die übrigens durch die Barrikade St. Merry noch verdunkelt wurde. Diese famose Barrikade der Rue de la Chauvrerie die gegenwärtig vollständig vergessen ist, wollen wir ein wenig beleuchten.

Man gestatte uns, im Interesse der Dringlichkeit, zu dem einfachen Hülfsmittel unsere Zuflucht zu nehmen, dessen wir uns, bei der Topographie des Waterloo-Schlachtfeldes, bedienten. Wer sich eine ziemlich genaue Idee von Zwiebelfischhäusern machen will, die sich, zu der Zeit, in der Nähe der Ecke von Saint Eustache, am nordöstlichen Ende der pariser Hallen erhoben, da wo gegenwärtig die Rue Rambuteau ausläuft, mag sich nur ein **N** zeichnen, dessen Scheitel die Straße Saint Denis und dessen Basis die Hallen repräsentirt. Die beiden Vertikalen stellen die Rue de la Grande Truanderie und die

---

*) Napoleon ist ganz aus Korbweiden gemacht.

Rue de la Chanvrerie vor, während der dicke Querstrich die Straße de la Petite Truanderie bedeutet. Die alte Straße Mondétour durchschnitt die drei Schenkel in einer, zahllose Winkel bildenden, Schlangenlinie, so daß diese vier Straßen ein Labyrinth bildeten, in welchem man, auf einer Oberfläche von etwa hundert Quadrattoisen, zwischen den Hallen und der Rue Saint Denis einerseits, sowie zwischen der Rue du Cygne und der Rue des Prêcheurs andererseits sieben wunderlich gestaltete Inselhäuser von verschiedener Größe bemerkte, die ein launischer Zufall die Kreuz und die Quer dort aufgebaut zu haben schien. Diese Häuser waren, wie Werksteine auf einem Bauplatz, nur durch enge Spalten von einander getrennt.

Wir sagen „enge Spalten," weil wir keinen passenderen Ausdruck finden können, um diese dunkelen, viereckigen, von achtstöckigen, Baracken begrenzten Sträßchen zu bezeichnen. Diese Baracken waren so alt und schwach, daß ihre Facaden in den Straßen de la Chanvrerie und de la Petite Truanderie mit Balken gestützt waren, die sich von einem Hause zum andern zogen. Da die Straße eng und die Gasse breit war, so fand der Wanderer dort stets ein nasses Pflaster und streifte an kellerähnlichen Buden, riesigen Kehrichthaufen, großen, mit eisernen Reifen bewahrten, Ecksteinen und enormen, mit hundertjährigen Gittern verschanzten Thorwegen vorbei. Bei Anlage der Rue Rambuteau ist das alles zerstört worden.

Der Name Mondétour *) bezeichnet trefflich die Krümmungen dieser Straßenwege.

Etwas weiter wird die Benennung, in der Rue Pirouette, **) noch trauriger.

Sie läuft in die Straße Mondétour.

Der Wanderer, welcher aus der Rue St. Denis in die Rue de la Chanvrerie kam, sah diese sich trichterförmig verlängernd und verengend vor sich ausdehnen. Am Ende dieser sehr kurzen Straße wurde ihm der Weg, an der Seite der Hallen, durch eine hohe Reihe Häuser versperrt, so daß er glauben konnte, sich in einer Sackgasse zu befinden, wenn er nicht links und rechts zwei schwarze Einschnitte bemerkt hätte, durch die er entschlüpfen konnte. Es war die Rue Mondétour, die einerseits nach der Rue des Prêcheurs, andererseits nach den Straßen du Cygne und de la Petite Truanderie führte. Im Hintergrunde dieser Art Sackgasse, an der Ecke des rechten Einschnitts, bemerkte man ein, sich von den Nachbarhäusern durch mindere Höhe unterscheidendes, wie ein Kap in die Straße vorspringendes, Haus.

---

*) mon détour (mein Umweg.)

**) Kreiswendung.

In diesem nur zweistöckigen Hause bestand seit dreihundert Jahren eine berühmte und muntere Wirthschaft. Der Ort, an welchem diese lustig tobende Kneipe stand, ist auch durch folgende zweizeilige Strophe des alten Theophile bekannt geworden:

Là branle le squelette horrible,
D'un pauvre amant, qui se pendit. *)

Die Lage des Hauses war gut. Die Wirthschaft darin ging von den Vätern auf die Söhne über.

Zu den Zeiten Mathurin Regniers hieß die Kneipe: le Pot-aux-Roses und da der Rebus damals noch Mode war, so bestand das Wirthshausschild aus einem, mit Rosen bemalten Pfahl. **) Im verflossenen Jahrhunderte malte der würdige Natoire — einer der phantastischen, von der heutigen strengen Schule verachteten Meister, — nachdem er sich einige Male in dieser Kneipe, an demselben Tische berauscht hatte, der Regniers trunkenes Haupt stützte, aus Dankbarkeit eine korinthische Weintraube auf den Rosenpfahl. Der Wirth taufte darauf sein Schild um und ließ unter die Traube mit vergoldeten Buchstaben die Worte:

„Un Raisin de Corinthe"

setzen.

Daher der Name Korinth. Die Ellipse ist der Zickzack der Phrase und der natürliche Freund der Trunkenbolde und Stammler. Korinth trug daher allmälig den Sieg über den Rosenpfahl und Rosentopf davon. Der Letzte der Wirthshausdynasten, Vater Hucheloup, kannte die Traditionen seiner Vorfahren so wenig, daß er den Pfahl sogar blau malen ließ.

Die Räumlichkeiten der Kneipe bestanden aus einem Saale, ***) im Erdgeschoß, mit einem Schenktische; aus einem Saal im ersten Stock, mit einem Billard, der mit dem unteren durch eine Schneckentreppe communizirte, die mitten durch den Plafond ging. Die Mauern des düsteren Lokals, an welchem bei Tage Licht gebrannt wurde, waren vom Tabaksqualm geschwärzt. Eine Falltreppe führte vom unteren Saal in die Küche. Den zweiten Saal bewohnte die Familie Hucheloup. Die dahin führende Treppe glich mehr einer Leiter als sonst Etwas. Der Eingang dazu konnte nur erreicht werden, wenn man eine im großen Saale des ersten Stocks versteckte Thür öffnete. Unter dem Dache waren zwei Speicherkammern,

---

*) Dort baumelt das scheußliche Skelett
Eines armen Liebhabers, der sich erhing.

**) Pot-aux-Roses (Rosentopf) und poteau-rose (Rosenpfahl.)

***) Das Wort „Saal" wird im Französischen häufig auf kleine Räume bezogen.

Mägdenester. Das Erdgeschoß bestand außer dem Schenktischsaale noch aus der Küche.

Vater Hucheloup war vielleicht geborener Chemiker, thatsächlich aber nur Koch. Man trank nicht allein in seiner Kneipe, sondern aß auch darin. Hucheloup hatte etwas Ausgezeichnetes erfunden, das man nur bei ihm genoß, gefüllte Karpfen nämlich, die er „carpes au gras“ nannte. Die aß man bei ihm, beim Scheine einer Talgkerze oder einer Lampe aus den Zeiten Ludwig des XVI., auf Tischen, die statt des Tischtuches mit einem aufgenagelten Wachstuch bedeckt waren. Die Gäste legten oft große Strecken zurück, um sich an dieser Delikatesse zu erquicken. Eines schönen Morgens fiel es Hucheloup ein, das Publikum auf seine „Spezialität“ aufmerksam zu machen. Er tauchte daher einen Pinsel in einen Topf mit schwarzer Farbe, und da er sich eine Orthographie angewöhnt hatte, die ebenso besonderer Art als seine Küche war, so malte er folgende denkwürdige von ihm selbst componirte Inschrift auf seine Mauer:

Carpes Ho Gras.*)

In einem Winter hatten Regengüsse und Schneewasser den witzigen Einfall, das S im ersten und das G im dritten Worte abzuspülen. Die Ankündigung lautete daher:

Carpe ho ras.

So hatten Zeit und Regen eine einfache gastronomische Annonce in einen tiefsinnigen Spruch verwandelt. So kam es, daß Vater Hucheloup, obwohl der französischen Sprache unkundig, Lateinisch verstand; daß aus seiner Küche philosophische Weisheit hervorging und er aus einem Verdunkler der Fastengesetze ein zweiter Horaz wurde. Merkwürdig war, daß obige Worte sagen wollten: Tretet ein, in meine Kreise!

Gegenwärtig ist von alle dem keine Spur mehr zu sehen. Das Labyrinth Mondétour war schon im Jahre 1847 aufgeschlitzt und breit gelichtet. Wahrscheinlich existirt jetzt nichts mehr davon. Die Rue de la Chanvrerie und Korinth sind unter dem Pflaster der Rue Rambuteau verschwunden.

Wie gesagt war Korinth der Ort, an welchem Courfeyrac und seine Freunde zusammenkamen, wenn man nicht sagen will, daß es ihr Sammelplatz war. Korinth wurde von Grantaire entdeckt. Das Carpe horas hatte ihn gelockt. Wiedergekommen war er aber nur wegen der Carpes au gras. Man aß, trank und schrie dort, zahlte wenig, schlecht oder gar nicht und war stets willkommen. Vater Hucheloup war eine gute Haut, ein beschnurrbarteter Garkoch, eine possierliche Varietät. Er sah stets übelgelaunt aus, schien seine

*) Statt Carpes au gras.

Kunden einschüchtern zu wollen, schnauzte die Eintretenden an und schien viel eher aufgelegt Streit mit ihnen anzufangen, als ihnen die Suppe zu bringen. Demungeachtet war man ihm doch, wie gesagt, stets willkommen. Durch dieses wunderliche Wesen war seine Bude in Ruf gekommen: — Wenn Du den Vater Hucheloup knurren hören willst, sagten die jungen Leute zu einander, so komm nur mit. Er war Fechtmeister gewesen und pflegte unversehens in ein schallendes, herzliches Gelächter auszubrechen, so daß er wirklich war, was man einen guten Teufel nennt, im Grunde Komiker, dem Scheine nach Tragiker. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, den Leuten Furcht einzujagen. In dieser Hinsicht glich er einer Tabaksdose in Form einer Pistole. Statt des Schusses ein Nießen.

Seine Ehehälfte, die Mutter Hucheloup, war ein bärtiges, sehr häßliches Geschöpf.

Vater Hucheloup starb um das Jahr 1830.

Mit ihm wurde das Geheimniß der Carpes au gras zu Grabe getragen.

Seine wenig trostbare Wittwe setzte die Wirthschaft fort. Unter ihrer Leitung artete jedoch die Küche aus, wurde ungenießbar, und der Wein verwandelte sich aus einem schlechten in einen scheußlichen. Das hielt Courfeyrac und seine Freunde nicht ab, Korinth nach wie vor zu besuchen, wie Bossuet sagte: aus Mitleid.

Die Wittwe Hucheloup war kurzathmig, mißgestaltet und mit ländlichen Erinnerungen gesegnet. Diesen benahm sie durch die Aussprache, was sie Fades an sich hatten. Sie hatte eine, ihr eigene, Art, die Dinge vorzutragen, welche die ländlichen und Frühlings-Reminiscenzen, wie mit einer pikanten Sauçe, würzte.

So behauptete sie unter Anderem, es habe sie ehemals glücklich gemacht „die Wölfe in ihren Schluchten singen zu hören.“

Der Saal im ersten Stock, wo gespeist wurde, war ein langes und breites, mit Tabourets*), Schemeln, Stühlen, Bänken, Tischen und einem alten, hinkenden Billard überfülltes Gemach, das man mittelst der Schneckentreppe erreichte, die an einer Ecke des Saales, durch ein viereckiges, einer Schiffslucke ähnliches, Loch begrenzt wurde.

Dieser, nur von einem Fenster und einer ewigen Lampe erhellte Saal glich einer geräumigen Dachkammer. Sämmtliche vierfüßigen Möbel verhielten sich wie Dreibeinige. Die mit Kalk geweißten Mauern hatten keinen andern Schmuck, als folgende vierzeilige Strophe zu Ehren der Madam Hucheloup:

---

*) Sessel ohne Lehne.

Elle étonne a dix pas, elle épouvante a deux,
Une verrue habite en son nez hasardeux;
On tremble a chaque instant, qu'elle ne vous la mouche,
Et qu'un beau jour son nez ne tombe dans sa bouche *).

Diese Verse waren mit Kohle auf die Wand geschmiert worden. Die wohlgetroffene Madame Hucheloup ging Morgens und Abends mit vollkommener Seelenruhe daran vorbei. Zwei Mägde, Matelotte und Gibelotte genannt — man hat nie gehört, daß sie noch andere Namen hatten — halfen der Madam Hucheloup, blauen Wein in Krügen und allerlei Kraftsuppen auftragen, die den Hungrigen in irdenen Näpfen servirt wurden. Matelotte war eine dicke, runde, rothhaarige, kreischende, ehemalige Favoritsultanin des verstorbenen Hucheloup. In der Häßlichkeit konnte sie vortheilhaft mit jedem mythologischen Ungeheuer konkurriren. Da der Anstand indessen gebietet, daß die Magd stets hinter der Herrin zurückbleibt, so übertraf sie Madam, Hucheloup in diesem Punkte.

Die andere, Gibelotte, eine lange, delikat gebaute, symphatisch weiße Person, hatte Ringe um die Augen, gesenkte Wimpern, war stets erschöpft und von dem, was man chronische Erschlaffung nennen könnte, niedergedrückt. Sie stand zuerst auf, legte sich zuletzt in's Bett, bediente alle Welt, sogar die andere Magd, schwieg sanftmüthig und lächelte auf eine gewisse schläfrige Art, die man ihrer beständigen Abspannung zuschreiben mußte.

Unter dem Eingang zum Speisesaal stand folgende, von der Hand Courfeyracs mit Kreide geschriebene Zeile:

Régale si tu peux et mange si tu l'oses **).

II.

Vorläufige Munterkeit.

Laigle de Meaux wohnte, wie man weiß, mehr bei Joly als sonst wo. Er hatte ein Quartier wie der Vogel einen Zweig. Die beiden Freunde lebten zusammen, aßen zusammen und schliefen zusammen. Sie hatten alles gemeinschaftlich, sogar die Musichette ein wenig und waren sich das, was man bei Hutbrüdern bini nennt. Am Morgen des 5. Juni gingen sie zusammen aus, um in Korinth

---

*) Sie setzt auf zehn Schritte in Erstaunen und erschreckt auf zwei.
Eine Warze bewohnt ihre verwegene Nase.
Man zittert in jedem Moment, befürchtend; sie möchte sie schneuzen.
Und die Nase ihr eines schönen Tages, in den Mund fallen.

**) Gib einen Schmaus wenn Du kannst, und iß, wenn Du es wagst!

zu Frühstücken. Joly hatte starken Schnupfen und Catarrh, in welchen sich Laigle mit ihm zu theilen anfing. Laigle's Frack war abgetragen, dagegen Joly gut gekleidet.

Es mochte neun Uhr Morgens sein, als sie an die Thüre des Wirthshauses Korinth kamen.

Sie stiegen in den ersten Stock und wurden dort von Matelotte und Gibelotte empfangen.

Austern, Käse und Schinken! kommandirte Laigle. Dann setzten sie sich an den Tisch.

Die Kneipe war leer. Sie waren die einzigen Gäste.

Gibelotte, der Joly und Laigle bekannt waren, stellte eine Flasche Wein auf den Tisch.

Als sie bei den ersten Austern waren, tauchte plötzlich ein Haupt durch die Treppenlucke auf und eine Stimme erschallte:

Ich ging vorbei als mir, auf der Straße ein köstlicher Geruch von Fromage de Brie (Rahmkäse) entgegenduftete. Ich ging ihm nach. So sprach Grantaire, nahm sich ein Tabouret und setzte sich an den Tisch.

Als Gibelotte das bemerkte, setzte sie noch zwei Flaschen Wein auf den Tisch. Es standen also drei darauf.

Willst Du die beiden Flaschen austrinken? frug Laigle den Angekommenen.

Zwei Flaschen haben niemals einen Mann erschreckt! gab er zur Antwort.

Während die Andern aßen, trank er und hatte in kurzer Zeit eine halbe Bouteille verschluckt.

Du hast ein Loch im Magen! fing Laigle wieder an.

Und Du eins am Ellenbogen, war die Entgegnung.

Nachdem er abermals sein Glas geleert hatte, sagte Grantaire:

Aber sage mir doch, Du Leichenvogel, Dein Frack ist ja schon sehr alt!

So hoffe ich! Wir vertragen uns gut zusammen.

Er hat seine Steifigkeit verloren, genirt mich nicht mehr und sitzt wie angegossen auf meiner Mißgestalt. Er ist gefällig und nachgiebig und ich fühle ihn nur, weil er mich warm hält. Alte Kleider sind wie alte Freunde!

Das ist wahr! rief Joly.

Kommst Du vom Boulevard? frug Laigle.

Nein!

Joly und ich haben den Sarg vorbeikommen sehen.

Es war ein wunderbares Schauspiel! sagte Joly.

Wie ruhig es dagegen in dieser Straße ist! bemerkte Laigle. Wer sollte wohl denken, daß es jetzt in Paris kopfüber, kopfunter

geht! Man sieht, daß es hier vormals nur Klöster gab. Du Breuil, Sauval und der alte Leboeuf haben sie hübsch aufgezählt. Hier wimmelte es ringsum von Beschuhten und Barfüßern, Geschorenen, Grauen, Schwarzen, Weißen, Braunen, Franziskanern, Karmelitern, Kapuzinern, kleinen, großen und alten Augustinern . . . . Ja, daß wimmelte!

Sprecht doch nicht von den Mönchen, fiel Grantaire ein, sonst muß man sich noch kratzen.

Bouh! fuhr er fort, da habe ich eine faule Auster verschlungen und einen Anfall von Hypochondrie bekommen. Die Austern taugen nichts und die Mägde sind häßlich. Ich hasse das Menschengeschlecht! Eben bin ich an dem großen Büchertrödel in der Rue Richelieu vorbeigegangen. Es ekelt mich, wenn ich an diesen Haufen Austernschalen denke, den man eine Bibliothek nennt. Welche Menge Papier und Dinte daran verdorben worden ist! Welch ein Geschmier! Bedenkt man, daß all das Zeug geschrieben worden ist!! Welcher Lümmel hat doch gesagt, daß der Mensch ein zweibeiniges Thier ohne Federn ist? Und dann ist mir heute ein hübsches Mädchen begegnet, die ich kenne, schön wie der Frühling, würdig Floréal zu heißen. Sie war entzückt, außer sich, glücklich, im Himmel, die Elende, weil ihr gestern ein scheußlicher, mit Blatternarben getigerter Banquier einen Antrag gemacht hat. Ach! Die Weiber schielen nicht minder nach einem Domainenpächter als nach einem schmucken Jungen. Die Katze macht Jagd auf die Mäuse wie auf die Vögel. Es sind noch keine zwei Monate her, da war diese Mamsell brav, wohnte in einem Dachstübchen, paßte den Corsets, kleine, runde, kupferne Oehren an — wie nennt man das doch? — nähte, schlief auf einem Gurtbett, hatte Blumen zu Gesellschaftern und war zufrieden. Jetzt ist sie eine Banquier-Dame. Die ganze Umwandlung kam über Nacht. Ich bin diesem Opfer heute Morgen begegnet. Sie war ganz munter, lustig. Scheußlich ist, daß die Bübin eben so hübsch war als gestern. Ihr Finanzmann war nicht auf ihrem Gesichte zu entdecken. Die Rosen haben das vor den Frauen voraus oder nicht, daß man die Spuren der Raupen erkennt, die darüber krochen. O! es gibt keine Moral mehr auf Erden; ich nehme die Myrthe das Symbol der Liebe, den Lorbeer das Sinnbild des Krieges, den Olivenzweig, diesen Dummkopf, das Symbol des Friedens und den Apfelbaum zum Zeugen, an dessen Kernen Adam fast erstickt ist, so wie auch den Feigenbaum, diesem Großvater der Unterröcke. Was aber das Recht anbelangt, soll ich euch sagen, was Recht ist? Die Gallier gelüstet Clusium. Rom beschützt Clusium und frägt, welches Unrecht ihnen von Clusium zugefügt worden sei. Darauf antwortet Brennus: Das Unrecht, das euch Alba, das euch

Fidentia, das euch die Aquier, Volsker und Sabiner thaten. Sie waren eure Nachbarn! Die Clusier sind die unsrigen! Ihr dürft Clusium nicht nehmen, entgegnet Rom. Darauf nimmt Brennus Rom und schreit Vae victis! Da seht ihr, was Recht ist! O! wie viele Raubthiere gibt es doch in dieser Welt, wie viele Adler! ja Adler! Es läuft mir eine Gänsehaut über den Leib.

Er hielt Joly sein Glas hin, der es füllte, trank und fuhr dann — ohne durch den Trunk, den Niemand bemerkt zu haben schien, so zu sagen unterbrochen worden zu sein — also fort:

Brennus, der Rom nimmt, ist ein Adler. Der Banquier, der die Grisette nimmt, ist auch ein Adler. Dort nicht mehr Scham als hier. Glauben wir daher an gar nichts! Es gibt nur eine Wirklichkeit, trinken! Was ihr auch glauben mögt, womit ihr es auch halten wollt, mit dem mageren Hahn, wie der Kanton Uri, oder mit dem fetten, wie der Kanton Glaris, es thut nichts zur Sache. Trinkt und erzählt mir etwas vom Boulevard, von dem Zuge et caetera. Es wird also noch eine Revolution geben? Diese Dürftigkeit an Mitteln, seitens unseres guten Vaters da oben, setzt mich in Erstaunen. Er muß ja in jedem Augenblick das Räderwerk der Ereignisse einölen. Es hakt sich fest, geht nicht. Schnell eine Revolution. Der gute alte Vater hat so immer schwarze Hände von dieser häßlichen Schmiere. An seiner Stelle würde ich es einfacher machen, meiner Maschine nicht alle Augenblicke nachhelfen, das Menschengeschlecht ohne Umstände leiten, die Thatsachen Masche für Masche stricken, ohne den Faden zu zerreißen. Ich würde keinen Nothbehelf, kein außerordentliches Repertoir haben. Was ihr Fortschritt nennt, wird durch Menschen und Ereignisse hervorgerufen. Traurig ist's, daß Ausnahme von Zeit zu Zeit nothwendig wird. Ereignissen und Menschen genügt das Gewöhnliche nicht. Die Menschen haben Genie, die Ereignisse Umschwung nöthig. Große Ereignisse sind Gesetz. Ohne sie keine Ordnung der Dinge! Sieht man die Kometen an, so wird man versucht zu glauben, daß der Himmel selbst sein Außergewöhnliches braucht. Im Momente, wenn man am allerwenigsten daran denkt, klatscht Gott ein Meteor an die Firmamentmauer. Dann sieht man einen wunderlichen Stern, mit einem langen Gedankenstrich — Schweif dahinter. Cäsar stirbt daran. Brutus gibt ihm einen Dolchstoß und Gott einen Kometenschlag. Crac! da kommt ein Nordlicht, mit ihm eine Revolution, ein großer Mann; 93 in dicken Buchstaben, Napoleon als Vedette, der Komet von 1811, an der Spitze des Zettels. O die schöne blaue Affiche, das unerwartete, weithin leuchtende Sternbild! Reißt die Augen auf, Maulaffen! Alles ist zerzaust, Stern wie Drama! Guter Gott, es ist zuviel und nicht genug! Solche außerordent-

lichen Hülfsmittel scheinen Fülle und Pracht zu offenbaren und sind doch nur Armuthszeichen. Freunde! Die Vorsehung ist dahin gekommen, sich behelfen zu müssen. Was beweist denn eine Revolution? Daß Gott in Verlegenheit ist. Er macht einen Staatsstreich, weil der Gang der Ereignisse unterbrochen wurde, weil eine Lücke zwischen Gegenwart und Zukunft erschien, weil er, Gott, die beiden Enden nicht zusammenhalten konnte. Uebrigens bestätigt das meine Vermuthungen über die Vermögens-Verhältnisse Jehovahs. Das Ungemach da oben und da unten; die Knauserei, Hudelei, und der Jammer im Himmel und auf Erden, vom Vogel, der keine Hirsenkörnchen hat, bis zu mir, dem hunderttausend Livres Renten fehlen; das ganz abgenutzte menschliche Schicksal, königliches nicht ausgenommen, weil man den Faden daran sieht, wie man am erhängten Prinzen von Condé bemerken kann; der Winter, der nichts anderes als ein Riß am Zenith ist, durch welchen der Wind bläst; die vielen Lumpen und Flecken, sogar im neuesten purpurfarbigen Morgenrocke der Berggipfel; die Thautropfen, diese falschen Perlen, und der Reif, dieser Straße; die vielen Sonnenflecken und Löcher im Monde; das große Elend an allen Ecken: bringen mich auf die Vermuthung, daß Gott nicht reich ist. Der Schein spricht zwar dagegen, das ist nicht zu leugnen; aber ich fühle doch, daß er seine Noth hat. Gott behilft sich mit einer Revolution, wie ein Kaufmann mit einem Ball, wenn seine Kasse leer ist. Unter der Vergoldung des Himmels sehe ich ein armes Universum. Die Schöpfung ist ein bischen Bankerott und deshalb bin ich mißvergnügt. Seht das ist der fünfte Juni; kaum angebrochen und fast Nacht! Seit diesem Morgen warte ich auf den Tag. Er kam nicht, und kommt, ich wette darauf, auch diesen ganzen Tag nicht. Ja es ist alles übel eingerichtet. Nichts paßt auf einander! Diese alte Welt ist ganz krumm und verzogen. Ich schlage mich auf die Seite der Opposition. Es geht alles schlecht! Das Universum ist störrisch! Es geht damit wie mit den Kindern: wer sie hat, mag sie nicht, und wer sie mag, hat sie nicht. In Summa: Ich fasele. Uebrigens betrübt es mich, den Laigle von Meaux, diesen Kahlkopf, anzusehen. Der Gedanke, daß ich ebenso alt bin wie mein Knie, demüthigt mich. Ich kritisire, aber insultire nicht: Das Universum ist, was es ist. Ich spreche ohne übele Absichten, blos um mein Gewissen zu erleichtern. Genehmigen Sie, Ewiger Vater! die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. O! bei allen Heiligen des Olymps und bei allen Göttern des Paradieses, ich wurde nicht dazu geboren, Pariser zu sein, um, wie ein Ball zwischen zwei Ballnetzen, von der Gruppe der Bummler zur Gruppe der Polterer zu fliegen. Ich hätte mich zum Türken geeignet, um den ganzen Tag auserle-

sene, egyptische Tänze, wollüstig wie die Träume eines keuschen Mannes, von geschwätzigen Orientalinnen ausführen zu sehen; oder zu einem normännischen Bauer; oder zu einem von Edeldamen umgebenen venetianischen Edelmann; oder zu einem kleinen deutschen Fürsten, der einen halben Infanteristen zur deutschen Bundesarmee stellt und in seinen Mußestunden Strümpfe auf seinem Zaune, das heißt auf seiner Landesgränze, trocknet. Das sind die Berufsarten, für welche ich geboren wurde. Ja! ich habe Türke gesagt und nehme das Wort nicht zurück. Ich begreife nicht, weshalb man den Türken in der Regel nicht wohl will. Mohamed hat sein Gutes. Achtung vor dem Erfinder der Huri-Serails und der Odalisken-Paradiese! Insultiren wir ja nicht den Mohamedanismus. Das ist die einzige Religion, die durch einen Hühnerstall verschönert wird. Darauf muß ich aber Eins trinken. Die Erde ist eine große Dummheit. Es scheint, daß sie sich schlagen wollen, all diese Dummköpfe, daß sie sich die Physiognomie zertrümmern, sich mitten im Sommer, im Juni, massakriren wollen, wenn sie mit einem Geschöpf im Arme, in den Feldern, den Duft der ungeheuren Heubündel, eine kolossale Tasse Atmosphärenthee, einsaugen könnten! Es werden wahrhaftig zu viele Dummheiten gemacht. Ich habe vor Kurzem eine alte, zerbrochene Laterne bei einem Trödler gesehen, die mich auf die Idee brachte, daß es wohl Zeit sein möchte, dem Menschengeschlecht zu leuchten. Ja! nun bin ich aber traurig! Was das auf sich hat, sich an einer Auster und an einer Revolution zu verschlucken. Ich werde wieder düster. O! die scheußliche, alte Welt! Man bringt sich darin auf die Beine und von den Beinen, prostituirt sich, bringt sich um und gewöhnt sich daran.

Nachdem Grantaire diese Rede hervorgehüstelt hatte, überkam ihn ein wirklicher, wohlverdienter Husten.

Apropos Revolution, ließ sich jetzt Joly hören, scheint es, daß Marius wirklich verliebt ist.

Weiß man in wen? frug Laigle.

Ich kann mir schon denken, was es mit der Liebschaft des Marius für eine Bewandtniß hat, schrie Grantaire. Marius ist ein Nebel und wird auf einen Dunst gestoßen sein. Marius gehört zur poetischen Raçe, das heißt zur närrischen Thymbraeus Apollo. Marius und seine Marie, oder seine Maria, oder seine Mariette, oder seine Marion, müssen ein paar drollige Liebende sein. Ich kann es mir gut vorstellen. Verzückungen, bei welchen man das Küssen vergißt. Keusch auf der Erde, aber in der Unendlichkeit verbunden. Seelen mit Sinnen. Sie schlafen zusammen in den Sternen.

Grantaire brach seine zweite Bouteille an und hätte vielleicht auch seine zweite Rede losgelassen, wenn nicht plötzlich in dem vier-

eckigen Treppenloche ein zweiter Kopf aufgetaucht wäre. Es war ein kaum zehnjähriger, zerlumpter, sehr kleiner, olivenfarbiger Junge, mit schnauzenförmigem Gesicht, lebhaftem Auge, stark behaartem Kopfe und zufriedener Miene. Der Regen hatte ihn ganz durchnäßt.

Der Knabe wendete sich, ohne lange zu zaudern, und obgleich er Niemanden kannte, direkt an Laigle de Meaux.

Sind Sie der Herr Bossuet? frug er.

Das ist mein Beiname, sagte Laigle. Was willst Du von mir?

Die Sache ist die: Ein großer Blonder sagte auf dem Boulevard zu mir: Kennst Du die Mutter Hucheloup? Ja, sagte ich, sie wohnt in der Rue Chanvrerie, die Wittwe des Alten. Darauf sagte er: Gehe hin! Du wirst dort den Herrn Bossuet finden. Sage ihm, daß ich Dich mit A— B— C— geschickt habe. Man will sich einen Jux mit Ihnen machen, nicht wahr? Ich habe zehn Sous von ihm erhalten.

Joly, leihe mir zehn Sous, sagte Laigle. Gleichzeitig verlangte er dieselbe Summe von Grantaire.

Laigle gab dem Knaben die zwanzig Sous.

Danke, Herr! sagte der Kleine.

Wie heißt Du? frug der Geber.

Nanet, ein Freund Gavroche's.

Bleibe bei uns!

Frühstücke mit uns! fügte Grantaire hinzu.

Ich kann nicht, versetzte der Knabe. Ich muß beim Leichenzuge sein, da ich es bin, der zuerst: Nieder mit Polignac! schreit. Dann fuhr er mit dem Beine mächtig nach hinten aus, womit er den höchst möglichen Grad von Ehrerbietigkeit beim Abschiedsgruße ausdrücken wollte und ging von dannen.

Das ist der reine, unverfälschte Gamin, fing Grantaire wieder an, als er fort war. Die Spielarten der Gattung Gamin sind zahlreich. Da gibt es den Notariats-Gamin oder Gossenhüpfer, den Kuchen-Gamin oder Kuchensauger, den Bäcker-Gamin oder mitron (Bäckerbursch), den Gamin-Laquais oder Groom, den See-Gamin oder Schiffsjungen, den Soldaten-Gamin oder Klappser, den Maler-Gamin oder Reiber, den Handlungs-Gamin oder Läufer, den Höflings-Gamin oder Schleicher, den Königs-Gamin oder Dauphin und den Hergotts-Gamin oder Säugling.

Unterdessen halte Laigle nachgesonnen.

A—B—C— will heißen, sagte er mit halblauter Stimme: Begräbniß Lamarque.

Der große Blonde, bemerkte Grantaire, ist Enjolras, der Dich benachrichtigt.

Gehen wir? frug Bossuet.

Es regnet, sagte Joly. Ich habe geschworen in's Feuer, aber nicht in's Wasser zu gehen. Ich will mich nicht verschnupfen.

Ich bleibe hier, erklärte Grantaire, da ich ein Frühstück einem Leichenbegängniß vorziehe.

Daraus schließe ich, daß wir auch bleiben, sagte Laigle. Gut dann! Trinken wir also! Uebrigens kann man den Zug verfehlen und doch bei der Emeute sein.

O! Ich bin auch dabei schrie Joly.

Laigle rieb sich die Hände.

Man will also die Revolution von 1830 jetzt ausflicken, sagte er. Der Rock ist dem Volke in der That etwas zu eng unter den Armen.

Mir ist eure Revolution ziemlich gleich, fiel Grantaire ein. Ich verfluche diese Regierung nicht. Sie ist mir die, durch eine baumwollene Nachtsmütze temperirte Krone, ein Scepter mit einem Regenschirm am Ende. Louis Philipp kann sein Königthum nach zwei Seiten hin nützlich machen, wenn er nämlich das Scepter-Ende dem Volke und das Parapluie-Ende dem Himmel entgegen hält.

Unterdessen war es dunkel im Saal geworden. Schwere Wolken verfinsterten den Himmel. Weder im Wirthshause noch auf der Straße war Jemand zu erblicken. Es wollte jeder Augenzeuge „der Ereignisse" sein.

Ist es Mittag oder Mitternacht? schrie Bossuet. Man sieht ja die Hand vor den Augen nicht. Licht, Gibelotte!

Grantaire saß trübsinnig bei der Flasche.

Enjolras verachtet mich! murmelte er. Er dachte: Joly ist krank, Grantaire betrunken, ich muß mich also an Bossuet wenden. Wenn er Nanet zu mir geschickt hätte, würde ich ihm gefolgt sein. Um so schlimmer für Enjolras. Ich gehe nicht mit, wenn er begraben wird!

Nachdem Bossuet, Joly und Grantaire ihren Entschluß gefaßt hatten, wichen sie nicht mehr von der Stelle. Um zwei Uhr Nachmittags war der Tisch, an dem sie saßen, mit leeren Flaschen bedeckt. Zwei Talglichte, wovon eins in einem kupfernen, ganz mit Grünspan überzogenen Leuchter, das andere in der Mündung einer gesprungenen Wasserflasche steckte, gaben die Beleuchtung ab. Grantaire hatte Joly und Bossuet zum Trinken angeregt und es war ihnen gelungen, ihn wieder munter zu stimmen.

Grantaire war seit dem Mittag schon über den Wein hinweg, der zu Träumereien nur mittelmäßig anregt. Ernsthafte Trunken-

holde schätzen den Wein nicht sonderlich hoch, weil es einen doppelten Zaubertrank, einen weißen und einen schwarzen gibt und der Wein nur zur weißen Magie anregt. Grantaire, weit entfernt sich durch die schwarzen Wolken eines furchtbaren Rausches abschrecken zu lassen, welche seinen Geist zu umnachten drohten, fühlte sich dadurch noch mehr angezogen. Er ließ daher die Flaschen bei Seite bringen und griff zum Schoppenglas, das heißt, er trat dicht an den Abgrund. Da er weder Opium noch Haschich zu seiner Verfügung hatte und sich doch betäuben wollte, so nahm er seine Zuflucht zu jener schrecklichen Mischung aus Branntwein, Bier und Absynth, die eine todtenähnliche Lethargie, einen bleiernen Seelenschlaf herbeiführt. In diesen drei furchtbaren Geistern der Finsterniß ertrinkt die himmlische Schmetterling Seele, indem sich allmählig in dem verdichtenden Dunste, der das Gehirn umlagert, ihre zarten Flügel in häutige Fledermausflügel verwandeln, und gibt drei stummen Furien Gewalt über sich: dem Alp, der Nacht und dem Tod. Sie flattern drohend um die eingeschlafene Psyche.

Grantaire war dieser düsteren Phase noch sehr fern, vielmehr ausgelassen fröhlich. Bossuet und Joly stimmten mit ein, dabei stießen sie häufig mit den Gläsern an.

Die exentrischen Worte und Ideen Grantaires wurden durch seine analogen Geberden noch auffallender. Er stützte sich mit der linken Faust würdevoll aufs Knie, griff mit der Rechten nach dem vollen Glase und redete, sattelrecht auf seinem Tabouret sitzend, ohne Halsbinde, die dicke Matelotte mit feierlichem Tone also an:

Man öffne die Thore des Palais! Jeder soll Mitglied der französischen Akademie sein und das Recht haben, Madam Hucheloup zu umarmen! Trinken wir!

Darauf sah er Madam Hucheloup an und fügte hinzu:

Antikes, durch den Gebrauch geheiligtes, Weib! nähere Dich, daß ich meine Blicke an Dir ergötze!

Matelotte und Gibelotte, schrie Joly, geben Sie Grantaire nichts mehr zu trinken! Er verzehrt ein rasendes Geld. Seit diesem Morgen hat er schon zwei Franken fünf und neunzig Centimes für Kleinigkeiten vergeudet.

Wer hat denn die Sterne ohne meine Erlaubniß ausgehakt und sie, statt der Talgkerzen, auf unseren Tisch gestellt? fing Grantaire wieder an.

Bossuet hatte, obgleich stark betrunken, doch seine Ruhe bewahrt und sich auf die Brüstung des offenen Fensters gesetzt, wobei ihm der Regen den Rücken durchnäßte.

Während er seine beiden Freunde ansah, vernahm er plötzlich, hinter sich, einen Tumult, eilige Schritte und den Ruf: „Zu den

Waffen!" Er drehte sich um und bemerkte, in der Rue St. Denis, am Ende de Rue de la Chanvrerie, Enjolras mit einem Karabiner, Gavroche mit dem Pistol, Feuilly mit einem Säbel, Courfeyrac mit einem Degen, Jean Prouvaire mit einem Stutzer, Combeferre mit einem Gewehr und Bahorel mit einer Flinte in der Hand. Dahinter eine bewaffnete, tobende Menge, die ihnen folgte. Da die Straße de la Chanvrerie, wie schon erwähnt, zu den kurzen gehört, so gebrauchte Bossuet beide Hände als Sprachrohr und schrie so laut er konnte!

Courfeyrac! Courfeyrac! He! He!

Er hörte es, erkannte Bossuet, ging einige Schritte vor und schrie: Was willst Du? während der Andere ein gleichzeitiges: Wohin gehst Du? erschallen ließ.

Wir machen eine Barikade, erwiederte Courfeyrac.

Gut! der Platz hier ist ausgezeichnet! Mache sie hier!

Das ist wahr Aigle! schrie Courfeyrac zurück. Dann machte er dem Haufen ein Zeichen und stürzte sich in die Straße de la Chanvrerie.

III.

Ueber Grantaire bricht Nacht herein.

Die Lokalitäten eigneten sich in der That sehr gut zu dem angedeuteten Zwecke. Die Straße, welche sich nach der Vorderseite erweiterte, verengte sich trichterförmig nach der Hinterseite, wo sie sackgassenähnlich auslief und bei dem Wirthshause Korinth eine Art Schlinge bildete. Die Rue Mondétour war nach der Rechten und Linken leicht zu sperren. Ein Angriff war nur von der Rue St. Denis her möglich, das heißt, in der Fronte und ohne Deckung. Der berauschte Bossuet hatte eben so scharf gesehen als der nüchterne Hannibal.

Als sich der Tumult näherte, erfaßte Schrecken die ganze Straße. Es blieb auch nicht eine Person darin. In Zeit einer Sekunde schlossen sich rechts und links, vorne und hinten, Läden, Werkstellen, Thorgänge, Fenster, Mansardenfenster und sonstige Läden, vom Erdgeschosse bis zum Dache. Eine alte, erschreckte Frau befestigte eine Matraze, an zwei Stangen, um die Flintenkugeln unwirksam zu machen. Nur das Wirthshaus war offen geblieben und zwar aus dem sehr einfachen Grunde weil die Rotte darüber hergefallen war. O! mein Gott! mein Gott! seufzte Madam Hucheloup.

Bossuet war vor Courfeyrac hinabgestiegen. Joly, der an's Fenster getreten war, schrie:

Courfeyrac, Du hättest ein Parapluie mitnehmen sollen! Du wirst Dich verschnupfen!

Unterdessen waren, in einigen Minuten, an zwanzig Eisenstangen, womit die Vorderseite des Hauses vergittert war, herab — und damit ungefähr zehn Toisen Straßenpflaster aufgerissen worden. Gavroche und Bahorel hatten eine, dem Kalkbrenner Anceau zugehörige, Karre, die grade vorüberfuhr, angehalten und umgestürzt. In dieser Karre waren drei große Fässer mit Kalk, die sie als Unterlagen für Pflastersteinhaufen gebrauchten. Enjolras hatte die, nach dem Keller führende, Falltreppe aufgehoben und alle leeren Fässer der Wittwe Hucheloup auf die Straße expedirt, wo sie sich den Kalkfässern anschlossen. Feuilly, dessen Hände sonst nur delikate Damenfächer zu bemalen pflegten, hatte Karre und Fässer durch zwei massive Strebepfeiler aus Bruchsteinen verstärkt, die im Nu, wie alles Uebrige, man wußte nicht woher gekommen waren. Von der Façade eines Nachbarhauses riß man die Stützbalken herunter und legte sie auf die Fässer. Als Bossuet und Courfeyrac sich umkehrten, war schon die Hälfte der Straße durch einen mehr als mannshohen Wall verrammelt. Nichts baut zerstörend so rasch als die Volkshand.

Matelotte und Gibelotte hatten sich unter die Arbeiter gemischt. Gibelotte lief, mit Schutt und Steinen belastet, auf und ab. Ihr schlaffes Wesen diente nur dazu, die Uebrigen anzuspornen. Sie servirte die Pflastersteine wie eine Bouteille Wein, das heißt, mit schläfriger Miene.

Es kam ein, mit zwei Schimmeln bespannter, Omnibus am Ende der Straße vorbei.

Bossuet kletterte rasch über die Steine, stürzte auf den Kutscher zu, arretirte ihn, ließ die Passagiere aussteigen, reichte den Damen die Hand, verabschiedete den Kondukteur und kam mit Wagen und Pferden, die er am Zaum führte, zurück.

Die Omnibus, sagte er, dürfen nicht an Korinth vorbei. **Non licet omnibus adire Corynthum.** Einen Moment später liefen die ausgespannten Pferde auf's Gradewohl durch die Rue Mondstour, während der, auf die Seite gestürzte Omnibus, den Rest der Straßenlücke ausfüllte.

Madam Hucheloup hatte sich voll Bestürzung in den ersten Stock geflüchtet.

Von dort herab schaute sie mit umflortem Auge in die Straße, sah aber nichts und wimmerte leise. Die Jammerlaute schienen ihr vor Schrecken in der Gurgel stecken zu bleiben.

Es ist das Ende der Welt, murmelte sie.

Joly drückte einen Kuß auf ihren rothen, runzeligen und fleischigen Hals und sagte zu Grantaire:

Mein Lieber! ich war immer der Ansicht, daß der Hals eines Weibes etwas außerordentlich delikates sei.

Seinerseits hatte sich Grantaire in die höchsten Regionen des Dithyrambus verstiegen. Er hatte Matelotte, als sie die Treppe zum ersten Stock hinaufstieg, um die Taille gefaßt und stieß am Fenster ein gewaltiges Gelächter aus.

Ist diese Matelotte häßlich! schrie er, häßlich wie ein Traum! Matelotte ist eine Chimäre!

Mit dem Geheimniß ihrer Geburt hat es folgende Bewandtniß:

Ein unbekannter Pygmalion, der gothische Schnautzen an Kathedralendachrinnen machte, verliebte sich eines Morgens in eins der scheußlichsten dieser Fratzenbilder. Er flehte die Liebe an, ihn zu beseelen und Matelotte erstand. Betrachtet sie, Bürger! Ihre Haare haben die chromsaure Bleioxydfarbe der Maitresse Titian's. Sie ist ein gutes Mädchen. Ich stehe euch dafür, daß sie sich gehörig schlagen wird. In jedem guten Mädchen steckt ein Held. Was dagegen die Mutter Hucheloup betrifft, die ist eine brave Alte! Seht euch nur ihren Schnurrbart an, den hat sie von ihrem Mann geerbt. Eine Husarin, wie? die schlägt sich auch. Die Beiden ganz allein machen der Nationalgarde des Weichbildes Angst. Kameraden! wir stürzen die Regierung, so wahr als es fünfzehn Mittelsäuren zwischen der Salz- und Ameisensäure gibt. Uebrigens ist mir das vollkommen gleich. Meine Herren! mein Vater hat mich immer verabscheut, weil ich die Mathematik nicht begreifen konnte. Ich verstehe nur die Liebe und die Freiheit, bin Grantaire, ein guter Junge! Da ich nie Geld gehabt habe, so bin ich nicht daran gewöhnt, habe es folglich nie entbehrt. Wenn ich aber reich gewesen wäre, würde es keine Arme mehr gegeben haben. Dann hätte man sehen sollen. O! wenn gute Herzen große Beutel hätten, wie würde es überall besser gehen! Stelle ich mir Jesus Christus mit dem Vermögen Rothschilds vor, wie viel Gutes würde er thun! Matelotte umarmen Sie mich! Sie sind wollüstig und schüchtern! haben Wangen, die eine Schwester zum Kuß auffordern, und Lippen, die nach dem Geliebten schmachten.

Schweig Faß! sagte Courfeyrac.

Ich bin benebelt und Possenreißer! erwiederte Grantaire.

Enjolras, der mit dem Gewehr in der Faust, auf dem Scheitel der Barrikade stand, hob seinen schönen, ernsten Kopf in die Höhe. Es lag in ihm, wie man sich erinnert, etwas vom Spartaner und Paritaner. Er würde bei der Termopylen mit Leonidas gestorben sein und hätte Drogheda mit Cromwell verbrannt.

Grantaire! schrie er, schlaf Deinen Rausch anderswo aus. Hier wird zwar Trunkenheit, aber keine Betrunkenheit geduldet. Entehre die Barrikade nicht!

Diese zürnenden Worte machten eine eigenthümliche Wirkung auf Grantaire, ungefähr als hätte ihm Jemand ein Glas kaltes Wasser ins Gesicht gegossen. Er schien plötzlich nüchtern geworden zu sein, setzte sich, stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch beim Fenster und sah Enjolras mit unaussprechlicher Sanftmuth an. Dann sagte er:

Laß mich hier schlafen!

Schlafe anderswo! schrie Enjolras.

Laß mich hier schlafen bis ich sterbe, erwiederte Grantaire, ihn stets zärtlich und verwirrt anblickend.

Enjolras warf einen verächtlichen Blick auf ihn.

Grantaire, Du bist unfähig zu glauben, zu denken, zu wollen, zu leben und zu sterben.

Du wirst es schon sehen! entgegnete Grantaire mit ernstem Tone.

Er stotterte noch einige unverständliche Worte; dann fiel sein Kopf schwer auf den Tisch und einen Augenblick darauf war er eingeschlafen. Dieser Effekt war, wie es dem zweiten Stadium der Trunkenheit eigen zu sein pflegt, bei welchem er angekommen war, durch die rauhe Zurechtweisung Enjolros beschleunigt worden.

IV.

Ein Trostversuch bei der Wittwe Hucheloup.

Jetzt ist die Straße abgeschnitten! wie wohl das thut! schrie Bahorel, entzückt über die Barrikade.

Courfeyrac, obwohl damit beschäftigt die Wirthschaft etwas zu verwüsten, suchte demungeachtet die Wirthswittwe zu trösten.

Beklagten Sie sich nicht kürzlich darüber, Mutter Hucheloup! daß man eines Tages ein Protokoll bei ihnen aufnahm und Sie zur Strafe zog, weil Gibelotte einen Fußteppich durchs Fenster ausstäubte?

Jawohl! mein guter Herr Courfeyrac. Ach! mein Gott, wollen Sie mir auch diesen Tisch auf Ihren abscheulichen Kram werfen? Sowohl für den Teppich als für den Blumentopf, der aus dem Dachstübchen in die Straße stürzte, ließ mich die Regierung hundert Franken Strafe bezahlen. Ist das nicht abscheulich?

Nun gut! Mutter Hucheloup, wir wollen Sie rächen!

Mutter Hucheloup schien ihren Vortheil bei dieser Entschädigung nicht recht einzusehen. Sie fühlte eine Genugthuung wie jene arabische Frau, die, als sie eine Ohrfeige von ihrem Gemahl empfangen hatte, sich darüber, Rache fordernd, bei ihrem Vater beschwerte. — Vater! Du mußt meinem Mann Schimpf mit Schimpf vergelten! Der Vater frug: — Auf welche Wange hat er Dich geschla-

gen? — Auf die linke. Der Vater gab ihr einen Schlag auf die rechte und sagte: — Jetzt kannst Du zufrieden sein! Sage Deinem Mann, daß er meine Tochter, ich aber seine Frau geohrfeigt habe!

Der Regen hatte aufgehört. Rekruten fanden sich ein. Arbeiter brachten unter ihren Blousen ein Tönnchen mit Pulver, einen Korb mit Vitriolflaschen, zwei oder drei Karnevalsfackeln und einen Korb mit Illuminationslämpchen, die noch vom Namenstage des Königs herrührten. Derselbe war erst kurz zuvor, am 1. Mai, gefeiert worden. Ein Spezereihändler der Vorstadt Saint-Antoine sollte, wie es hieß, diese Kriegsvorräthe hergegeben haben. Man zerbrach die einzige Laterne in der Straße de la Chanvrerie, die nächste in der Rue Saint-Denis und alle Laternen der Nachbarstraßen Mondétour, du Cygne, des Prêcheurs, de la Grande und de la Petite Truanderie.

Enjolras, Combeferre und Courfeyrac hatten die Leitung des Ganzen übernommen. Man errichtete zwei Barrikaden zu gleicher Zeit, welche sich beide, unter einem Winkel, an das Wirthshaus Korinth stützten. Die Größere sperrte die Rue de la Chanvrerie ab und die andere die Rue Mondétour, an der Rue du Cygne. Diese letztere Barrikade war sehr schmal und bestand nur aus Tonnen und Pflastersteinen. Sie wurde im ganzen von etwa fünfzig Arbeitern besetzt, wovon nur ungefähr dreißig mit Flinten bewaffnet waren, die sie sich unterwegs aus dem Magazine eines Waffenschmiedes entliehen hatten.

Der Haufe bot einen wunderlichen, buntscheckigen Anblick. Da war Einer in einem Kamisole, mit einem Kavalleriesäbel und zwei Sattelpistolen, ein anderer in Hemdsärmeln mit einem runden Hut und einem Pulverbeutel an der Seite. Ein Dritter trug einen Harnisch aus neun Bogen grauem Papier und einen Sattlerpfriem. Ein Anderer schrie: Rotten wir sie bis auf den Letzten aus und sterben wir unter dem Bajonnete! Er hatte indessen keins. Einer trug über seinem Ueberrocke ein Lederzeug und eine Nationalgardepatrontasche, mit einem rothen, wollenen Ueberzug, auf welchem man die Worte Ordre public (öffentliche Ordnung) las. Viele Gewehre waren mit Legionsnummern versehen. Hüte sah man nur wenige, Halsbinden gar nicht, dagegen viele Bloßarme und einige Piken. Alle Altersklassen und Physiognomien von kleinen, bleichen jungen Leuten an, bis zu bronzefarbigen Hafenarbeitern waren vertreten. Es herrschte große Emsigkeit. Einer half dem Anderen. Dabei sprach man über den möglichen Ausgang, daß man mit Sicherheit auf ein Regiment zählen könne und daß Paris sich erheben würde. Eine gewiße herzliche Jovialität mischte sich mit diesen schreckeneinflößenden Reden. Sie waren wie Brüder unter

einander und doch wußte Keiner wie der Andere hieß. Das Schöne bei großer Gefahr ist, daß sie die Menschen einander näher bringt und eine Sonne der Brüderlichkeit über Unbekannten aufgehen läßt.

In der Küche war ein Feuer angezündet worden, auf welchem man in einem eisernen Gefäße Kugeln aus Humpen, Löffeln, Gabeln und sonstigen Zinngeräthschaften des Wirthshauses schmolz. Zündhütchen, Schrotkörner und Kugeln lagen durcheinander, zwischen Weingläsern auf dem Tische. Im Billardsaale waren Madame Hucheloup, Matelotte und Gibelotte damit beschäftigt, Charpie aus alten Fetzen anzufertigen. Der Schrecken hatte verschiedenartig auf sie gewirkt. Die Eine war abgestumpft, die Andere außer Athem und die Dritte aufgeweckt. Drei Insurgenten, haarige, bärtige, beschnurrbarte Burschen, halfen ihnen und zerzupften die Leinwand mit Nähmädchenmanieren, vor welchen sie schaudernd zusammenfuhren. Der hochgewachsene Mann, den Courfeyrac, Combeferre und Enjolras in dem Momente bemerkt hatten, als der Zusammenlauf an der Ecke der Rue des Billettes anlangte, machte sich an einer kleinen Barrikade nützlich. Gavroche arbeitete an der Großen. Was den jungen Menschen anbetrifft, der in der Wohnung Courfeyracs auf ihn gewartet hatte, so war er ungefähr in demselben Augenblicke verschwunden, als der Omnibus umgestürzt wurde.

Gavroche war in seinem Elemente, strahlte und brachte Alles in Gang. Er ging und kam, stieg auf und ab, sauste umher und funkelte. Er schien da zu sein, um Allen Muth einzuflößen. Wurde er dabei angestachelt? Ja! sicher. Vom Elende. War er beflügelt? Gewiß! Von der Freude. Er kreiste wie ein Wirbelwind umher. Man sah und hörte ihn überall. Seine Beweglichkeit war der Art, daß sie fast zum Zorne reizte. An einen Stillstand mit ihm war nicht zu denken. Die ungeheure Barrikade schien ihn auf ihrem Rücken herumtanzen zu fühlen. Er vertrieb die Bummler, regte die Trägen an, belebte die Ermüdeten, machte die Denker ungeduldig, die Einen lustig, die Andern athemlos, noch andere zornig, brachte sie alle in Bewegung, machte einen Studenten wild und biß einen Arbeiter, warf sich in Positur, blieb stehen, rannte wieder fort, flatterte um den Tumult und die Arbeiter herum, sprang von einem zum andern, murmelte, summte, und hetzte das ganze Gespann an. Er glich einer Mücke in der ungeheuren Kutsche „Revolution.“

Seine kleinen Arme waren in beständiger Bewegung und seine kleinen Lungen nicht minder, da er fortwährend ein großes Geschrei ausstieß.

Muthig! noch mehr Steine, Tonnen, Maschinen! Wo sind sie? Einen Korb voll Kalk, um mir das Loch da zu verstopfen. Eure

Barrikade ist ganz klein. Sie muß noch höher werden. Thut alles hinein, schmeißt alles darauf! Reißt das Haus nieder! Eine Barrikade ist Thee für die Mutter Gibou. Seht doch! da ist ja eine Glasthüre!

Was sollen wir denn mit einer Glasthüre anfangen, Tuberkel? schrieen die Arbeiter.

Selbst Herkel (Herkules) gab Gavroche zur Antwort. Eine Glasthüre in einer Barrikade ist ausgezeichnet. Das hindert nicht sie anzugreifen, genirt aber beim Nehmen. Habt ihr denn niemals Aepfel gemaust, jenseits einer Mauer mit Flaschenscherben auf dem Rücken. Eine Glasthüre schneidet der Nationalgarde die Hühneraugen ab, wenn sie die Barrikade nehmen will. Pardi! Glas ist ein Verräther! O! ihr habt keine unbändige Einbildungskraft, meine Freunde!

Uebrigens war er wüthend auf seine hahnlose Pistole. Er ging von Einem zum Anderen und verlangte ein Gewehr. — Ich will ein Gewehr, schrie er. Gebt ihr mir kein Gewehr?

Dir ein Gewehr? frug Combeferre.

Da höre einer! versetzte Gavroche, warum denn nicht? habe ich doch 1830 eins gehabt, als man gegen Karl X. stritt.

Enjolras zuckte mit den Achseln.

Wenn die Männer alle Flinten haben, sagte er, sollen die Kinder auch welche haben.

Gavroche drehte sich stolz um und versetzte:

Wenn Du v o r mir fällst, nehme ich die Deinige.

Gamin! sagte Enjolras.

Gelbschnabel! erwiederte der Kleine.

Ein eleganter junger Mann, der sich verirrt zu haben schien, strich in jenem Momente durch die Straße und gab der Unterhaltung eine andere Wendung.

Kommen Sie zu uns, junger Mann! schrie ihm Gavroche zu. He! soll denn nichts für dieses alte Vaterland gethan werden?

Der Stutzer machte sich schleunigst davon.

V.

Vorbereitungen.

Die Journale jener Zeit, welche behaupteten, daß die Barrikade der Rue de la Chanvrerie beinah unüberwindlich gewesen sei, wie sie sich ausdrückten, und sich fast bis in den ersten Stock erhoben habe, waren im Irrthum. Thatsächlich erreichte sie im Durchschnitt nur eine Höhe von sechs bis sieben Fuß. Sie war so gebaut, daß die Kämpfer nach Belieben dahinter verschwinden oder sie vertheidigen konnten, da ihnen der Scheitel derselben auf einer, im Innern

stufenförmig über einander gelegten, vierfachen Reihe von Pflastersteinen zugänglich war. Die äußere Fronte der Barrikade war aus Haufen Pflastersteinen und Tonnen gebildet, die, durch Balken und Bohlen verbunden, sich mit letzteren an die Räder der Karre Anceau's und die des umgestürzten Omnibus anschlossen. So bot die Barrikade einen stacheligen, verworrenen Anblick.

Ein schmaler nur mannsbreiter Durchgang war zwischen der Mauer des betreffenden Hauses und dem äußersten Ende der, am weitesten vom Wirthshause entfernten, Barrikade offen gelassen worden, so daß man im Nothfalle auf diesem Wege entkommen konnte. Die Achse des Omnibus war vertikal gerichtet und in dieser Stellung durch Seile befestigt worden. Von der Spitze der Deichsel herab, flatterte eine rothe Fahne über der Barrikade.

Die kleine Barrikade Mondétour konnte man von der Seite nicht sehen, da sie durch das Wirthshaus verdeckt wurde. Beide Barrikaden zusammen bildeten eine wirkliche Schanze. Enjolras und Courfeyrac hatten es für überflüssig gehalten, eine Barrikade an dem anderen Stummel der Rue Mondétour zu errichten, die durch die Rue des Prêcheurs nach den Hallen ausläuft. Vermuthlich wollten sie sich die Verbindung mit dem Aeußeren nicht ganz abschneiden und fürchteten es nicht sehr, in dem gefährlichen, schwer zu passirenden Sträßchen des Prêcheurs angegriffen zu werden.

Mit Ausnahme dieses frei gebliebenen Zu- oder Ausgangs, den Folard in seinem strategischen Styl einen Darm genannt haben würde, so wie des schmalen, in der Straße de la Chanvrerie freigelassenen Raumes, hatte das Innere der Barrikade, in welchem das Wirthshaus eine vorspringende Ecke bildete, die Form eines unregelmäßigen, an allen Seiten geschlossenen Vierecks. Zwischen dem großen Steindamm und den hohen Häusern im Hintergrunde der Straße betrug die Entfernung etwa zwanzig Schritt, dergestalt, daß man sagen konnte die Barrikade lehne sich an alle diese bewohnten, aber von unten bis oben geschlossenen Häuser.

Die ganze Arbeit wurde ohne Unterbrechung in weniger als einer Stunde Zeit, vollzogen, ohne daß diese Hand voll kühner Menschen eine Grenadiermütze oder ein Bajonnet hatten auftauchen sehen. Die wenigen Bürger, welche sich in jenem Momente noch durch die Rue Saint-Denis wagten, warfen einen Blick nach der Rue de la Chanvrerie, sahen die Barrikaden und machten sich eiligst davon.

Als sie fertig waren und die rothe Fahne aufgepflanzt, schleppte man einen Tisch aus dem Wirthshaus herbei, den Courfeyrac bestieg. Enjolras brachte den viereckigen Koffer, den Courfeyrac öffnete. Er war mit Patronen angefüllt. Beim Anblick derselben zitterten auch die Tapfersten. Es entstand eine Pause.

Courfeyrac vertheilte sie lächelnd. Es kamen dreißig Patronen auf den Mann. Viele hatten Pulver mitgebracht und fabrizirten damit und mit den gegossenen Kugeln, neue. Das Pulvertönnchen sparte man für einen äußersten Fall auf und setzte es auf einen besonderen Tisch, nahe bei der Thüre.

Der Generalmarsch, der in ganz Paris ertönte, ließ sich noch immer vernehmen, wurde zuletzt aber als monotoner Lärm betrachtet und von Niemanden mehr beachtet. Bald kam der Lärm näher, bald entfernte er sich, Unheil verkündende Schallwellen.

Man lud Flinten und Karabiner, ohne Uebereilung, aber mit feierlichem Ernste. Enjolras stellte drei Schildwachen jenseits der Barrikaden aus. Die eine stand in der Rue de la Chanvrerie, die zweite in der Straße des Prêcheurs, die dritte an der Ecke der Straße de la Petite Truanderie. Als sie die Barrikaden gebaut, jedem seinen Posten angewiesen, die Gewehre geladen, die Vedetten ausgestellt hatten, warteten sie ruhig, entschlossen, isolirt, bewaffnet der Dinge die kommen sollten. So standen sie einsam, abgeschlossen, in diesen furchtbaren Straßen, in welchen sich Niemand mehr blicken ließ, von stummen wie ausgestorbenen Häusern umgeben, in welchen sich kein menschliches Leben regte, umhüllt von den düsteren Schatten der einbrechenden Nacht. Mitten in dieser Dunkelheit und in diesem Schweigen fühlte man etwas Schreckliches, Tragisches, heranrücken.

VI.

Unterdessen.

Was thaten sie während jener Wartestunden?

Wir müssen es wohl sagen, weil es ein Stück Geschichte ist.

Während die Männer Patronen machten und die Frauen Charpie zupften, während in einer großen eisernen Casserole, über einem glühenden Kohlenbecken, Zinn und Blei, zum Kugelgießen, geschmolzen wurde; die Vorposten, mit dem Gewehr im Arm, auf der Barrikade auslegten und der nicht zu zerstreuende Enjolras die Vorposten überwachte: sammelten sich Courfeyrac, Combeferre, Jean Prouvaire, Feuilly, Bossuet, Joly, Bahorel und noch einige andere, wie in den friedlichsten Tagen ihrer Schulzeit und plauderten in einem Winkel des in eine Kasematte verwandelten Wirthshauses, zwei Schritte von der Redoute, die sie errichtet hatten, mit den schußfertigen Waffen in der Hand und mit dem Rücken an Tisch und Stuhl gelehnt. Diese hübschen, jungen, der letzten Stunde so nahen, Leute citirten Liebesgedichte. Darunter folgendes:

Gedenkst Du noch der süßen Tage,
Als wir, beide jung,

Nur einen Wunsch im Herzen trugen,
Geputzt und recht verliebt zu sein?
Als Dein Alter mit dem meinigen
Noch nicht vierzig Jahre machte
Und in unserer kleinen, bescheidenen Wohnung,
Selbst im Winter, Frühling herrschte?
O! der schönen Zeit! Manuel war stolz und klu.g
Paris gab hehre Feste.
Foy schleuderte den Blitz und ich verletzte
Mich an einer Nadel Deines Schnürleibs.
Alles staunte Dich an, wenn ich Dich,
Ein Advokat ohne Prozeß, in den Prado zur Tafel führte.
Du warst so hübsch, daß die Rosen
Sich mir neidisch nach Dir umzukehren schienen.
Wie hübsch sie ist! hörte ich sie sagen,
Wie wohl sie duftet! welch reiches Gelock.
Sie birgt Fittiche unter dem Mäntelchen,
Wie reizend sie das schmucke Häubchen kleidet!
So wanderte ich mit Dir, Deinen elastischen Arm drückend.
Die Spaziergänger glaubten, daß der entzückte Liebesgott,
In uns glücklichem Pärchen,
Den milden April mit dem schönen Mai verbunden habe.
Wir lebten verborgen, glücklich, bei geschlossener Thür.
Zehrten an unserer Liebe, an der guten, verbotenen Frucht.
Dein Herz hatte schon geantwortet,
Ehe mein Mund gesprochen hatte.
Die Sarbonne war der idyllische Ort,
Wo ich Dich Morgens und Abends anbe ete.
So wählte sichs eine verliebte Seele im lateinischen Viertel
Auf der Speisenkarte der Zärtlichkeit aus.
O! Platz Maubert, Platz Dauphine!
Wenn Du in dem frischen Frühlingskämmerchen
Einen Strumpf über Dein niedliches Bein zogst,
Glaubte ich im Dunkel des Dachbodens
Einen Stern zu sehen.
Ich habe Plato oft gelesen, aber alles vergessen.
Besser als Malebranche und Lamennais,
Bewiest Du mir himmlische Güte
Mit einer Blume, die Du mir schenktest.
Ich gehorchte Dir, Du warst mir unterthan.
O goldener Dachboden! Dich schnüren!
Dich vom frühen Morgen an, im Hemde kommen und gehen,
Deine junge Stirn in Deinem alten Spiegel glänzen zu sehen,
welche Wonne!

Wem möchte wohl jene Morgenröthe,
Jener Himmel nicht mehr im Gedächtniß sein!
Jene Zeit der Blumen, der Bänder, des Flors und der Seide,
Als noch die Liebe, ein reizendes Kauderwälsch stammelte.
Ein Tulpentopf war unser Garten.
Das Fenster verhingst Du mit Deinem Unterröckchen.
Ich trank aus der irdenen Tasse
Und reichte Dir die chinesische.
Wie herzlich lachten wir,
Wenn Deinen Muff Du verbranntest,
Oder Deine Boa Du verlorst! . . .
Und das theure Portrait des göttlichen Shakspeares,
Das wir eines Abends verspeisten! . . .
Ich war ein Bettler und Du warst barmherzig!
Im Fluge küßte ich Deine weichen, runden Arme.
Dante in Folio war unsere Tafel,
Auf welcher wir fröhlich ein Hundert Kastanien verzehrten.
Als ich zuerst in diesem lustigen Kämmerlein,
Dir einen Kuß von den brennenden Lippen stahl,
Gingst Du, mit etwas verwirrtem Kopfputz, erröthend von dannen.
Erbleichend blieb ich allein und glaubte an Gott!
Gedenkst Du des maßlosen Glücks, das wir genossen,
All dieser Lumpen gewordenen Tüchelchen!
Ach! wie viel Seufzer stiegen aus unseren gramvollen Herzen
Auf, die unermeßlichen Tiefen des Himmels!

Der Ort, die Zeit, diese jugendlichen Erinnerungen, einige am Firmamente glänzende Sterne, die Grabesruhe in diesen öden Straßen, ein unerbittliches, nahe bevorstehendes Schicksal, verliehen dieser, mit halblauter Stimme, in der Dämmerung, von Jean Prouvaire, dem süßen Liederdichter, gemurmelten Versen einen unaussprechlichen, pathetischen Reiz.

Inzwischen hatte man ein Lämpchen auf der kleinen Barrikade angezündet und auf der großen eine jener Wachsfackeln, die man Fastnachtsdienstag vor den, mit Verlarvten besetzten, nach der Courtille fahrenden Wagen sieht. Diese Fackeln kamen, wie gesagt, aus der Vorstadt Saint-Antoine.

Man stellte die Fackel in eine von drei Seiten mit Pflastersteinen umschlossene Art Käfig, um sie gegen den Luftzug zu schützen und richtete sie so, daß alles Licht auf die Fahne fiel. Straße und Barrikade waren dunkel. Man sah nichts als die rothe, von einer Art ungeheurer Blendlaterne, furchtbar erleuchtete Fahne. Dieses Licht gab ihrem Scharlachroth noch einen, nicht wohl zu bezeichnenden, schrecklichen Purpurton.

VII.

Der Rekrut aus der Straße des Billettes.

Die Nacht hatte ihre schwarzen Fittiche schon ganz herabgelassen und noch zeigte sich nichts. Man vernahm nur einen verworrenen Lärm und dann und wann Flintensalven, aber nur selten, fern und dünn. Dieser sich verlängernde Aufschub bewies, daß die Regierung sich nicht übereilte und ihre Kräfte sammelte. Jene fünfzig Männer erwarteten sechszigtausend.

Enjolras fühlte sich von jener Ungeduld ergriffen, die starken Seelen, kurz vor dem Eintritt furchtbarer Ereignisse, eigen ist. Er suchte Gavroche auf, der im unteren Saale, bei der matten Beleuchtung zweier Talglichter, Patronen fabrizirte, die er vorsichtig auf den Schenktisch gelegt hatte, weil Pulver über den Tisch verstreut worden war. Die beiden Talglichter erhellten die Straße nicht im Geringsten. Uebrigens hatten die Insurgenten auch dafür gesorgt, daß in den oberen Stockwerken kein Licht sichtbar wurde.

Gavroche war in jenem Momente sehr beschäftigt, aber grade nicht mit seinen Patronen.

Der Mann aus der Straße des Billettes war eben in den Saal des Erdgeschosses getreten und hatte sich an den, am wenigsten beleuchteten, Tisch gesetzt. Zwischen seinen Beinen hielt er ein Gewehr von großem Kaliber. Gavroche den hundert unterhaltende Dinge anzogen und zerstreuten, schenkte dem Eintretenden demungeachtet Aufmerksamkeit, sah ihm maschinenmäßig nach, und bewunderte sein Gewehr. Als der Mann sich gesetzt hatte, stand der Gamin auf. Wer den Unbekannten genau beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß er alles, was sich unter den Insurgenten und auf der Barrikade zutrug, mit einer eigenthümlichen Spannung betrachtete, jedoch seit seinem Eintritte in den Saal in stille Betrachtungen versunken war und nichts von dem zu bemerken schien, was um ihn herum vorging. Der Gamin näherte sich dieser denkenden Person und kreiste auf den Fußspitzen um sie, als hätte er gefürchtet, sie in ihren Meditationen zu stören. Gleichzeitig bemerkte man auf seinem kindlichen, unverschämten und ernsthaften, leichtsinnigen und nachdenkenden, munteren und gramvollen Gesichte das Mienenspiel eines alten Mannes, der sagen will: — Ei was! nicht möglich! bin ich geblendet? träume ich? wär es doch so? . . . nein! es kann nicht sein! aber doch! ja! nein! u. s. w. Er schaukelte sich auf den Zehen, ballte die Fäuste in den Hosentaschen, reckte den Hals aus wie ein Vogel und kniff bedeutungsvoll die Lippen zusammen. Er schien höchst verwundert, seiner Sache ungewiß, ungläubig, dann aber überzeugt und wie geblendet zu sein. Sein Aussehen hatte Aehnlichkeit

mit dem eines Eunuchenobersten, der, unter den hübschen Mädchen auf dem Sklavenmarkte, eine Venus entdeckt, oder mit dem eines Raritätensammlers, der unter einem Haufen antiker Schmierereien einen Raphael findet. Alles an dem Kleinen war in Bewegung, der schnüffelnde Instinkt sowohl, als die kombinirende Vernunft. Es lag klar am Tage, daß Gavroche ein Ereigniß zustoßen mußte. Als er am eifrigsten mit seinen Gedanken beschäftigt war, näherte sich ihm Enjolras.

Du bist klein, sagte er, folglich wird man Dich nicht beachten! Verlasse die Barrikaden, gleite an den Häusern vorbei, sieh Dir allenthalben die Straßen ein wenig an und komme dann wieder zurück, um mir zu sagen was vorgeht.

Gavroche streckte sich in die Höhe.

Nun das ist ja ein wahres Glück, daß die Kleinen doch zu etwas gut sind, erwiederte er. Ich gehe!

Verlassen Sie sich unterdessen auf die Kleinen und hüten Sie sich vor den Großen. — Gleichzeitig hob er den Kopf in die Höhe und flüsterte, auf den Unbekannten aus der Straße des Billettes, zeigend:

Sehen Sie jenen Großen da?

Nun was solls?

Es ist ein Spion?

Bist Du Deiner Sache gewiß?

Es sind noch keine vierzehn Tage her, als er mich bei den Ohren von der Brüstung des Pont Royal herunterriß, wo ich Luft schöpfte.

Enjolras drehte sich rasch um und sagte einem, in der Nähe stehenden, Lastträger von den Weintransportschiffen leise etwas in's Ohr. Dieser verließ den Saal und kam kurz darauf in Begleitung von drei Anderen zurück. Die vier kräftigen, breitschultrigen Männer stellten sich, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, hinter den Tisch auf welchen sich der Unbekannte gestützt hatte, offenbar bereit, bei einem gegebenen Anlasse über ihn herzufallen.

Dann näherte sich Enjolras dem Manne und frug ihn:

Wer sind Sie?

Bei dieser unerwarteten Ansprache fuhr der Unbekannte zusammen und sah Enjolras mit seinem redlichen Auge so tief in die seinigen, als hätte er darin seine verborgensten Gedanken lesen wollen. Dabei lächelte er in der verächtlichsten, entschlossensten und energischsten Weise, die man sich nur denken mag und versetzte mit stolz gravitätischem Tone:

Ich weiß schon was das bedeuten soll.. Wohlan denn, ja!

Sie sind ein Spion!

Ich bin Agent der Autorität!

Wie heißen Sie?

Javert.

Enjolras gab den vier Männern ein Zeichen. Ehe Javert noch Zeit hatte sich umzusehen, hatten sie ihn gepackt, niedergeworfen, geknebelt und durchsucht.

Man fand eine kleine, runde, zwischen zwei Glasscheiben steckende Karte, auf welcher sich einerseits das Wappen Frankreichs, mit der Umschrift: Surveillance et Vigilance und andererseits die Worte: „Javert, Polizeiinspektor, zwei und fünfzig Jahre alt" mit der Unterschrift des damaligen Polizeipräfekten, Herrn Gisquet, befanden. Javert hatte außerdem noch Uhr und Börse bei sich, die einige Goldstücke enthielt. Hinter der Uhr, in der Westentasche, fand man ein Papier, in einem Briefcouvert. Enjolras entfaltete es und las folgende, von dem Präfekten selbst geschriebene Zeilen:

„Wenn der Inspektor Javert seiner politischen Mission nachgekommen ist, wird er sich durch eine besondere Ueberwachung die Ueberzeugung zu verschaffen suchen, ob es wahr ist, daß der steile Rand des rechten Seineufers, bei der Jena-Brücke, durch Uebelthäter unsicher gemacht wird."

Als die Durchsuchung nun zu Ende war, richtete man Javert wieder auf, band ihm die Arme auf den Rücken und befestigte ihn an den, mitten im Saale stehenden, berühmten Pfahl, von dem das Wirthshaus ehemals seinen Namen hatte.

Gavroche, der der ganzen Scene beigewohnt und alles schweigend, mit dem Kopfe nickend, gebilligt hatte, näherte sich Javert und sagte:

Die Maus hat die Katze gefangen!

Es war alles so rasch ausgeführt worden, daß, als der Zwischenfall draußen bekannt wurde, schon nichts mehr zu hören war. Javert hatte keinen Ton von sich gegeben. Als Courfeyrac, Bossuet, Joly, Combeferre und die in den beiden Barrikaden zerstreuten Männer hörten, daß Javert an den Pfahl gebunden worden sei, liefen sie herbei. Er war derart mit Stricken umwunden, daß er keine Bewegung machen konnte und hob seinen Kopf mit der Unerschrockenheit und Ruhe eines Mannes in die Höhe, der nie gelogen hat.

Es ist ein Spion! sagte Enjolras.

Darauf drehte er sich zu Javert um:

Sie werden zwei Minuten vor Einnahme der Barrikade erschossen?

Warum denn nicht auf der Stelle? versetzte Javert, mit dem unerschrockendsten Tone.

Wir sparen unser Pulver noch.

Dann können Sie ja ein Messer nehmen!

Spion! sagte der hübsche Enjolras, wir sind Richter, aber keine Mörder!

Dann rief er Gavroche zu:

Nun mache, daß Du Deinen Auftrag, wie ich ihn Dir gegeben, ausführst.

Ich gehe schon! schrie Gavroche.

Apropros fügte er in dem Momente hinzu, als er das Zimmer verlassen wollte, ich bekomme doch sein Gewehr. Ich lasse euch den Musikanten, will aber die Klarinette!

Der Gamin grüßte militairisch und sprang zur Thüre hinaus, lustig durch den schmalen Paß an der großen Barrikade.

VIII.

Mehrere kleine Fragezeichen wegen eines gewissen Le Cabuc, der vielleicht nicht so hieß.

Das tragische Gemälde, das wir auszuführen unternommen haben, würde nicht vollständig sein, der Leser würde diese großen Momente sozialer Genesis und revolutionärer, mit konvulsivischer Kraftanstrengung verknüpfter Entbindung nicht mit scharfen, wahren Zügen vortreten sehen, wenn wir in der hier entworfenen Skizze ein Ereigniß übergehen wollten, das gleich nach Gavroche's Entfernung eintrat und mit den Kapitalscenen des schauerlichsten Epos wetteifern kann.

Zusammenläufe sind menschliche Lawinen, die rollend einen Haufen tobender Individuen ansetzen. Von diesen Leuten fragt Keiner den Anderen, wo er herkommt. Unter den Personen, welche sich an den von Enjolras, Combeferre und Courfeyrac geführten Zusammenlauf anschlossen, war auch ein mit einer abgetragenen Jacke bekleideter Lastträger, der Aehnlichkeit mit einem betrunkenen Wilden hatte und fortwährend gestikulirte und schrie. Dieser Mann mit dem ächten oder angenommenen Namen Cabuc, selbst denen unbekannt die ihn zu kennen behaupteten, schien oder stellte sich stark betrunken. Er hatte sich mit einigen anderen an einen vor die Thüre des Wirthshauses gestellten Tisch gesetzt. Cabuc, der seiner Umgebung fleißig einschenkte, schien mit nachdenklicher Miene ein großes, fünfstöckiges Haus im Hintergrunde der Barrikade zu betrachten, das die ganze Straße dominirte und der Rue Saint-Denis gegenüberlag.

Kameraden! schrie er plötzlich, wißt ihr, daß man aus dem Hause dort schießen müßte. Wenn wir dort an den Fenstern stehen, kann kein Teufel die Straße passiren.

Ja! aber das Haus ist geschlossen, sagte ein Trinker.

Klopfen wir an!

Sie machen nicht auf.

Dann rennen wir das Thor ein!

Le Cabuc lief auf das Thor des bezeichneten Hauses zu, an welchem sich ein sehr massiver Klopfer befand, und ließ ihn geräuschvoll niederfallen. Das Thor öffnete sich nicht. Ein zweiter Schlag ertönte. Niemand gab Antwort. Ein dritter Schlag. Gleiches Schweigen.

Ist denn Niemand da? schrie Le Cabuc.

Es rührte sich nichts.

Darauf bearbeitete er das Thor mit seinem Gewehrkolben. Es war ein altes, gewölbtes, niedriges, schmales, solides Thor aus Eichenholz, das an der inneren Seite durch ein Eisenblechfutter und schwere Eisenstangen geschützt war, ein wahres Bastillenthor. Das ganze Haus erdröhnte unter den Kolbenschlägen, die aber das Thor nicht erschütterten.

Da der Lärm die Bewohner erschrecken mochte, war es nicht überraschend, daß sich nach einiger Zeit eine kleine, viereckige Lucke im dritten Stock öffnete. Dies konnte man beim Scheine eines Talglichtes bemerken, das ein fromm aussehender, erschreckter, guter Alter mit grauen Haaren hielt.

Es war der Pförtner.

Le Cabuc stellte das Klopfen ein.

Was wünschen Sie, meine Herren? frug der Pförtner.

Oeffne! sagte Le Cabuc.

Meine Herren! Das kann nicht sein.

Mache nur immerhin auf.

Unmöglich, meine Herren.

Le Cabuc ergriff sein Gewehr und zielte auf den Pförtner; da er aber unten stand und es sehr dunkel war, so konnte Jener es nicht bemerken.

Willst Du öffnen, Alter, ja oder nein?

Nein, meine Herren!

Du sagst also nein!

Ich sage nein, ihr Guten! . .

Die letzten Worte konnte er nicht mehr hervor bringen. Der Schuß war losgegangen, die Kugel unter seinem Kinn eingedrungen, durch die Gurgel gegangen und am Halse wieder herausgekommen.

Der Greis brach, ohne einen Seufzer auszustoßen, zusammen. Das Licht entfiel seinen Händen und erlosch. Aber man sah noch, da er nach vorne gestürzt war, seinen unbeweglichen Kopf über der Brüstung der Lucke und etwas weißlichen Dampf, der nach dem Dache zu stieg.

Da! sagte Le Cabuc, den Kolben seines Gewehrs aufs Pflaster zurückfallen lassend.

Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte, die wie eine Adlerklaue in sein Fleisch drang und eine Stimme vernahm, die ihm donnernd die Worte:

Auf die Kniee! zurief.

Der Mörder kehrte sich um und sah vor sich den zornbleichen aber kalten Enjolras.

Er hielt eine Pistole in der Hand.

Der Schuß hatte ihn herbeigeführt. Mit der linken Hand hatte er Le Cabuc beim Kragen, bei der Blouse und beim Hemd zugleich gepackt.

Auf die Kniee! wiederholte er.

Der schlanke, zwanzigjährige, junge Mann beugte darauf den robusten, untersetzten Lastträger wie ein Rohr. Es lag etwas so Gebieterisches, Erhabenes und Gewaltiges in seinen Bewegungen, daß Le Cabuc im Koth auf die Kniee sank. Er versuchte zwar, Widerstand zu leisten, schien aber von einer übermenschlichen Faust ergriffen worden zu sein.

Bleich, entblößten Halses und mit verworrenem Haar glich Enjolras mit seinem Mädchengesichte, in jenem Moment, der antiken Themis. Die aufgeblähten Nasenflügel und die gesenkten Augen gaben seinem griechischen Profil jenen Ausdruck unversöhnlichen Zorns und einen Ausdruck von Keuschheit, die, vom Gesichtspunkte der alten Welt aus, der Gerechtigkeit zukommen.

Die ganze Barrikadenbemannung war herbeigeeilt und hatte die handelnden Personen in einem großen Kreis umringt. Sie fühlte, daß es unmöglich sei, ein Wort zu sprechen, angesichts dessen, was da kommen sollte.

Der überwundene Le Cabuc gab jeden Widerstand auf und zitterte an allen Gliedern. Enjolras ließ ihn los und zog seine Uhr hervor.

Sammle Dich! sagte er, bete oder denke. Es bleibt Dir nur eine Minute.

Gnade! murmelte der Mörder.

Dann beugte er den Kopf und stotterte einige unartikulirte Schwüre.

Enjolras sah starr auf die Uhr. Als die Minute verstrichen war, steckte er sie in seine Westentasche. Dann ergriff er Le Cabuc bei den Haaren, der sich unter seinen Knieen wand und heulte, und drückte ihm den Lauf seiner Pistole aufs Ohr. Viele der unerschrockensten Männer, die kaltblütig eins der schrecklichsten Wagnisse übernommen hatten, drehten den Kopf um.

Man vernahm einen Schuß. Der Mörder fiel mit der Stirn aufs Pflaster.

Enjolras richtete sich auf und sah sich mit einem strengen Blicke voll Ueberzeugung rings um. Dann stieß er die Leiche mit dem Fuße von sich und sagte:

Werft das hinaus!

Drei Männer hoben den Körper des Elenden auf, in welchem das Leben noch mechanisch zuckte, und warfen ihn über die kleine Barrikade in das Sträßchen Mondétour.

Enjolras war in Gedanken versunken. Man weiß nicht, welche grandiöse Finsterniß allmälig seine furchtbare Heiterkeit übernachtete. Plötzlich ließ er seine Stimme ertönen. Es entstand eine Todtenstille.

Bürger! sagte er, was dieser Mann da gethan hat, ist schrecklich und was ich that, scheußlich. Er hat getödtet, deshalb tödtete ich ihn. Das mußte ich thun, denn die Insurrektion muß ihre Disciplin haben. Mord ist unter uns noch mehr Verbrechen, als anderswo. Auf uns sieht die Revolution. Wir sind die Priester der Republik, die Opfer der Pflicht. Unser Kampf darf nicht verläumdet werden. Ich habe daher diesen Mann gerichtet und zum Tode verurtheilt. Was mich betrifft, gezwungen das zu thun, was ich that, obwohl ich es verabscheute, so habe ich mich auch gerichtet und Ihr werdet über ein Kurzes auch sehen, wozu ich mich verurtheilt habe.

Die, welche es hörten, zitterten.

Wir theilen Dein Loos, schrie Combeferre.

Es sei! versetzte Enjolras. Noch ein Wort.

Als ich diesen Mann hinrichtete, gehorchte ich der Nothwendigkeit; aber sie ist ein Ungeheuer der alten Welt und heißt Fatum. Das Gesetz des Fortschritts gebietet, daß die Ungeheuer vor den Engeln verschwinden, daß das Fatum an der Brüderlichkeit machtlos abpralle. Der Augenblick eignet sich schlecht dazu, das Wort Liebe in den Mund zu nehmen. Gleichviel! ich spreche es aus und ich preise es.

Liebe! dein ist die Zukunft! Tod! ich bediene mich deiner, aber ich hasse dich. Bürger! die Zukunft kennt weder Finsterniß noch Donner und Blitz, weder wilde Unwissenheit noch blutige Wiedervergeltung. Da es dann keinen Satan mehr gibt, so gibt es auch keinen Michel. In der Zukunft wird Keiner den Andern tödten, die Erde wird strahlen, das Menschengeschlecht sich lieben. Bürger! der Tag wird kommen, an welchem Alles Eintracht, Harmonie, Licht, Freude, Leben ist. Er wird kommen und damit er komme wollen wir sterben!

Der Redner schwieg. Seine jungfräulichen Lippen schlossen sich. Er blieb noch einige Zeit, unbeweglich wie eine Marmorstatue, an der Stelle, wo er Blut vergossen hatte. Sein starrer Blick erregte Flüstern in seiner Umgebung.

Jean Prouvaire und Combeferre drückten sich schweigend die Hand, lehnten sich, in einer Ecke der Barrikade an einander und betrachteten mit Bewunderung den ernsten, jungen Mann, der Henker und Priester, lichtvoll wie Crystall und auch hart wie Felsen war.

Als später, nach dem Kampfe, die Leichen nach der Morgue getragen und durchsucht wurden, fand man bei Le Cabuc eine Polizei-Agentenkarte.

Der Autor dieses Buches hat im Jahre 1848 einen Spezial-Rapport in Händen gehabt, der hierüber, 1832, an den Polizeipräfekten gerichtet worden war. Fügen wir noch hinzu, daß, einer wunderlichen Polizeitradition zu Folge, die aber wahrscheinlich gegründet ist, jener Le Cabuc kein anderer als Claquesous war. Eine andere Spur hat er nicht zurückgelassen. Dunkel war sein Leben und Nacht sein Ende.

Der ganze Insurgentenhaufen stand noch unter der Wirkung jenes tragischen, so schnell abgewickelten Prozesses, als Courfeyrac den kleinen, jungen Mann wieder bemerkte, den er am Morgen in seiner Wohnung, Marius erfragend, gesehen hatte.

Der Junge, der kühn und sorglos schien, hatte sich erst bei Nacht wieder zu den Insurgenten gesellt.

Dreizehntes Buch.

Marius im Schatten.

I.

Von der Straße Plumet nach dem Viertel Saint Denis.

Die Stimme, welche Marius bei Nacht an die Barrikade der Straße de la Chanvrerie bestellte, war ihm wie der Ruf des Schicksals erklungen. Er wollte sterben; da bot sich ihm die Gelegenheit. Er klopfte an die Thüre des Grabes. Eine Hand im Dunkel reichte ihm den Schlüssel.

Solche düsteren, schwarzer Verzweiflung bei Nacht gestellten Anerbietungen sind verlockend, Marius öffnete das Gitter, das ihn schon so oft durchgelassen hatte, verließ den Garten und sagte vor sich: Ich gehe! Sinnlos vor Schmerz, ohne festen, bestimmten Anhaltspunkt, unfähig noch ferner etwas vom Schicksale anzunehmen, nachdem er zwei Monate im jugendlichen Liebesrausch geschwelgt hatte, niedergedrückt von der Phantasie seiner Verzweiflung, hatte er nur noch den einen Wunsch: es möchte so schnell als möglich mit ihm zu Ende gehen.

Er fing an rasch zu gehen und erinnerte sich, daß er bewaffnet war und die Pistolen Javerts beigesteckt hatte.

Der junge Mann den er wieder gesehen zu haben glaubte, war in den Straßen verschwunden.

Marius war aus der Rue Plumet über den Boulevard, die Esplanade, die Invalidenbrücke (pont des Invalides), die Elyseischen Felder (Champs Elysées) und den Platz Louis XV. gegangen, von wo er in die Rue de Rivoli einbog. Die Läden waren in jener Straße noch offen. Unter den Schwibbogen brannte Gas. Die Damen machten Einkäufe. Im Café Laiter wurde Eis genossen und kleine Kuchen in der englischen Pastetenbäckerei verzehrt. Nur vom Hotel des Princes und dem Hotel Maurice aus, fuhren einige Postchaisen im Galop ab.

Marius ging durch die Passage Delorme in die Rue Honoré, dort waren die Läden geschlossen. Die Verkäufer plauderten vor ihren halboffenen Thüren, und Spaziergänger cirkulirten unter den angezündeten Lampen. Vom ersten Stock an waren, wie sonst, alle Fenster erleuchtet. Auf dem Palais-Royal-Platze sah man Kavallerie.

Marius ging der Rue Saint Honoré nach. Je mehr er sich dem Palais Royal näherte, desto seltener wurden die erleuchteten Fenster. Alle Läden waren geschlossen. An den Thüren plauderte Niemand. Die Straße wurde finster, gleichzeitig die darin cirkulirende Menge dichter. Wir sagen Menge, weil die Spaziergänger und Vorübergehenden zu einer solchen angewachsen waren. Auffallend war, daß man in diesen dichten Gruppen nicht sprechen hörte. Man vernahm nur ein tiefes, dumpfes Gemurmel.

Nach der Fontaine de l'Arbre-Sec (Straße in der Nähe des Pont-Neuf) zu, rottete man sich zusammen. Unter den Ab- und Zulaufenden bemerkte man, Steinen im Stromwasser gleich, steife und finstere Gruppen.

Am Eingange zur Rue des Prouvaires wurde die Menge stationär. Sie glich einem compakten, soliden, massiven Block. Ein undurchdringlicher düsterer Haufe von Menschen, die sich ganz leise mit einander unterhalten. Man bemerkte nur sehr wenige schwarze Fräcke und runde Hüte darunter. Bauernkittel, Blousen, Mützen, struppige Köpfe und erdfahle Gesichter waren stark vertreten. Die Menge wogte regellos durch die nächtlichen Nebel. Ihr Flüstern verursachte ein eindringliches, Schauer erweckendes, Geräusch. Obwohl Niemand ging, hörte man doch ein Stampfen von zahllosen Füßen im Schmutz. Jenseits dieser dichten Menge gab es, in den Straßen du Roule und des Prouvaires, so wie in der Verlängerung der Straße St. Honoré kein einziges Fenster, an welchem man ein

Licht sah. Sie waren nur durch die Strahlen zweier sich perspektivisch verkürzenden Reihen von Laternen beleuchtet. In jener Zeit glichen die Straßenlaternen rothen, an den Seiten hängenden Sternen, die einen großen, spinnenförmigen Schatten auf's Pflaster warfen. Diese Straßen waren nicht öde. Man erblickte darin pyramidenförmig zusammengestellte Gewehre, glitzernde auf- und abwogende Bajonnete und bivouakirende Truppen. Dort war jedem Neugierigen der Weg versperrt, hatte jede Cirkulation ein Ende. Dort hörte die Menge auf und fing die Armee an.

Marius hatte die Willensstärke eines Menschen, der nichts mehr hofft. Man hatte ihn gerufen, er mußte sich also einstellen. Es gelang ihm, sich durch die Menge zu arbeiten, sogar der Wachsamkeit der Patrouillen zu entsprechen und sich an dem Bivouak vorbeizuschleichen. Natürlich wich er den Schildwachen aus. Auf einem Umwege gelangte er in die Straße de Béthisy, von wo aus er auf die Hallen zuging. An der Ecke der Straße des Bourdonnais gab es keine Laternen mehr.

Die Region, in welcher er sich befand, kontrastirte seltsam mit der, welche er hinter sich hatte. Um ihn herum herrschte drohendes, Grauen erweckendes Schweigen. Kein Wanderer, kein Soldat, kein Licht kam ihm zu Gesicht. Diese nächtliche Stille und Oede machte einen erkältenden Eindruck auf ihn, wie wenn Jemand im Sommer aus der Straße in einen Keller geht.

Er schritt weiter. Da hörte er etwas an sich vorbeilaufen. War es ein Mann, eine Frau oder waren es mehrere? Er hätte es nicht sagen können. Es kam und verschwand.

Von Umweg zu Umweg erreichte er ein Sträßchen, das er für die Rue de la Poterie hielt. Etwa in der Mitte dieses Sträßchens stieß er auf etwas. Er hielt die Hände vor. Es war eine umgestürzte Karre. Er tastete mit dem Fuße und fühlte, daß er, zwischen hier und da aufgehäuften Steinen, in einer, stellenweise mit Wasser angefüllten, Terrainvertiefung stand. Es war eine angefangene und aufgegebene Barrikade. Er kletterte über das aufgeworfene Pflaster nach der anderen Seite des Dammes und verfolgte seinen Weg längs den Häuserreihen und Ecksteinen. Unweit der Barrikade schien ihm etwas Weißes aufzutauchen.

Er näherte sich. Das Ding nahm Gestalt an. Es waren 2 Schimmel, die an demselben Morgen von Bossuet ausgespannten, Omnibuspferde. Sie waren den ganzen Tag über, von Straße zu Straße, gelaufen und schließlich dort stehen geblieben, aber mit jener Ungeduld des Viehs, das die Handlungen der Menschen so wenig begreift, wie der Mensch die Wege der Vorsehung. Marius ging an den Pferden vorbei. Als er an eine Straße kam, die ihm die Rue du Contrat Social

zu sein schien, vernahm er, er wußte nicht von welcher Seite her, einen Flintenschuß. Die Kugel pfiff nahe an ihm vorbei und zertrümmerte, über seinem Kopfe, eine vor der Bude eines Haarkräuslers hängende, kupferne Barbierschüssel. Im Jahre 1846 sah man noch, an einer Ecke der Hallensäule, diese durchlöcherte Barbierschüssel.

Der Schuß bewies wenigstens, daß noch Leben in jener Gegend war. Von da ab fiel ihm nichts mehr auf.

Der Weg, den er bisher gemacht hatte, glich einem Niedergang über dunkle Stufen. Demungeachtet drang er immer weiter vor.

II.

Paris aus der Nachteulen-Perspektive.

Ein Wesen, das in jenem Momente, mit Fledermaus- oder Nachteulenflügeln, über Paris geschwebt hätte, würde ein düsteres Schauspiel vor Augen gehabt haben. Das ganze, alte Viertel der Hallen, das einer Stadt in der Stadt gleicht und von den Straßen St. Denis und St. Martin durchschnitten wird, worin sich tausend Sträßchen kreuzen, welche die Insurgenten zu Schanzen- und Waffenplätzen umgewandelt hatten, würde ihm wie eine große, düstere, im Herzen von Paris gegrabene, Höhle erschienen sein. Dort fiel der Blick in einen Abgrund.

Dank den zerschmetterten Straßenlaternen und den geschlossenen Fensterläden, gab es dort weder Strahlung noch Leben oder Lebenszeichen. Die unsichtbare Polizei der Aufständischen überwachte Alles und hielt die Ordnung, das heißt die Nacht, aufrecht. Die kleinere Zahl in der Alles umfassenden Dunkelheit zu verbergen und sie dadurch in der Idee der Gegner zu vergrößern, ist die, bei einer jeden Insurrektion nothwendige Taktik. Beim Anbruche der Nacht wurde nach jedem Fenster geschossen, an welchem sich ein Licht blicken ließ. Es erlosch, manchmal auch mit ihm das Leben des Einwohners. Aus diesem Grunde herrschte überall Todtenstille und in den Häusern nur Schrecken, Trauer und Bestürzung, aber auch in den Straßen eine Art heiligen Schreckens. Man bemerkte darin nicht einmal die langen Fenster- und Stockwerksreihen, die Dachgesimse und Kamine, oder die undeutlichen Reflexe, die sich sonst auf schmutzigem, feuchtem Pflaster abzeichnen.

Ein Auge, das von der Höhe herab in diese dichte Finsterniß geblickt hätte, würde, vielleicht hier und da, von Strecke zu Strecke, eine Zweifel erweckende Beleuchtung, abgebrochene, wunderliche Linien, sonderbare Bauprofile, und etwas wie einzelne, in Ruinen umhertanzende Irrlichter bemerkt haben. Dort waren die Barrikaden. Das Uebrige glich einem dunkeln, in schwere Nebel gehüllten

Leichensee, über welchem die starren und finsteren Schattenbilder des Thurms St. Jacques und der Kirche St. Merry hervorragten.

Ringsum dieses öde und beunruhigende Labyrinth herum, in den Vierteln, wo die Pariser Cirkulation noch nicht ganz unterdrückt war und wo noch einige seltenen Laternen glänzten, würde der Atmosphärenbeobachter metallisch glitzernde Säbel und Bajonnete gesehen, das dumpfe Rollen der Kanonen vernommen und von Minute zu Minute anwachsende, schweigend durcheinander wimmelnde, Bataillone bemerkt haben. Ein furchtbarer Eisengürtel zog sich langsam und immer enger und fester um die Aufständischen zusammen.

Das eingeschlossene Viertel glich der Höhle eines riesigen Ungeheuers, in welcher alles still und ausgestorben zu sein schien. Jede der dahinführenden Straßen war in dichte Finsterniß gehüllt.

In diesem wilden Dunkel lauerten eine Menge Fallen, eine Unzahl unbekannter, furchtbarer Gefahren. Schon der Gedanke dort einzudringen, oder da zu verweilen, erregte Grauen und Schrecken. Die, welche es betraten, zitterten vor Denen welche sie erwarteten und die Wartenden vor den Kommenden. An jeder Straßenecke lauerten unsichtbare Kämpfer. Der Tod hatte in schwarzer Nacht seine Fallen gestellt. Der Entschluß war gefaßt, unwiderruflich. Von da ab war auf kein anderes Licht mehr zu hoffen, als auf das der blitzenden Gewehre, auf keine andere Begegnung, als auf die mit dem plötzlichen Tode. Wo? Wie? und Wann? Man wußte es nicht. Aber es war sicher und unvermeidlich, dort, an diesem zum Kampfe auserwählten Orte suchten sich Regierung und Insurrektion, Nationalgarde und Volksgesellschaften, Bourgeoisie und Emeute tastend zu fassen. Die Einen wie die Anderen trieb Nothwendigkeit. Der einzig mögliche Ausgang, von jenem Momente an, hieß Tod oder Sieg. Die Situation war so auf die Spitze getrieben, die Dunkelheit so gewaltig, daß die Schüchternsten Entschlossenheit und die Kühnsten Schrecken verspürten.

Uebrigens waren Wuth, Erbitterung und Entschluß auf jeder Seite gleich stark. Vorwärts gehen hieß für den Einen sterben, denn Niemand dachte daran zu weichen, und bleiben, hieß für die Anderen sterben, denn Keiner dachte daran zu fliehen.

Am folgenden Tage mußte der Conflikt nothwendig beendigt, hier oder dort der Sieg, die Insurrektion entweder eine Revolution, oder ein Scharmützel sein. Das war der Regierung eben so klar als den Parteien. Der unbedeutendste Bürger fühlte es. Daher die Aengstlichkeit in dem undurchdringlichen Dunkel jenes Viertels, wo alles zur Entscheidung kommen mußte: daher die verdoppelte [...]cht in jener Stille, aus welcher eine Katastrophe hervorgehen

sollt. Man vernahm nur einen eintönigen Lärm. Es waren die jammernden, wie Sterberöcheln und drohend wie Fluch klingenden Töne der Sturmglocke von Saint Merry. Man kann sich keinen eisigeren Eindruck denken, als den, welchen diese verzweiflungsvollen, Mark und Bein durchdringenden Töne in der Dunkelheit hervorriefen.

Wie es nicht selten der Fall zu sein pflegt, schien sich die Natur mit dem Menschen, über das was sie ausführen wollten, ins Einverständniß gesetzt zu haben. Nichts störte die traurige Harmonie des Ganzen. Die Sterne waren verschwunden. Schwere Wolken hatten den ganzen Horizont wie in einen weiten Trauermantel eingehüllt. Es lag ein rabenschwarzer Himmel über jenen todten Straßen, der einem ungeheuren Leichentuche über einem Riesengrabe glich.

Während an derselben Stelle, die schon so viele revolutionäre Ereignisse mit angesehen hatte, die Vorbereitungen zu einer Schlacht getroffen wurden, während die jungen Leute, die geheimen Gesellschaften, die Schulen im Namen der Prinzipien, die Mittelklasse in dem ihrer Interessen, sich einander näherten, um sich zu erdrücken und niederzuwerfen, während jeder die letzte, entscheidende Stunde der Crisis schneller herbeizuführen suchte und sich danach sehnte, vernahm man, fern von diesem unheilschwangeren Viertel und darüber hinaus, in den unzugänglichen Tiefen des alten, elenden Paris, das unter einem strahlenden, glücklichen und mächtigen Paris verschwindet, das dumpfe Brausen der düsteren Volksstimme.

Schreckliche und heilige Stimme, in welcher sich thierisches Brüllen mit dem Wort Gottes vermischt, vor welcher die Schwachen schreckenbleich erstarren während die Weisen denken, Stimmen, die unterirdisch wie das Brüllen des Löwen und überirdisch wie die Donner des Himmels grollen.

III.

Am äußersten Rande.

Marius war bei den Hallen angekommen. Dort war Alles noch ruhiger, dunkler und unbeweglicher als in den Nachbarstraßen. Man hätte sagen können, daß der eisige Friede des Grabes aus der Erde gestiegen sei und sich unter dem nächtigen Himmel ausgebreitet habe. Indessen hoben sich doch, in röthlichem Schein, auf diesem schwarzen Grunde die hohen Dächer der Häuser ab, welche die Straße de la Chanvrerie, an der Kirche St. Eustache, begränzen. Es war der Widerschein der Fackel, die auf der Barrikade, beim Wirthshause Korinth, brannte. Marius ging dem rothen Scheine nach. Er führte ihn auf den Marché aux Poirées, wo er in die

Mündung der finsteren Straße des Prêcheurs sah. Er ging hinein. Der Insurgenten-Vorposten, welcher am anderen Ende stand, bemerkte ihn nicht. Er fühlte, daß er dem was er suchte, ganz nahe war und ging auf den Fußspitzen vorwärts. So kam er an die Ecke des rothen Stummels Mondétour, der wie man sich erinnert, der einzige Ausweg war, den sich Enjolras offen gehalten hatte. An der Ecke des letzten Hauses, zur Linken, hob Marius den Kopf in die Höhe und sah in das Sträßchen Mondétour.

Etwas jenseits des dunkeln Winkels, den des Sträßchen mit der Rue de la Chanvrerie bildete, die einen breiten Schatten warf, der ihn selbst verhüllte, bemerkte er einen Schimmer auf dem Pflaster, einen kleinen Theil des Wirthshauses, dahinter ein Lämpchen, das von einer unförmlichen Mauer herab blinzelte und Männer in sitzender Stellung mit Gewehren zwischen den Knieen. Alles das war etwa nur zehn Toisen von ihm entfernt. Er sah in's Innere der Barrikade.

Die Häuser, welche das Sträßchen zur Rechten begränzten, verbargen ihm den Rest des Wirthshauses, die große Barrikade und die Fahne. Marius hatte nur noch einen Schritt vor sich. Da setzte sich der unglückliche, junge Mann auf einen Eckstein, kreuzte die Arme und dachte an seinen Vater, an jenen heroischen Obersten Pontmercy, der ein so prächtiger Krieger gewesen sei, unter der Republik die Gränzen Frankreichs geschützt habe, unter dem Kaiser bis an die Grenzen Asiens vorgedrungen sei, Genua, Alexandrien, Mailand, Turin, Madrid, Wien, Dresden, Berlin, Moskau gesehen, auf allen europäischen Schlachtfeldern dasselbe Blut verspritzt habe, das in seinen, Marius, Adern fließe; der vor der Zeit unter der Disciplin und dem Kommando ergraut, mit dem Degen an der Seite und den Epauletten auf den Schultern, mit der pulvergeschwärzten Kokarde und unter dem Helm, der ihm die Stirnhaut in Falten gezogen, im Bivouak, unter dem Zelte und in den Feldlazarethen gelebt hatte und, nach Ablauf von zwanzig Jahren, aus den gigantischen Feldzügen, mit zerhauenem Gesichte, lächelnd, schlicht, in der Seele ruhig, bewundernswerth, rein wie ein Kind zurückgekommen sei, nachdem er Alles für und nichts gegen Frankreich gethan habe.

Da sagte er sich, daß nun sein Tag auch gekommen sei, daß seine Stunde endlich geschlagen habe, daß er, wie sein Vater, tapfer, unerschrocken, kühn, den Kugeln trotzen, seine Brust den Bajonneten entgegenhalten, sein Blut vergießen, den Feind und den Tod suchen, seinerseits Krieg führen und das Schlachtfeld betreten müsse, und dieses Schlachtfeld die Straße, dieser Krieg der Bürgerkrieg sei.

Er sah, daß sich ein Abgrund vor seinen Augen, der Bürgerkrieg, öffnete und daß er hineinstürzen würde.

Da überliefen ihn Schauer.

Er dachte an den Degen seines Vaters, den sein Großvater an einen Trödler verkauft und den er so schmerzlich vermißt hatte. Er dachte, daß dieser tapfere, keusche Degen wohl daran gethan habe, ihm zu entgehen und zürnend im Dunkel zu verschwinden; daß er die Zukunft, die Emeute, den Straßen- und Pflastersteinkrieg, die Füsiladen aus Kellerlucken, die hinterrücks gegebenen und empfangenen Hiebe geahnet habe und deshalb verschwunden sei; daß er mit den Erinnerungen an Marengo und Friedland nicht in der Straße de la Chanvrerie habe gehen und das nicht mit dem Sohne habe ausführen wollen, nachdem er rein an der Seite des Vaters geblieben sei. Er sagte sich, daß, wenn dieser Degen noch da wäre, wenn er ihn am Sterbebette seines Vaters empfangen und es dennoch gewagt hätte, ihn zu diesem nächtlichen Kampfe, zwischen Franzosen an einer Straßenecke, mitzunehmen, er ihm sicher die Hände verbrannt und wie das Schwert des Racheengels geblitzt haben würde. Er sagte sich, daß es ein Glück für ihn sei, ihn nicht zu besitzen, daß es so wohl gethan und gerecht sei, daß sein Großvater der wahre Beschützer des väterlichen Ruhmes gewesen und es ohne Zweifel ehrenvoller für des Vaters Schwert sei, an den Trödler und von diesen an den Meistbietenden verkauft, oder unter altes Eisen geworfen zu sein, als daß es der Sohn jetzt dem theuren Vaterland in die Seite stoße.

Dann weinte er bitterlich.

Es war schrecklich. Aber was solle er thun? Ohne Cosette könne er nicht leben. Er müsse wohl sterben, da sie abgereist sei. Habe er ihr nicht sein Ehrenwort gegeben, daß er sterben würde? Sie sei abgereist und habe es gewußt, also wolle sie seinen Tod. Es sei ja klar, daß sie ihn nicht mehr liebe, weil sie so, ohne ihn zu benachrichtigen, ohne ihm ein Wort, einen Brief zu hinterlassen, Paris verlassen habe. Was sollte ihm jetzt noch das Leben? Wozu könnte es noch gut sein? Und dann? Sei er so weit vorgeschritten, um zurückzugehen? Habe er sich der Gefahr genähert, um die Flucht vor ihr zu ergreifen? Sei er gekommen, in die Barrikade zu blicken und dann zu entweichen? zitternd zu entfliehen, mit dem Gedanken: Jetzt habe ich aber genug, es ist der Bürgerkrieg, nun gehe ich wieder.

Dürfe er seine Freunde verlassen, die ihn erwarteten? die seiner vielleicht bedürften und ein Häuflein gegen eine Armee daständen? Sollte er Alles auf einmal, Liebe, Freundschaft und Vaterland aufgeben? seine Furcht mit Patriotismus beschönigen? Unmöglich! Wenn der Geist seines Vaters ihn dort im Schatten weichen sähe, würde er ihm ja mit der flachen Klinge Hiebe versetzen und zürnend rufen: Vorwärts, Memme!

Solchen Gedanken zur Beute, neigte er schmerzerfüllt sein Haupt.

Plötzlich richtete er sich auf. Ein leuchtender Gedanke erhellte das seinen Geist umhüllende Dunkel. In der Nähe des Grabes erweitert sich der Gesichtskreis. Nahe dem Tod erblickt man die Wahrheit. Die Handlung, an welcher er vielleicht im Begriffe stand, theilzunehmen, erschien ihm nicht mehr so jämmerlich, sondern in einem andern Lichte. Der Straßenkrieg verwandelte sich plötzlich, in Folge einer dunkeln Seelenumstimmung, vor seinem geistigen Auge in etwas, von seiner bisherigen Anschauung Verschiedenes. Zwar tauchten noch eine Menge stürmischer Fragezeichen vor dem Träumer auf, aber sie verwirrten ihn nicht mehr. Er fand für jedes eine Antwort.

Weshalb dachte er, sollte sich der Vater denn über ihn entrüsten? Gebe es nicht Fälle, in welchen die Insurrektion die Höhe der Pflicht erreiche? In wiefern könne es den Charakter des Sohnes des Obersten Pontmercy verdunkeln. Theil an dem bevorstehenden Kampfe zu nehmen? Es handele sich weder um Montmirail noch um Champaubert, sondern um etwas anderes. Es gelte nicht einem heiligen Territorium, sondern einer heiligen Idee. Das Vaterland beklage sich allerdings, aber die Menschheit applaudire. Sei es übrigens wahr, daß das Vaterland sich beklage? Frankreich blute, aber die Freiheit lächele und bei dem Lächeln der Freiheit vergesse Frankreich seine Schmerzen. Wenn man die Dinge aber, von einem noch höheren Standpunkte aus betrachtet, was könne man dann über den Bürgerkrieg sagen? Was wolle das Wort Bürgerkrieg denn bedeuten? Gebe es denn einen anderen, besseren? Sei nicht jeder Krieg zwischen Menschen ein Bruderkrieg? Der Krieg sei nur durch den Zweck qualifizirt. Es gebe weder Bürger- noch Fremdenkrieg, nur einen ungerechten oder gerechten. Bis zu jenem Tage, an welchem das große Concordat der Menschheit abgeschlossen sei, könne der Krieg, welcher den Sieg der Zukunft über die sich sträubende Vergangenheit bezwecke, nothwendig sein. Was sei denn gegen diesen Krieg einzuwenden? Der Krieg werde nur dann zum Schimpf, der Degen zum Dolch, wenn er das Recht, den Fortschritt, die Vernunft, die Civilisation und die Wahrheit morde. Dann sei Bürgerkrieg wie Fremdenkrieg gleich ungerecht und gleichbedeutend mit Verbrechen. Mit welchem Rechte könne eine Kriegspartei die andere verdammen, wenn sie nicht auf dem heiligen Boden der Gerechtigkeit stehe? Mit welchem Rechte könne das Schwert eines Washington die Pike eines Camille Desmoulins verläugnen? Wer sei größer, Leonidas gegen die Perser oder Timoleon gegen die Tyrannen? Der Eine sei Vertheidiger, der Andere Befreier. Könne

man ganz absehen vom Zwecke und jede Waffenergreifung, in der Stadt selbst, beschimpfen? Dann müsse man auch Brutus, Marcel, Arnold von Blankenheim und Coligny mit Schmach bedecken. Der Strauchkrieg sei vom Straßenkrieg eigentlich nicht zu unterscheiden. Ambiorix habe gegen Rom, Arteveld gegen Frankreich, Marnix gegen Spanien, Pelagus gegen die Mauren, alle gegen die Fremden, gekämpft; aber sei Monarchie, Unterdrückung, göttliches Recht nicht dasselbe. Der Despotismus verletze die Grenze des moralischen Gebiets, wie die Invasion die Grenze des geographischen. Den Tyrannen verjagen oder die Engländer vertreiben, heiße in jedem Falle sein Territorium wieder nehmen. Es komme eine Stunde, in welcher der Protest nicht mehr ausreiche. Auf die Philosophie müsse die Handlung folgen, Gewalt vollenden, was die Idee entworfen habe, mit dem gefesselten Prometheus begonnen und mit Aristogaiton geschlossen werden. Die Encyclopädie habe die Geister aufgeklärt, der 10. August sie elektrisirt. Auf Aeschylus müsse Thrasybulus, auf Diderot Danton folgen. Die Menge lasse sich gern von Einem leiten. Die Masse sei apathisch und träge. Eine Menge könne durch Gehorsam leicht ein Ganzes werden. Man müsse sie anregen, treiben, anschnauzen, während man sie gleichzeitig frei mache: sie durch die Wahrheit blenden, eine Sonne über ihr aufgehen lassen, die sie erschrecke.

Ihr eigenes Wohl müsse sie etwas in Schrecken setzen. Deshalb sei Sturm, Glocke und Krieg nothwendig. Es müssen sich große Kämpfer erheben und die Völker durch ihre Kühnheit erleuchten, diese traurige Menschheit wach rütteln, die durch das göttliche Recht, den cäsarischen Ruhm, den Fanatismus, die unverantwortliche Gewalt und den Absolutismus der Majestät in den Schatten gestellt sei. Diese Menge staune stumpfsinnig den düsteren Triumph der Nacht in ihrem Dämmerglanze an. „Nieder mit dem Tyrannen“ müsse die Losung sein! Wer sei aber der Tyrann? Louis Philipp? Nein! Louis der Sechszehnte? eben so wenig! Sie seien alle Beide, was die Geschichte gute Könige zu nennen pflege; aber die Prinzipien lassen sich nicht zerstückeln, die Logik sei gradlinig, das Eigenthümliche der Wahrheit sei eben, nicht gefällig, nicht nachgiebig zu sein. Man dürfe daher keine Zugeständnisse machen. Der Mensch müsse in seine vollen Rechte treten. Louis der Sechszehnte repräsentire das göttliche Recht und Louis Philipp könne nicht vergessen, daß er Bourbon sei. Beide repräsentiren, in einem gewissen Maße, die Confiskation des Rechts und man müsse sie bekämpfen, um die Universalusurpation aus dem Wege zu räumen; man müsse es, weil Frankreich stets den Anfang mache. Falle der Herr in Frankreich, so falle er überall. In Summa müsse die sociale Wahrheit restaurir

der Freiheit ihr Thron, das Volk dem Volke, die Souveränität dem Menschen und Frankreich der Purpur wiedergegeben, Vernunft und Billigkeit in ihrem weitesten Umfange geltend gemacht, jeder Haß und Hader beseitigt werden, indem man den Menschen, jeden Einzelnen, sich selbst wieder gebe, müsse das Hinderniß beseitigt werden, welches das Könitgthum der großen Universalharmonie gegenüberstelle und das Menschengeschlecht mit dem Rechte auf eine Höhe gebracht werden. Welche Sache könne denn gerechter und folglich welcher Krieg legitimer sein, als der dafür unternommene? Aus solchem Kriege gehe der ächte Friede hervor. Ein ungeheures Bollwerk von Vorurtheilen, Privilegien, abergläubischen Meinungen, Lügen, Erpressungen, Mißbräuchen, Gewaltthätigkeiten, Unbilligkeiten sei noch mit seinen racheschnaubenden Thürmen, auf der Erde. Man müsse es niederreißen, müsse das Ungeheuer schleifen. Bei Austerlitz zu siegen, sei groß gewesen, aber die Bastille genommen zu haben, unendlich größer. So dachte Marius.

Es wird wohl jeder schon an sich bemerkt haben, daß die Seele — und das spricht gerade auch für ihre Einheit und Allgegenwärtigkeit — auch noch in den extremsten, verzweifelsten Situationen, wenn uns Leidenschaft trostlos gemacht und einer tiefen Verzweiflung in die Arme geworfen hat, wenn schwarze Phantasie in uns monologisirt, noch die wunderbare Fähigkeit besitzt, ein Thema, wie Thesis, zu diskutiren. Mitten in den Convulsionen der Leidenschaften zieht sich der Faden der Vernunftschlüsse, die Logik, ohne zu reißen, wie ein Rettungstau durch den düstern Ideensturm. In einer solchen Geistessituation befand sich Marius.

Während er das Alles, niedergedrückt, bald entschlossen, bald zögernd, in Summa vor dem, was er thun wollte, zurückbebend, bedachte, fielen seine Blicke ins Innere der Barrikade. Die Insurgenten unterhielten sich darin, ohne sich zu rühren, mit halblauter Stimme. Man fühlte an diesem Quasischweigen, an diesem Geflüster, daß die Katastrophe herannahe. Ueber ihnen bemerkte Marius, an einer Lucke im dritten Stock eine Art Zuschauer oder Zeugen, der ihm sonderbar aufmerksam zu sein schien. Es war der, von Le Cabuc getödtete, Pförtner. Sein Kopf wurde undeutlich von der unten, zwischen Pflastersteinhäufchen steckenden, Fackel beleuchtet. Sie ließ das bleiche, starre, erstaunte Gesicht des Alten, die gesträubten Haare, die offenen, stieren Augen und den klaffenden Mund, kurz die ganze, neugierig über die Lucken-Brüstung gelehnte Leiche, in einem gar seltsamen, gespenstischen, düstern und unsichern Lichte erscheinen. Man hätte glauben sollen, daß der Todte die betrachtete, welche sterben sollten. Ein langer Blutstreifen zog sich vom Kopfe, an der Lucke bei, bis nach dem ersten Stock wo er gerann.

Vierzehntes Buch.

Erhabenheit der Verzweiflung.

I.

Die Fahne.

Erster Akt.

Noch kam nichts. In Saint-Merry schlug es zehn. Enjolras und Combeferre hatten sich, mit dem Karabiner in der Hand, in die Nähe des großen Barrikadendammes gesetzt. Sie sprachen nicht und lauschten, indem sie sich bemühten, die Natur des leisesten, entferntesten Geräusches zu erkennen. Plötzlich ertönte, mitten in dieser unheilschwangeren Stille, eine helle, jugendliche, muntere Stimme, die aus der Straße Saint-Denis zu kommen schien. Sie sang ein Lied nach der alten Volksmelodie: au clair de la lune (beim Mondschein) und schloß jede Strophe mit einer Art Hahnenschrei. Das Lied lautet so:

Mon nez est en larmes,
Mon Ami Bugeaud,
Prêt - moi tes gendarmes
Pour leur dire un mot.
En capote bleu,
La poule au shako,
Voici la banlieue!
Co — cocorico! *)

Die beiden Freunde drückten sich die Hand.

Es ist Gavroche, sagte Enjolras.

Er will uns aufmerksam machen, erwiederte Combeferre.

Plötzlich wurde es lebendig in der öden Straße. Man vernahm ein rasches Laufen und sah eine Gestalt, behender als ein Clown, über den Omnibus klettern. Kurz darauf hüpfte Gavroche athemlos in die Barrikade und sagte:

Mein Gewehr! Da kommen sie!

Der Barrikadenbesatzung durchlief ein elektrischer Schauer.

---

*) Thränen rinnen mir über die Nase,
Freund Bugeaud!
Leihe mir Deine Gensdarmen,
Ein Wörtchen mit ihnen zu reden.
Da ist ja das Weichbild, (Nationalgarde)
Im blauen Mantel,
Mit der Schnapsflasche im Schako!
Kikeriki!

Man vernahm das Tasten der nach den Gewehren greifenden Hände.

Willst Du meinen Karabiner? frug Enjolras den Gamin.

Nein! Das lange Gewehr, erwiederte Gavroche, indem er die Flinte Javerts ergriff.

Fast gleichzeitig mit Gavroche kamen zwei der ausgestellten Schildwachen in der Barrikade zum Vorschein. Sie hatten sich zurückziehen müssen. Einer dieser Vorposten hatte seinen Stand am Ende der Straße, der andere in der Straße de la Petite Truanderie gehabt. Der Vorposten im Sträßchen des Prêcheurs war nicht zurückgekommen, woraus man schließen konnte, daß von jener Seite, sowie von der der Hallen her, keine Gefahr drohte.

Die Straße de la Chanvrerie, von welcher man kaum einige Pflastersteine bei der matten nur die Fahne erhellenden Fackelbeleuchtung sehen konnte, bot den Insurgenten den Anblick einer geräumigen, dunklen, in Dunst gehüllten Vorhalle. Sie standen alle auf ihren Posten.

Drei und vierzig Insurgenten, worunter Enjolras, Combeferre, Courfeyrac, Bossuet, Joly, Bahorel und Gavroche, knieten auf der großen Barrikade, mit dem Kopfe hinter der obersten Steinlage und senkten die Läufe ihrer Gewehre und Karabiner zwischen den improvisirten Schießscharten, stumm, gespannt, jeden Moment bereit, Feuer zu geben. Sechs von Feuilly kommandirte Leute hatten sich an die Fenster der beiden Stockwerke des Wirthshauses Korinth gelegt, von wo aus sie mit ihren Flinten die Straße bestrichen.

So vergingen einige Momente. Dann vernahm man deutlich an der Seite von Saint-Leu abgemessene, wuchtige Schritte eines zahlreichen Corps. Das Anfangs schwache Geräusch wurde immer bestimmter, sonorer, massiver, rückte langsam, ohne abzusetzen, ohne einen Moment zu rasten, mit ruhiger, schrecklicher Beständigkeit näher. Ein anderes Geräusch als dieses vernahm man nicht.

Es machte in der nächtlichen Stille den geisterhaften Eindruck der Statue des Commandeurs im Don Juan, erweckte die Idee einer unzähligen Schaar wandelnder, massenhaft vordringender Steinfiguren, unter deren Tritt die Erde bebte. Man glaubte den gemessenen Schritt einer schrecklichen, steinernen Legion zu hören, die immer näher rückte. Dann schien es, als vernähme man von jener Seite her den Athemzug einer großen Menge; aber man sah noch nichts. Nur im Hintergrunde glitzerte es, mitten in der dichten Finsterniß, wie von einer Menge metallischer, nadelfeiner, fast unmerklicher Fäden, die durch einander wimmelten wie jene unbeschreiblichen, phosphorartigen Fünkchen, die man mit geschlossenen Augenlidern im Momente des Einschlafens wie durch einen Nebel zucken

sieht. Es waren die im fernen Widerschein der Fackel undeutlich erglänzenden Bajonnete und Flintenläufe.

Dann entstand eine Pause, als wartete man auf beiden Seiten. Plötzlich erschallte im dunkelsten Hintergrunde eine Stimme, die um so verhängnißvoller klang, als man nichts Lebendiges sah und es schien, der Geist der Finsterniß selbst spräche.

Wer da? schrie die Stimme.

Gleichzeitig hörte man das Rasseln der im Tempo abgesetzten Gewehrkolben auf dem Pflaster.

Die französische Revolution! erwiederte Enjolras mit durchdringendem, stolzem Tone.

Feuer! sagte die Stimme.

Ein rother Blitz flog über die Facaden der langen Häuserreihe, als hätte sich die Thüre eines Glühofens geöffnet und rasch wieder geschlossen.

Dem Blitz folgte ein schrecklicher Knall. Die rothe Fahne sank. Die Entladung war so gewaltig, der Kugelhagel so dicht, daß der obere Theil des Fahnenschaftes, das heißt die Spitze der Omnibusdeichsel herabgeschmettert worden war. Einige Kugeln waren an den Steinfacaden abgeprallt, in die Barrikade geflogen und hatten mehrere Menschen verwundet.

Diese erste Entladung machte einen eisigen Eindruck. Der Angriff war so energisch, daß er auch die Kühnsten bedenklich machte. Man hatte es offenbar mit mindestens einem ganzen Regimente zu thun.

Kameraden! schrie Courfeyrac, verlieren wir unser Pulver nicht! Warten wir mit der Antwort, bis sie uns näher sind.

Und vor allem pflanzen wir die Fahne wieder auf! sagte Enjolras.

Sie war grade zu seinen Füßen niedergestürzt. Er hob sie auf.

Draußen hörte man das Klirren der Ladestöcke in den Läufen. Die Truppen machten sich schußfertig.

Wer von euch hat den Muth, die Fahne wieder aufzupflanzen? rief Enjolras.

Es erfolgte keine Antwort. Die Barrikade in dem Augenblicke zu besteigen, in welchem sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, abermals in Anschlag genommen wurde, hieß einfach sterben. Auch der Tapferste zögert in einem solchen Falle. Selbst Enjolras überlief ein Schauer.

Meldet sich Keiner? frug er abermals.

II.

Die Fahne.

Zweiter Akt.

Seitdem man im Wirthshause Korinth angekommen war und den Barrikadenbau begonnen hatte, war man auf Vater Mabeuf nicht sonderlich aufmerksam gewesen. Dennoch hatte er die Versammlung nicht verlassen, war in das Erdgeschoß des Wirthshauses gegangen und hatte sich dort hinter den Schenktisch gesetzt. Er schien so zu sagen in den Abgrund seines eigenen Wesens gestürzt zu sein, nichts mehr zu sehen und nichts zu denken. Courfeyrac und einige Andere hatten sich ihm zwei oder dreimal genähert, ihn auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemacht und aufgefordert sich zu entfernen. Er schien sie aber nicht zu hören. Während man ihm zuredete, bewegten sich seine Lippen mechanisch; sprach man ihn aber härter an, so schloß er den Mund, während die Augen einen leblosen Ausdruck annahmen. Er hatte schon mehrere Stunden vor dem Angriffe eine Stellung angenommen, die er nicht mehr aufgab, stemmte die Fäuste auf die Kniee und beugte sich mit dem Kopfe nach vorne, wie Jemand, der in einen Abgrund blickt. Nichts konnte ihn bewegen, diese Stellung aufzugeben. Er schien gar nicht an die Barrikade zu denken. Als Jedermann seine Stelle auf dem Kampfplatze eingenommen hatte, war außer dem an einen Pfahl gebundenen Javert, einem, mit einem Säbel bewaffneten, ihn überwachenden Insurgenten und Herrn Mabeuf Niemand in dem Saale zu sehen. Der Angriff, die furchtbare Explosion erschütterte ihn physisch der Art, daß er aufzuwachen schien, plötzlich aufstand, den Saal durchschritt und in dem Augenblick draußen erschien, als Enjolras zum zweiten Male mit den Worten: Meldet sich Keiner? aufforderte.

Der Greis stand auf der Schwelle des Wirthshauses.

Seine Anwesenheit machte Eindruck auf die Gruppen.

Da ist das Conventsmitglied, der Stimmgeber, der Volksrepräsentant! schrie Einer.

Er hörte es wahrscheinlich nicht, sondern ging schnurstracks auf Enjolras zu. Die Insurgenten machten ihm mit einer Art heiliger Scheu Platz. Er riß Enjolras, der wie versteinert zurücktrat, die Fahne aus der Hand. Dann erklomm der neunzigjährige Greis, ohne daß Jemand es gewagt hätte, ihm Einhalt zu thun, oder ihn zu unterstützen, schwankenden Hauptes, festen Fußes, langsam, die Pflastersteinstufen der Barrikade. Dieser Anblick war so düster feierlich und grandiös, daß die Umgebung einstimmig: Hut ab! schrie. Der Alte wurde mit jeder Stufe, die er erklomm, schrecklicher. Seine schneeweißen Haare, sein betagtes, abgelebtes Antlitz,

seine kahle, runzelige Stirn, seine tiefliegenden Augen und sein staunender, halb offener Mund tauchten, mit dem rothen Banner, das er mit seinem alten, zitternden Arme schwang, immer heller und deutlicher im blutigen Fackelscheine auf. Man glaubte das Gespenst von 1793, mit der Schreckensfahne in der Hand, aus der Erde aufsteigen zu sehen.

Als er oben auf der letzten Stufe stand, als dieses zitternde und schreckliche Phantom auf einem Haufen Trümmer sich zwölfhundert unsichtbaren Gewehren gegenüber aufrichtete, kühn dem Tode, wie stärker, ins Angesicht sah, glich die ganze Barrikade in der Dunkelheit einer übernatürlichen Riesengestalt.

Es entstand ein Schweigen, wie es Wundern voranzugehen pflegt.

Plötzlich schwenkte der Alte die rothe Fahne und rief:

Es lebe die Revolution! es lebe die Republik! Brüderlichkeit, Gleichheit und Tod!

Jenseits der Barrikade ließ sich ein leises, rasches Flüstern vernehmen. Es glich dem Murmeln eines Priesters, der eilig ein Gebet hersagt. Wahrscheinlich war es der Polizeicommissar, der am entgegengesetzten Ende der Straße die gesetzliche Aufforderung hören ließ.

Darauf schrie die nämliche schmetternde Stimme, die schon einmal Werda? geschrieen hatte:

Zieht euch zurück!

Bleich, verstört, mit düster flammenden Augen schwang der Alte die Fahne um sein Haupt und wiederholte:

Es lebe die Republik!

Feuer! sagte die Stimme zum zweiten Male.

Eine zweite Explosion erfolgte und ein kartätschenähnlicher Hagel rasselte tobend auf die Barrikade.

Der Greis sank in die Kniee, richtete sich aber wieder auf. Die Fahne entglitt seinen Händen. Dann stürzte er rückwärts, lang ausgestreckt wie eine Bohle, mit gekreuzten Armen aufs Pflaster. Ströme von Blut flossen unter seinem Leibe her. Sein altes, bleiches, trübseliges Haupt schien in den Himmel zu starren.

Die Insurgenten waren so mächtig ergriffen bei diesem Anblicke, daß sie die eigene Vertheidigung vergaßen und mit achtungsvollem Schrecken der Leiche sich näherten.

Was das für Männer sind, diese Königsmörder! sagte Enjolras.

Da flüsterte ihm Confeyrac ins Ohr:

Was ich Dir sagen will, ist nur für Dich, da ich den allgemeinen Enthusiasmus nicht dämpfen mag. Der war aber nichts

weniger als ein Königsmörder. Ich habe ihn gekannt. Er nannte sich Vater Mabeuf. Ich weiß nicht, was ihm heute fehlte; aber er war ein tapferer Dummkopf! Sieh Dir doch sein Haupt an!

Schwach im Kopf und stark im Herzen, wie Brutus! versetzte Enjolras.

Dann sagte er mit lauter Stimme:

Bürger! Solches Beispiel geben die Alten den Jungen! Wir zögerten, Er kam. Wir wichen, Er schritt vor. So belehrt zitterndes Alter die, welche Furcht schüttelt. Dieser Urgroßvater steht erhaben vor dem Vaterlande da. Er hat ein langes Leben gelebt und ist eines prächtigen Todes gestorben! Jetzt müssen wir die Leiche schützen, jeder unter uns muß diesen todten Greis wie seinen lebendigen Vater vertheidigen. Seine Anwesenheit mache die Barrikade uneinnehmbar!

Ein beifälliges, düsteres, aber energisches Murmeln folgte auf diese Worte.

Enjolras beugte sich, hob den Kopf des Greises auf und drückte einen wild begeisterten Kuß auf die Stirn des Todten, dessen Arme er ausbreitete. Dann zog er ihm mit zärtlicher Vorsicht, als fürchtete er ihm wehe zu thun, den Rock aus, zeigte allen Umstehenden die blutigen Löcher darin und sagte:

Das ist von nun an unsere Fahne!

III.

Gavroche hätte besser gethan Enjolras Karabiner anzunehmen.

Man warf einen langen schwarzen Shawl, aus der Garderobe der Wittwe Hucheloup, über Vater Mabeuf. Sechs Männer machten eine Bahre aus ihren Gewehren, legten die Leiche darauf und trugen sie barhäuptig, feierlich langsam, in den niedrigen Saal, wo sie auf den Tisch gelegt wurde.

Jene Männer waren so in den ernsten, feierlichen Akt vertieft, der sie beschäftigte, daß sie die gefährliche Lage vergaßen, worin sie sich befanden.

Als die Leiche an Javert vorübergetragen wurde, der nicht die kleinste Bewegung machte, sagte Enjolras zu dem Spione:

Die Reihe kommt sogleich an Dich!

Unterdessen hatte der kleine Gavroche, der ganz allein auf seinen Posten geblieben war und Beobachtungen angestellt hatte, zu bemerken geglaubt, daß sich Männer mit Wolfsschritten, das heißt schleichend, der Barrikade näherten. Plötzlich schrie er:

Aufgepaßt!

Courfeyrac, Enjolras, Jean Prouvaire, Combeferre, Joly, Bahorel, Bossuet, kurz die ganze Versammlung verließ im Tumulte das

Wirthshaus. Ueber der Barrikade sah man eine glitzernde, dichte Masse von Bajonneten wogen. Hochgewachsene Munizipalgardisten drangen, theils über den Omnibus, theils durch den offen gelassenen schmalen Durchgang, ein, indem sie den Gamin vor sich hertrieben, der zwar wich, aber nicht floh.

Der Augenblick war kritisch. Es war jene ernste, furchtbare Minute, wenn die Wasser des schwellenden Stromes überzutreten drohen und sich schon einen Weg durch den Deich wühlen. Es bedurfte nur noch einer Sekunde, so war die Barrikade genommen. Bahorel stürzte auf den ersten, eindringenden Munizipalgardisten und streckte ihn, fast Brust an Brust, mit einem Karabinerschusse nieder. Dagegen tödtete der nachfolgende Gardist Bahorel mit einem Bajonnetstoße. Ein anderer hatte Courfeyrac niedergeworfen, der um Hülfe schrie. Der größte unter allen, eine Art Koloß, ging mit dem Bajonnete auf Gavroche an. Der Gamin legte, mit der langen Flinte Javerts in seinen kleinen Armen, entschlossen auf den Riesen an und drückte los. Es erfolgte aber keine Explosion. Javert hatte sein Gewehr nicht geladen. Der Munizipalgardist brach in ein Gelächter aus und hielt dem Knaben sein Bajonnet entgegen. Bevor es aber Gavroche berühren konnte, entfiel das Gewehr den Händen des Soldaten. Eine Kugel hatte den Munizipalgardisten mitten in die Stirn getroffen. Er fiel todt auf den Rücken. Eine zweite Kugel traf den andern Mann, der Courfeyrac niederhielt, in die Brust und warf ihn aufs Pflaster.

Auf diese Art erschien Marius in der Barrikade.

IV.

Das Pulvertönnchen.

Marius hatte, im Winkel der Rue Mondétour verborgen, der ersten Phase des Kampfes unentschlossen und schaudernd beigewohnt. Inzwischen hatte er doch dem geheimnißvollen, gewaltigen Schwindel, den man die auffordernde Stimme des Abgrundes nennen könnte, nicht lange zu widerstehen vermocht. Vor der drohenden Gefahr, vor dem räthselhaften, düstern Tode des Herrn Mabeufs, vor dem hülferufenden Courfeyrac, vor dem bedrohten Knaben, vor den hülfsbedürftigen oder zu rächenden Freunden, war jede Zögerung verschwunden. Da stürzte er sich, in jeder Hand eine Pistole, ins Gewühl. Mit dem ersten Schuß rettete er Gavroche, mit dem zweiten befreite er Courfeyrac. Während die Schüsse fielen und die auf den Tod getroffenen Gardisten den letzten Schrei ausstießen, erkletterten die Stürmenden den Scheitel des Dammes, auf welchem man jetzt, mit mehr als halbem Körper vorragend, eine Menge Munizipalgardisten, Liniensoldaten und Nationalgarden des Weich-

bildes, mit der Flinte in der Faust, sah. Sie bedeckten schon zwei Drittel des Dammes, sprangen aber nicht auf die andere Seite hinab, als fürchteten sie einen Hinterhalt. Sie blickten in die dunkle, verbarrikadirte Straße wie in eine Löwengrube. Der Schein der Fackel beleuchtete ihre Bajonnete, die haarigen Mützen und den obern Theil der, Besorgniß und Zorn ausdrückenden, Gesichter. Marius hatte keine Waffen mehr, da er seine abgefeuerten Pistolen weggeworfen hatte. Da fiel ihm das Pulvertönnchen an der Thür des untern Saals ins Auge.

Während er sich danach umsah, legte ein Soldat auf ihn an. Ein junger Arbeiter in einer Sammethose sprang auf ihn zu und legte seine Hand auf die Mündung des Gewehrlaufes. Der Schuß ging los, durchbohrte die Hand und vielleicht auch den Arbeiter, weil er fiel, traf aber Marius nicht. Alles das geschah im Dampfe und wurde mehr errathen als gesehen. Marius bemerkte es kaum und ging in den Saal. Indessen hatte er doch den auf ihn angeschlagenen Lauf, sowie die ihn verdeckende Hand gesehen und den Schuß gehört. In solchen ereignißschwangeren Momenten drängen sich die Begebenheiten aber so rasch, daß sie nur ein undeutliches Bild hinterlassen, bei welchem man sich nicht aufhält. Man fühlt sich zu Etwas, das noch düsterer ist, hingerissen und von Wolken umgeben.

Die überraschten aber nicht erschreckten Insurgenten hatten sich wieder zusammengerottet und Enjolras ihnen zugerufen, nicht auf's Gradewohl zu schießen. Das war nicht überflüssig, da sie sich in der ersten Bestürzung wechselseitig hätten niederschießen können. Die Meisten hatten sich an das Fenster im ersten Stock und an die Mansarden gelegt, wo sie die Stürmenden wirksamer abwehren konnten. Die Entschlossensten mit Enjolras, Courfeyrac, Jean Prouvaire und Combeferre, lehnten sich stolz an das ungedeckte Haus im Hintergrunde und standen so Reihen von Soldaten und Gardisten gegenüber, welche die Barrikade erklommen hatten.

Alles das geschah ohne Eile, mit jenem seltsamen und drohenden Ernste, der dem Handgemenge vorangeht. Von beiden Seiten legte man aufeinander an, nur durch eine kurze Entfernung getrennt. Man war sich so nahe, daß man mit einander parlamentiren konnte. Als man so weit war, daß es in jedem Momente losbrechen konnte, streckte ein Offizier mit hohem Halskragen und dicken Epauletten seinen Degen aus und sagte:

Streckt die Waffen!

Feuer! sagte Enjolras.

Die beiden Salven gingen gleichzeitig los und alles verschwand im Dampf.

Es war ein beißender, erstickender und schwerer Rauch, in welchem man das schwache, dumpfe Aechzen der Sterbenden und Verwundeten hörte.

Als er sich etwas verzogen hatte, sah man die Reihen der Kämpfer auf beiden Seiten gelichtet, diese aber noch auf ihrem Platze, im Begriffe schweigend die Waffen zu laden.

Da klang plötzlich der donnernde Ruf durch die Stille:

Fort mit euch, oder ich sprenge die Barrikade!

Alle blickten nach der Seite, wo die drohende Stimme erschallte.

Marius war in den unteren Saal getreten, hatte dort das Pulvertönnchen aufgepackt und war damit durch die Dampfwolken und den dicken Nebel dringend, dem Steindamme entlang, bis nach jenem offenen Käfig gedrungen, in welchem die Fackel befestigt worden war. In einem Nu hatte er dieselbe herausgerissen, das Pulvertönnchen an die Stelle gesetzt, das sich, wie im schrecklichen Bunde mit ihm, geöffnet hatte, und es, mit dem Haufen Steine darum, zugedeckt. National- und Munizipalgardisten, Offiziere und Soldaten sahen, dichtgedrängt am äußersten Ende der Barrikade, mit Bestürzung, wie er den Fuß auf's Pflaster setzend, mit der Fackel in der Hand und einem entschlossenen, verhängnißvollen Ausdrucke im Gesichte, die todtbringende Flamme dem zertrümmerten, von einer Steinschichte bedeckten, Pulvertönnchen nahe hielt. In diesem Momente ertönte der entsetzliche Ruf:

Fort mit euch oder ich sprenge die Barrikade in die Luft!

Wie der Neunzigjährige vor ihm, auf dieser Barrikade, das Symbol der alten Revolution gewesen, so war Marius jetzt das Symbol der jungen, neuen.

Wenn Du die Barrikade sprengst, sagte ein Sergeant, sprengst Du Dich mit in die Luft!

Uns alle! versetzte Marius, die Fackel dem Tönnchen nähernd.

Aber der Damm war schon geräumt. Die Stürmenden hatten sogar ihre Todten und Verwundeten liegen gelassen. Sie zogen sich in Verwirrung, nach dem äußersten Ende der Straße zurück und verschwanden dort abermals in der Dunkelheit. Es war ein: Rette sich wer kann! So wurde die Barrikade geräumt.

V.

Jean Prouvaires Lieder am Ende.

Marius wurde umringt. Courfeyrac fiel ihm um den Hals.

Da bist Du ja!

Welch ein Glück! sagte Combeferre.

Du bist zur rechten Zeit gekommen! äußerte Bossuet.

Ohne Dich wäre ich jetzt todt! fuhr Courfeyrac fort.

Und ohne Sie wäre ich jetzt verschluckt! fiel Gavroche ein.

Wo ist denn der Anführer? frug Marius.

Du bist es! sagte Enjolras.

Marius war es den ganzen Tag über glühend heiß im Kopfe gewesen. Jetzt schien ihm sein Gehirn von einem Wirbelwinde ergriffen zu sein. Es kam ihm so vor, als rasete dieser innere Sturm außerhalb und wollte ihn mitreißen. Schon erschien er sich selbst in einer ungeheuren Entfernung vom Leben. Seine beiden strahlenden Wonne- und Liebesmonde, die ihn so rasch nach dem schrecklichsten Abgrunde geführt hatten, die für ihn verlorene Cosette, diese Barrikade, der Tod, des sich für die Republik opfernden Herrn Mabeuf, er selbst als Insurgentenanführer: Alles das schien ihm ein scheußliches Alpdrücken zu sein.

Er war gezwungen, eine gewaltige Anstrengung über sich selbst zu machen, um sich zu versichern, daß das, was ihn umgab, Wirklichkeit war. Marius war noch zu jung um zu wissen, daß nichts so nahe steht als das unmöglich Scheinende, und daß man sich auf das Unverhoffte stets vorbereiten sollte. Er wohnte dem Drama in welchem er eine Rolle spielte, wie einem Stücke bei, das man nicht versteht.

In diesem Ideennebel bemerkte er nicht, daß der an seinen Pfahl gebundene Javert, während des Angriffs auf die Barrikade, nicht einmal den Kopf umgedreht hatte und dem ganzen revolutionären Tumult um sich mit der Resignation eines Märtyrers und der Majestät eines Richters zusah. Marius hatte ihn gar nicht gesehen. Inzwischen rührten sich die Stürmenden nicht. Man hörte sie am Ende der Straße marschieren und sich durcheinander bewegen; aber sie wagten sich nicht vor. Sie warteten entweder auf Befehle, oder auf Verstärkungen, ehe sie es abermals versuchten, sich auf diese uneinnehmbare Schanze zu stürzen. Die Insurgenten hatten Schildwachen ausgestellt. Einige Studenten der Medizin verbanden die Verwundeten.

Mit Ausnahme der beiden Tische, auf welchen die Leiche des Herrn Mabeuf, sowie Charpie und Pulver lagen, waren alle übrigen Wirthshaustische auf die Barrikade geworfen worden. An ihre Stelle hatte man die Matrazen aus den Betten der Wittwe Hucheloup und ihrer Mägde, und auf diese Matrazen die Verwundeten gelegt. Die drei armen Geschöpfe, welche das Wirthshaus bewohnten, waren verschwunden. Nach langem Suchen fand man sie im Keller versteckt, wie Advokaten, meinte Bossuet.

Die Freude der Insurgenten über den Rückzug der Truppen wurde durch einen Zwischenfall verdüstert. Als man nämlich die

Kämpfer zählte, fand es sich, daß einer der tapfersten, geliebtesten, Jean Prouvaire, fehlte. Man suchte ihn unter den Verwundeten, fand ihn aber nicht. Ebensowenig war er unter den Todten zu bemerken. Er war offenbar gefangen genommen worden.

Wenn sie unsern Freund haben, sagte Combeferre zu Enjolras, so verfügen wir dagegen über ihren Agenten. Liegt Dir etwas an dem Tode dieses Spions?

Ja! sagte Enjolras, aber nicht so viel, als an dem Leben Jean Prouvaires.

Das wurde im untern Saale, in der Nähe Javerts verhandelt.

Nun gut! versetzte Combeferre. Ich will mein Schnupftuch an meinen Rock binden und als Parlamentair ihren Mann für den unsrigen anbieten.

Höre doch! sagte Enjolras, seine Hand auf den Arm Combeferres legend.

Man vernahm ein bedeutungsvolles Waffengeklirre am Ende der Straße. Dann hörte man eine männliche Stimme:

Es lebe Frankreich! es lebe die Zukunft! rufen. Man erkannte die Stimme Jean Pouvaires, sah darauf einen Blitz und hörte einen Knall. Dann wurde es todtenstill.

Sie haben ihn umgebracht! schrie Combeferre. Da sah er den gebundenen Javert an und sagte:

Das ist Dein Todesurtheil!

VI.

Nach dem Lebenskampf der Todeskampf.

Eine Eigenthümlichkeit bei dieser Art Kriegsführung ist, daß die Barrikaden fast immer in der Fronte angegriffen werden; daß es die Stürmenden in der Regel vermeiden, die Positionen zu umgehen, sei es nun weil sie Hinterhalte, oder die engen, krummen Straßen fürchten.

Die ganze Aufmerksamkeit der Insurgenten war daher auf die große Barrikade gerichtet, die offenbar der stets bedrohte Punkt war, an welchem der Kampf unfehlbar wieder beginnen mußte. Indessen vergaß Marius doch die kleine Barrikade nicht und begab sich dahin. Sie war verlassen. Nur ein Lämpchen flackerte zwischen den Steinen. Uebrigens war es im Sträßchen Mondstour so wie in den Fortsetzungen der Straßen de la Petite Truanderie und du Cygen vollkommen ruhig.

Als sich Marius nach beendigter Inspektion zurückzog, hörte er sich beim Namen rufen. Es war eine schwache, aus dem Dunkel kommende Stimme.

Herr Marius!

Er fuhr zusammen, da er die Stimme wiedererkannte, die ihm zwei Stunden zuvor durch das Gitter der Rue Plumet zugerufen hatte.

Die Stimme schien ihm jetzt nur ein Hauch zu sein. Er sah sich um, bemerkte aber Niemanden.

Marius glaubte sich geirrt zu haben. Er hielt es für eine akustische Täuschung seiner aufgeregten Phantasie, da sein Geist noch im Conflikte mit den außerordentlichen, ihm unmöglich scheinenden, Ereignissen lag. Er trat etwas aus dem vertieften Barrikadenhintergrunde vor.

Herr Marius! wiederholte die Stimme.

Diesmal konnte er nicht mehr zweifeln. Die Worte waren deutlich in sein Ohr gedrungen. Er sah sich um, konnte aber dennoch nichts bemerken.

Zu Ihren Füßen! sagte die Stimme.

Er bückte sich. Etwas, das er nicht recht zu unterscheiden vermochte, kroch über das Pflaster auf ihn zu. Dieses Wesen mußte gesprochen haben. Beim matten Scheine des Lämpchens unterschied er eine Blouse, eine zerrissene, dicke Sammthose, nackte Füße und etwas, das einer Blutlache ähnlich sah. Ein bleicher Kopf richtete sich in der Dunkelheit auf und sprach Marius an:

Erkennen Sie mich nicht?

Nein!

Eponine?

Marius bückte sich schnell. Er hatte in der That das unglückliche junge Mädchen vor sich. Sie hatte Männerkleider an.

Wie kommen Sie nur hierhin und was machen Sie da?

Ich sterbe! sagte sie.

Es gibt Ereignisse und Worte, die den Niedergeschlagensten ermuntern.

Wie! schrie Marius mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, Sie sind verwundet! Gedulden Sie sich einen Augenblick! Ich will Sie in den Saal tragen! Man wird Sie verbinden! Es ist doch nicht gefährlich? Wie muß ich Sie anfassen, um Ihnen nicht wehe zu thun? Wo leiden Sie? Hülfe! mein Gott! Aber warum sind Sie denn hierher gekommen?

Als er seinen Arm um sie schlang und sie aufhob, fühlte er ihre Hand.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus.

Habe ich Ihnen wehe gethan? frug Marius.

Ein wenig.

Aber ich habe ja nur Ihre Hand berührt.

Sie hielt sie Marius hin. Er besah sie und bemerkte ein schwarzes Loch darin.

Was haben Sie denn an der Hand? frug er.

Sie ist durchbohrt!

Durchbohrt?

Ja!

Von was?

Von einer Kugel.

Wie denn?

Haben Sie nicht gesehen, daß Jemand ein Gewehr auf Sie anlegte?

Ja! und eine Hand vor der Mündung.

Es war die meinige.

Er zitterte.

Welche Thorheit, armes Kind. Aber wenn es weiter nichts ist, so ist keine Gefahr vorhanden. Ich will Sie auf ein Bett tragen. Man wird Sie verbinden. An einer durchbohrten Hand stirbt man nicht.

Die Kugel ist mir durch die Hand gefahren und am Rückgrade herausgekommen, murmelte sie. Es nützt zu nichts, wenn Sie mich von hier forttragen. Ich will Ihnen sagen, womit Sie meine Schmerzen lindern können, wirksamer noch als ein Wundarzt. Setzen Sie sich neben mich auf diesen Stein.

Er gehorchte. Sie legte den Kopf auf seine Kniee, sah ihn an, und sagte:

O! Wie wohl das thut! Jetzt leide ich schon gar nicht mehr.

Dann schwieg sie eine Weile, drehte mühsam den Kopf um und sagte, Marius ansehend:

Wissen Sie denn auch, Herr Marius, daß es mich wurmte, Sie immer in den Garten gehen zu sehen? Es war dumm von mir, weil ich Ihnen ja das Haus gezeigt hatte und dann mir auch wohl denken konnte, daß ein junger Mann wie Sie — —

Sie hielt ein, glitt über den finsteren Gedanken weg, der sie zweifelsohne quälte und fuhr mit einem herzzerreißenden Lächeln fort:

Sie fanden mich wohl häßlich, nicht wahr? Hören Sie! Sie sind nun verloren! Es kann Keiner mehr aus der Barrikade entkommen. Mir verdanken Sie, daß Sie hier sind. Sie werden sterben! Ich habe darauf gerechnet! Und doch, als ich sah, daß man auf Sie anlegte, bedeckte ich den Lauf mit meiner Hand. Wie närrisch! Aber ich wollte vor Ihnen sterben. Als mich die Kugel getroffen hatte, schleppte ich mich fort. Niemand sah mich. Keiner raffte mich auf. Ich wartete auf Sie und dachte: er kommt also nicht? O! Wenn Sie wüßten, wie ich litt. Ich biß in meine Blouse.

Jetzt ist mir wohl! Erinnern Sie sich des Tages, als ich in Ihr Zimmer trat und mich in Ihrem Spiegel besah? und jenes andern Tages, als ich Sie auf dem Boulevard bei geschäftigen Weibern traf? Wie süß die Vögel sangen! Es ist noch nicht so lange her! Sie gaben mir einen Fünffrankenthaler und ich sagte: Ich will Ihr Geld nicht! Sie haben es doch wenigstens aufgerafft? Sie sind nicht reich, ich dachte nicht daran, Sie darauf aufmerksam zu machen. Die Sonne schien so hübsch, es war nicht kalt. Erinnern Sie sich dessen, Herr Marius? O! ich bin glücklich! Müssen sie doch alle sterben!

Ihr physiognomischer Ausdruck war ernst, verwirrt und herzzerreißend. Unter der zerrissenen Blouse schimmerte der nackte Busen hervor. Während sie sprach, drückte sie die durchbohrte Hand auf die Brust, in welcher sich ein anderes Loch befand, aus dem von Zeit zu Zeit ein Blutstrom, wie Rothwein aus einem Spundloch, hervorquoll.

Marius betrachtete das arme, unglückliche Geschöpf mit tiefem Mitleid.

O! fing sie wieder an, da kommt es wieder. Ich ersticke.

Sie griff nach ihrer Blouse und biß hinein. Die Beine streckten sich steif auf dem Pflaster aus.

In diesem Momente vernahm man die junge Hahnenstimme des kleinen Gavroche. Sie kam aus der Barrikade. Der Knabe war auf einen Tisch gestiegen, sein Gewehr zu laden. Er sang dazu ein munteres, damals populäres Lied:

En voyant Lafayette,
Le Gensdarme répète :
Sauvons-nous ! Sauvons-nous ! Sauvons-nous !

Eponine hob den Kopf etwas in die Höhe, lauschte und murmelte: Er ist es!

Darauf sah sie Marius an und sagte:

Da ist mein Bruder! Er darf mich nicht sehen. Er würde mich schelten.

Ihr Bruder? frug Marius mit bitteren, schmerzlichen Empfindungen an das denkend, was ihm das Testament seines Vaters hinsichtlich der Thénardiers aufgetragen hatte. Er frug: Wer ist Ihr Bruder?

Jener Kleine.

Der soeben sang?

Ja!

Er machte eine Bewegung.

O! gehen Sie noch nicht! bat sie, es wird nun nicht mehr lange dauern!

Sie saß fast, aber ihre Stimme war sehr matt und vom Schlucken unterbrochen.

Dann und wann röchelte sie vollständig. Sie näherte sich, so viel sie konnte, mit ihrem Gesichte dem Gesichte des Marius und lispelte mit einem seltsamen Ausdrucke:

Hören Sie, ich will Ihnen keinen Possen spielen. Ich habe in meiner Tasche einen Brief für Sie, seit gestern! Ich sollte ihn in den Briefkasten werfen, habe ihn aber behalten, weil ich nicht wollte, daß er in Ihre Hände käme. Sie möchten mir aber vielleicht böse sein, wenn wir uns über ein Kurzes wiedersehen. Man sieht sich wieder. Nicht wahr? Nehmen Sie Ihren Brief. Sie griff mit ihrer durchbohrten Hand konvulsivisch nach der des Marius und schien keinen Schmerz mehr zu spüren. Dann führte sie seine Hand in die Tasche ihrer Blouse. Marius fühlte in der That Papier darin.

Nehmen Sie! sagte sie.

Er zog einen Brief heraus.

Sie nickte beistimmend zufrieden mit dem Kopfe.

Und nun versprechen Sie mir, daß ich für meine Mühe . . .

Sie hielt ein.

Was? frug Marius.

Versprechen Sie es mir?

Ich verspreche es.

Einen Kuß auf die Stirn wenn ich todt bin! seufzte sie, ich werde ihn noch fühlen!

Sie ließ ihr Haupt auf seine Knie fallen und schloß die Augen. Er glaubte, daß die arme Seele es vollbracht habe. Sie lag regungslos auf seinem Schooß. Plötzlich schlug sie langsam die Augen wieder auf, in welchen sich die düstere Tiefe des Grabes zu öffnen schien und sagte mit einem überaus milden, nicht mehr der Erde angehörigen, Tone:

Und dann, Herr Marius! glaube ich, daß ich ein wenig verliebt in Sie war.

Sie versuchte noch zu lächeln und starb.

VII.

Gavroche als tiefsinniger Distanzenberechner.

Marius hielt sein Versprechen. Er drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn, auf welcher eisiger Todesschweiß perlte. Es war keine an Cosette begangene Untreue, sondern ein sinniger, sanfter Abschied von einer unglücklichen Seele.

Nicht ohne Zittern hielt er den Brief in seinen Händen, den ihm Eponine übergeben hatte. Er hatte sogleich gefühlt, daß es ein be-

sonderes widriges Bewandtniß damit haben müsse. Es drängte ihn, seinen Inhalt kennen zu lernen. So ist das Herz des Mannes beschaffen. Kaum hatte das unglückliche Mädchen die Augen geschlossen, als Marius schon daran dachte, das Papier zu entfalten. Er legte sie sanft auf die Erde und ging. Etwas sagte ihm, daß er den Brief vor dieser Leiche nicht lesen dürfe.

Er näherte sich einem Lichte im unteren Saale.

Es war ein kleines, sorgfältig gesiegeltes, elegantes Damenbillet und die Adresse offenbar von Frauenhand geschrieben worden. Sie lautete:

Herrn Marius Pontmercy, bei Herrn Courfeyrac, Rue de la Verrerie, Nr. 16.

Er machte es auf und las:

„Mein Vielgeliebter, ach! Der Vater will auf der Stelle abreisen. Wir werden diesen Abend in der Rue de l'Homme-Armé, Nro. 7 sein. In acht Tagen sind wir bereits in London. — Cosette. 4. Juni."

So unschuldig war ihr Liebesverhältniß, daß Marius nicht einmal Cosettes Handschrift kannte.

Was sich zugetragen hatte, kann mit wenigen Worten gesagt werden. Eponine hatte überall die Hand im Spiele gehabt.

Am Abend des 3. Juni kam ihr der Doppelgedanke die Pläne ihres Vaters und der Banditen auf das Haus in der Straße Plumet zu vereiteln und Marius von Cosette zu trennen. Sie vertauschte ihre Lumpen mit denen eines jungen Spaßvogels, dem es Vergnügen machte, sich in Frauenkleidern zu zeigen, während sie sich als Mann verkleidete. Sie war es, die Jean Valjean die bedeutungsvolle Warnung: Ziehen Sie aus! im Marsfelde zukommen ließ. Jean Valjean war sogleich nach Hause gegangen und hatte zu Cosette gesagt: „Wir brechen diesen Abend auf und gehen mit der Toussaint in die Rue de l'Homme Armé. Künftige Woche werden wir in London sein."

Cosette, die dieser unerwartete Donnerschlag bestürzte, schrieb eiligst einige Zeilen an Marius. Wie sollte sie aber den Brief auf die Post besorgen lassen? Allein ging sie nicht aus und die Toussaint hätte zweifelsohne über den Auftrag verwundert, den Brief Herrn Fauchelevent gezeigt. In dieser Verlegenheit bemerkte Cosette durch das Gitter, Eponine in Männerkleidung. Sie strich unablässig um den Garten herum. Cosette rief den „jungen Arbeiter" an und übergab ihm fünf Franken, mit dem Billet an Marius, indem sie dabei sagte: Besorgen Sie den Brief rasch an seine Adresse. Eponine versprach es und steckte den Brief in die Tasche. Am folgenden Tage, am 5. Juni, hatte sie sich bei Courfeyrac nach Marius erkundigt, nicht

um ihm den Brief zu übergeben, sondern, wie jede eifersüchtige, liebende Seele begreifen wird, „um ihn zu sehen.“ Dort hatte sie auf Marius und dann auf Courfeyrac gewartet, durch welchen sie mindestens etwas zu erfahren hoffte. Als Courfeyrac zu ihr sagte: „Wir gehen auf die Barrikaden,“ kam ihr eine andere Idee, der Gedanke, sich diesem Tode entgegen zu stürzen und Marius in seine Arme zu führen. Sie folgte Courfeyrac und besah sich den Ort, wo man die Barrikade baute. Da sie nicht daran zweifeln konnte, daß Marius auf anderem Wege keine Nachricht zugegangen war und sie den Brief an ihn noch in der Tasche hatte, so war sie sicher ihn, bei Nacht, an dem täglichen Orte der Zusammenkunft, in der Straße Plumet, zu finden. Sie ging dahin, wartete auf Marius und schickte ihn Namens seiner Freunde nach der Barrikade, weil sie dachte, daß er dieser Aufforderung ohne Zweifel nachkommen würde. Sie rechnete dabei auf seine Verzweiflung, wenn er Cosette nicht mehr fände und täuschte sich auch nicht. Dann kehrte sie nach der Straße de la Chanvrerie zurück. Was sie dort that, weiß man.

Sie war mit jener tragischen Freude eines eifersüchtigen Herzens gestorben, welches das geliebte Wesen mit in den Tod reißt und dabei denkt: Niemand soll es besitzen!

Marius bedeckte den Brief Cosettes mit Küssen. Sie liebte ihn also doch! Einen Augenblick gab er den Gedanken an den Tod auf. Dann dachte er: Sie reist ab. Ihr Vater führt sie nach England und mein Großvater verweigert die Heirath. In dem Schicksal hat sich nichts geändert! Träumer wie Marius werden vom Gram mitunter vollständig niedergedrückt und schlagen dann verzweiflungsvolle Auswege ein. Lebensüberdruß ist unerträglich. Mit dem Tode ist man viel schneller fertig. Er bedachte, daß er jetzt noch zwei Pflichten zu erfüllen habe: Cosette von seinem Tode zu benachrichtigen und ihr ein letztes, erhabenes Lebewohl zu sagen und das arme Kind, Eponinens Bruder, den Sohn Thénardiers, vor der nahe bevorstehenden Katastrophe zu schützen.

Er hatte eine Brieftasche bei sich, dieselbe, worin er das Heft aufbewahrt hatte, in welchem sich die Liebesgedanken an Cosette befanden. Er riß ein Blatt heraus und schrieb folgende Zeilen mit Bleistift:

„Unsere Heirath ist unmöglich. Ich habe meinen Großvater deshalb gebeten. Er hat es abgeschlagen. Ich habe kein Vermögen und Du besitzt auch keins. Ich war bei Dir, fand Dich aber nicht mehr. Du weißt was ich Dir versprochen habe. Ich halte mein Wort. Ich liebe Dich und sterbe! Wenn Du diese Zeilen liest, wird meine Seele um Dich schweben und Dir zulächeln!“

Da er nichts hatte, um den Brief zuzusiegeln, so begnügte er sich damit, das Papier zusammenzufalten und adressirte es so:

„An Fräulein Cosette Fauchelevent, bei Herrn Fauchelevent, Rue de l'Homme=Armé, Nro. 7."

Als die Adresse geschrieben war, dachte er einen Augenblick nach, griff wieder nach seiner Brieftasche, öffnete sie und schrieb folgende Zeilen mit demselben Bleistifte auf die erste Seite:

Ich heiße Marius Pontmercy. Man trage meine Leiche zu meinem Großvater, Herrn Gillenormand, Rue des Filles=du=Calvaire, Nro. 6 in Marais."

Er steckte das Portefeuille wieder in seine Fracktasche, und rief Gavroche herbei. Der Gamin lief, als er Marius Stimme erkannte, mit freudiger, dienstfertiger Miene herbei.

Willst Du etwas für mich thun? frug er.

Alles! sagte Gavroche. Guter Gott! ohne Sie wäre ich ja geröstet worden!

Siehst Du diesen Brief!

Ja!

Nimm ihn! Verlaß die Barikade auf der Stelle — Gavroche wurde unruhig und kratzte sich hinter den Ohren — und besorge ihn morgen früh an seine Adresse, an Fräulein Cosette, bei Herrn Fauchelevent, Rue de l'Homme=Armé, Nr. 7.

O! aber! während der Zeit wird man die Barrikade nehmen, ohne daß ich dabei bin, versetzte das heroische Kind.

Die Barrikade wird aller Wahrscheinlichkeit nach, erst bei Tagesanbruch angegriffen und nicht vor morgen Mittag genommen werden. Die Frist, welche die Stürmenden hatten eintreten lassen, schien sich in der That verlängern zu wollen. Es war eine jener Pausen, die, bei nächtlichen Straßenkämpfen, häufig eintreten und auf welche stets ein um so hitzigerer Angriff folgt.

Wie denn, sagte Gavroche, wenn ich den Brief morgen früh besorgte?

Dann ist es zu spät. Wir sind blokirt, alle Straßen besetzt und Du kannst nicht hinaus. Mache Dich jetzt gleich auf den Weg! —

Gavroche wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte, blieb unentschlossen stehen und kratzte sich traurig am Ohre. Plötzlich nahm er, mit der ihm eigenthümlichen, vogelartigen Bewegung, den Brief und sagte:

Schon gut!

Dann lief er durch das Sträßchen Mondétour.

Zu diesem plötzlichen Entschluß hatte ihn ein Gedanke bewogen, den er aber Marius nicht mittheilte, weil er fürchtete, daß er etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte. Seine Idee war die:

Es ist nicht viel mehr als Mitternacht und die Straße de

l'Homme-Arms nicht weit von hier. Ich will den Brief auf der Stelle hintragen; dann kann ich noch bei Zeiten zurück sein.

Fünfzehntes Buch.

Die Straße de l'Homme-Arms.

I.

Geschwätziges Fließpapier.

Was sind die Zuckungen einer Stadt im Vergleiche mit dem Sturm in der Seele? Der einzelne Mensch ist etwas Unergründlicheres als ein ganzes Volk. Jean Valjean war in jenem Momente einem schrecklichen, innern Sturm zur Beute geworden. Alle Abgründe seines Wesens hatten sich wieder geöffnet. Auch er zuckte wie Paris, stand auf der Schwelle zum Eingang einer düsteren schrecklichen Umwälzung. Dazu bedurfte es nur einiger Stunden. Am Horizonte seines Schicksales und seines Gewissens waren rasch dunkle Wolken aufgezogen. Von ihm, wie von Paris, konnte man sagen: die beiden Prinzipien sind gleichzeitig vorhanden. Der weiße Engel und der schwarze ringen, Leib an Leib, auf der Brücke über dem Abgrunde. Welcher von Beiden wird den Andern stürzen? Wer wird den Sieg davon tragen? Am Tage vor demselben 5. Juni hatte sich Jean Valjean mit Cosette und Toussaint in der Straße de l'Homme-Arms eingerichtet. Dort erwartete ihn ein Umschwung, sein Schicksal ein Wendepunkt.

Cosette hatte die Straße Plumet nicht verlassen, ohne Widerstand zu versuchen. Zum ersten Male, seit sie mit einander lebten, hatte sich der Wille Cosettes von dem Jean Valjeans verschieden gezeigt. Sie hatten sich, wenn auch nicht gezankt, doch widersprochen. Einerseits Einwurf, andererseits Unbeugsamkeit. Die plötzliche, Jean Valjean von einem Unbekannten zugegangene, Warnung: Ziehen Sie aus! hatte ihn so beunruhigt, daß er absolut wurde. Er hielt sich für entdeckt. Cosette hatte nachgeben müssen.

Alle Beide waren, ohne den Mund zu öffnen, ohne ein Wort zu sprechen, in der Straße de l'Homme-Arms angekommen. Jedes war in seine eigenen Angelegenheiten vertieft und Jean Valjean so besorgt, daß er Cosettes Traurigkeit, sie so betrübt, daß sie seine Unruhe nicht bemerkte.

Jean Valjean hatte diesmal, seiner früheren Gewohnheit entgegen, die Toussaint mitgenommen. Er hielt es nicht für unmöglich, daß er nicht mehr in die Straße Plumet zurückkehren würde, konnte also die Toussaint weder allein dort zurücklassen, noch ihr sein Geheimniß anvertrauen, obwohl er wußte, daß sie ihm ergeben und zuverlässig war. Zwischen Herr- und Dienerschaft fängt der

Verrath mit der Neugierde an. Nun war aber die Toussaint, gleichsam wie vom Schicksale dazu bestimmt Jean Valjeans Dienerin zu sein, nicht neugierig.

Je suis de même; je chose mon fait; le demeurant n'est pas mon travail! (So bin ich; ich thue meine Arbeit; das Uebrige ist nicht meine Sache!) sagte sie, in ihrem eigenthümlichen, bäuerischen, barneviller Dialekte.

Beim Auszuge, der fast einer Flucht glich, hatte Jean Valjean nichts mitgenommen, als das kleine, einbalsamirte Felleisen, das Cosette mit dem Beiwort „unzertrennlich" getauft hatte. Volle Koffer würden Dienstmänner in Anspruch genommen haben und Dienstmänner sind Zeugen. Man hatte einen Fiaker an die Thüre der Rue de Babylone kommen lassen und war fortgefahren.

Die Toussaint hatte nur mit großer Mühe die Erlaubniß erhalten können, etwas Leinewand und Kleider, sowie einige Toilettegegenstände einzupacken. Cosette hatte nur ihre Schreibmaterialien und ihre Schreibmappe mitgenommen. Jean Valjean war, um seinen Auszug so geheim wie möglich zu halten, erst bei einbrechender Nacht abgefahren. So kam es, daß Cosette noch Zeit gewann, Marius einige Zeilen zu schreiben. Es war schon Nacht, als man in die Rue de l'Homme-Armé ankam.

Man legte sich still zu Bett.

Die neue Wohnung lag im Hinterhofe, im zweiten Stock, und bestand aus zwei Schlafzimmern, einem Speisesaal und einer anstoßenden Küche mit einem Kämmerlein, worin ein Gurtbett für die Toussaint aufgeschlagen worden war. Der Speisesaal war gleichzeitig Vorzimmer und trennte die beiden Schlafkabinette. Die Wohnung war mit den nöthigen Utensilien versehen.

In der Regel beruhigt man sich eben so grundlos als man sich beunruhigt. Die menschliche Natur ist nicht anders. Als Jean Valjean in der Straße de l'Homme-Armé war, verlor sich seine Aengstlichkeit allmälig. Es gibt Lokalitäten die, fast auf mechanische Art, beruhigend auf den Geist wirken. Die Straße war dunkel, die Nachbarschaft still. Jean Valjean fühlte sich, durch die Ruhe in diesem Sträßchen des alten Paris, wie angesteckt. Es war so schmal, daß man es durch eine, auf zwei Pfählen ruhende, Bohle für die Fuhrwerke hatte absperren müssen. Die dumpfe Stille darin kontrastirte seltsam mit dem Lärm ringsum. Es glich einem Dämmerorte bei hellem Tage und schien, zwischen den hohen, hundertjährigen Häusern, die es begrenzten und stumm wie Greise waren, die sie auch sind, keiner Empfindung fähig. Fast schien es, als wäre dieses Sträßchen von den Menschen vergessen worden.

Jean Valjean athmete wieder auf darin. Wer sollte ihn da suchen? dachte er.

Seine erste Sorge war den Unzertrennlichen sofort zu sich zu nehmen.

Er schlief gut. Nacht bringt Rath. Man kann hinzusetzen: Gut beruhigt. Am anderen Morgen wachte er fast fröhlich auf. Er fand den häßlichen Speisesaal allerliebst. Er war nur mit einem alten, runden Tisch, einem kleinen Büffet mit einem geneigten Spiegel darüber, einem wurmstichigen Sessel und einigen Stühlen möblirt, auf welche die Toussaint ihre Pakete gelegt hatte. In einem derselben bemerkte man einen Zipfel der Nationalgarde-Uniform Jean Valjeans.

Cosette hatte sich durch die Toussaint eine Tasse Bouillon in ihr Zimmer bringen lassen und ließ sich an dem Abende gar nicht sehen.

Gegen fünf Uhr hatte die, durch den Umzug in ungewöhnliche Bewegung gesetzte, Toussaint etwas kaltes Geflügel auf den Tisch im Speisesaale gesetzt, das Cosette, aus Achtung vor dem Vater, eines Blickes würdigte.

Als das geschehen war, schützte sie Kopfschmerzen vor, sagte Jean Valjean Gute Nacht und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Jean Valjean aß einen Flügel des Hähnchens mit Appetit, stützte sich dann auf den Tisch, erheiterte sich nach und nach und fühlte sich beruhigt.

Während er bei seinem einfachen Mittagsmahle saß, hörte er die Toussaint zwei oder dreimal etwas stottern, worauf er nicht besonders achtete.

„Es ist etwas im Gange Herr! man schlägt sich in der Stadt!“ sagte sie. Er war zu sehr mit seinen Plänen und Entwürfen beschäftigt, um Gewicht darauf zu legen. Vielleicht hatte er es auch gar nicht gehört.

Er stand auf und ging stets beruhigter vom Fenster nach der Thüre und von der Thüre nach dem Fenster.

Mit der inneren Beschwichtigung kam ihm Cosette, mit welcher er sich ausschließlich beschäftigte, wieder in den Sinn. Nicht daß ihn ihre Unpäßlichkeit beunruhigt hatte; er sah das als eine kleine, nervöse Ueberreizung, als mädchenhaftes Schmollen, eine vorüberziehende Wolke an. Nach einem oder zwei Tagen mußte wieder Alles im Gleichgewichte sein. Woran er dachte, das war ihre Zukunft. Wie gewöhnlich malte er sie in den hellsten, freundlichsten Farben aus. Weshalb sollte sich denn ihrem Glücke auch etwas in den Weg stellen, ein ferneres, glückliches Zusammenleben nicht, nach wie vor, stattfinden können, dachte er. In gewissen Momenten scheint Alles unmöglich, in anderen Alles leicht. Jean Valjean hatte seine gute Stunde. Sie folgen in der Regel auf die schlechten, wie der Tag auf die Nacht, nach jenem Gesetze der Kontraste,

das in der Natur selbst begründet ist und das oberflächliche Geister Antithese nennen. In dieser friedlichen Straße, in welche sich Jean Valjean geflüchtet hatte, machte er sich von Allem los, was ihn seit einiger Zeit verwirrt hatte. Gerade deshalb weil er lange im Dunkeln gelebt hatte, fing er an, etwas blauen Himmel zu sehen. Es schien ihm von guter Vorbedeutung, daß es ihm möglich geworden war, die Straße Plumet, ohne Zwischenfall, ohne neue Verwickelungen, zu verlassen. Vielleicht war es nun an der Zeit, das Land zu meiden und, wenn auch nur auf einige Monate, nach London zu gehen. Ob er in Frankreich oder in England war, was lag ihm daran? vorausgesetzt, daß er Cosette bei sich haben konnte. Cosette war ihm mehr als sein Volk; sie war gleichbedeutend mit seinem Glücke. Der Gedanke, daß er ihr vielleicht nicht genügen würde, der ihm ehemals Fieber und Schlaflosigkeit verursacht hatte, kam ihm jetzt nicht einmal. Er war über alle frühere Schmerzen hinaus und segelte im optimistischen Fahrwasser. Da er Cosette bei sich hatte, so glaubte er sie zu besitzen. Jeder kennt diese optische Täuschung aus eigener Erfahrung. Er überlegte bis ins Einzelne seine Reise mit Cosette nach England, malte sie sich auf's Erfreulichste aus und sah im Geiste, in der Perspektive seiner Träumerei, sich sein Glück mit ihr, gleichviel wo, wieder aufbauen.

Während er in solchen Gedanken, mit langsamen Schritten, der Länge und Breite nach, im Zimmer auf- und abging, fiel sein Blick plötzlich auf etwas Befremdendes.

Er las nämlich gegenüber, in dem über dem Büffet hängenden, geneigten Spiegel deutlich die folgenden Zeilen:

„Mein Vielgeliebter! Mein Vater will auf der Stelle abreisen. Wir werden diesen Abend in der Straße de l'Homme-Armé Nro. 7, sein. In acht Tagen sind wir bereits in London. — Cosette. 4. Juni."

Jean Valjean blieb verstört stehen.

Cosette hatte beim Kommen ihre Schreibmappe auf das Büffet, vor dem Spiegel, gelegt und sie in ihrer schmerzlichen Angst vergessen. Sie hatte nicht einmal bemerkt, daß die Mappe noch offen war und zwar grade an der Seite, auf welche sie die fünf Linien zum Trocknen gelegt hatte, die sie dem jungen Arbeiter zur Besorgung in der Straße Plumet übergeben hatte. Die Schriftzüge waren in das Fließpapier eingedrungen, ohne sich zu verlaufen.

Der Spiegel reflektirte die Schriftzüge. Es waren, was man in der Geometrie symmetrische Figuren nennt. Die verkehrte Schrift auf dem Fließpapiere wurde im Spiegel umgekehrt und erschien nun in ihrer natürlichen Gestalt. So kam es, daß Jean Valjean den am verflossenen Abende geschriebenen Brief Cosettes an Marius vor Augen hatte.

Es war einfach und niederschmetternd.

Jean Valjean näherte sich dem Spiegel, las die fünf Linien abermals und wollte seinen Augen nicht trauen. Sie machten den Eindruck einer von flammenden Blitzen umzüngelten Erscheinung auf ihn. Ward er einer Hallucination zur Beute? War das möglich? Nein! es war unmöglich!

Nach und nach sammelte er sich, besah sich die Mappe Cosettes genauer und kam zur Wirklichkeit zurück. Es kommt doch von da her! gestand er sich, und untersuchte die auf dem Papiere abgedruckten fünf Linien mit fieberhafter Ungeduld. Die verkehrten Schriftzüge bildeten ein verworrenes Gekritzel, das er nicht entziffern konnte. Das bedeutet nichts, dachte er, das hat keinen Sinn. Er schien einer gewaltigen Last enthoben zu sein und athmete tief auf. Wer hat nicht in schrecklichen Momenten so eine dumme Freude gehabt? Die Seele gibt sich der Verzweiflung nicht eher gefangen, bis die letzte Illusion vernichtet ist.

Er hielt die Mappe in der Hand und betrachtete sie, stumpfsinnig glücklich, fast über die Hallucination lachend, die, wie er glaubte, ihn hatte irre führen wollen. Da fielen seine Augen wieder auf den Spiegel. Gleiche Vision. Dieselben fünf Linien zeichneten sich mit unerbittlicher Genauigkeit ab. Diesmal war es kein Trugbild. Dieselbe Vision zum zweiten Male war eine Wirklichkeit. Es war mit Händen zu greifen, daß die Schrift im Spiegel sich verkehrt abzeichnete. Er begriff es.

Jean Valjean wankte, ließ die Mappe fallen und sank in den alten Sessel, mit hängendem Kopfe, glasigem Auge, wie von Sinnen. Er konnte nicht mehr zweifeln, daß Cosette diese Zeilen an Jemanden geschrieben hatte. Da schien sich ihm das Licht der Welt auf immer zu verdunkeln. Der Abgrund seiner Seele öffnete sich wieder. Er hörte ein dumpfes Brüllen in seiner dunkeln Tiefe. Nehmet doch dem Löwen das Hündchen aus seinem Käfig!

Es war sonderbar und auch traurig, daß Marius in jenem Momente den Brief von Cosette noch nicht gelesen hatte. Der Zufall hatte verrätherischer Weise Jean Valjean eher als ihn darin lesen lassen.

Jean Valjean war bis zu jenem Tage durch kein Mißgeschick vollständig gebeugt worden. Er hatte schon schreckliche Proben bestanden und das Mißgeschick ihn, auf jede nur mögliche Art, heimgesucht. Ein grausames Schicksal hatte sich ihn erbittert zum Gegenstande seiner Tücken auserkoren und alle Rache, alle Verachtung der Gesellschaft gegen ihn entfesselt. Er war vor nichts zurückgewichen, hatte sich durch nichts beugen lassen, hatte, wenn es die Noth gebot, sich in die extremste Lage gefügt, die Unantastbarkeit seines wieder-

erworbenen Menschthumes geopfert, seine Freiheit hingegeben, sein Leben gewagt, alles verloren, alles erduldet und war uninteressirt und frisch geblieben, so daß man ihn in gewissen Momenten als sich selbst nicht mehr gehörig, als einen Märtyrer ansehen konnte. Seine in jedem nur denkbaren Sturme abgehärtete Seele konnte als unüberwindlich angesehen werden.

Wer aber jetzt in seine innere Verschanzung geblickt hätte, würde nothgedrungen zugestanden haben, daß sie in dieser Stunde eine Blöße zeigte.

Das kam daher, weil von der langen Reihe qualvoller Stunden in welchen ihn sein Schicksal gemartert hatte, diese die furchtbarste war. Nie hatte ihn eine Zange so fest gepackt. Er fühlte, daß sich Alles geheimnißvoll in ihm regte, was seine Natur noch an latenten Gefühlen besaß.

Er spürte das Zucken der unbekannten Fiebern. Ach! die äußerste Probe, besser noch, die einzige, schmerzlichste, ist der Verlust des geliebten Wesens.

Der arme, alte Jean Valjean liebte Cosette sicher nicht anders, wie ein Vater, aber die Leere seines Lebens hatte, wie wir schon früher bemerkten, dieser väterlichen Empfindung noch andere beigesellt.

Er liebte Cosette wie seine Tochter, wie seine Mutter und wie seine Schwester, und da er niemals Geliebte oder Frau gehabt hatte, die Natur aber ein Gläubiger ist, der keinen Protest acceptirt, so hatte auch dieses Gefühl, das dauerndste unter allen, sich den übrigen unbestimmt, unbewußt, mit der Reinheit der Verblendung, himmlischer, englischer, göttlicher, Art, beigesellt. Es war nicht sowohl Gefühl als Instinkt, weniger Instinkt als Anziehung, unmerkliche, unsichtbare, aber wirkliche.

In seiner außergewöhnlichen Zärtlichkeit für Cosette glich die eigentliche Liebe der Goldader, im finsteren, jungfräulichen Gebirge.

Man erinnere sich dessen, was wir über den Zustand seines Herzens bereits sagten. Eine Verbindung zwischen Beiden war unmöglich, nicht einmal eine Seelenverbindung. Dennoch waren unbestreitbar ihre Schicksale mit einander verbunden. Jean Valjean hatte, Cosette ausgenommen, die ihm nur ein Kind war, in seinem Leben nichts kennen gelernt, was er hätte lieben können. Aufeinander folgende Leiden- und Liebschaften hatten bei ihm nicht jenes successive Grün, jenes zarte Grün auf dunkelgrün, angesetzt, das man auf überwintertem Laub und bei Männern bemerkt, welche die fünfzig hinter sich lassen.

In Summa war die innere Verschmelzung all' dieser Gefühle,

wie wir schon einige Male ausdrücklich andeuteten, die Resultirende aller Empfindungen, eine hohe Tugend, die Jean Valjean zum Vater Cosettes machte. Es war etwas von Großvater, Sohn, Bruder und Gemahl, ja sogar etwas von der Mutter in dem seltsamen Vater Jean Valjean. Er liebte und vergötterte Cosette als Vater. Dieses Kind war ihm Licht, Haus, Familie, Vaterland und Paradies.

Als er sah, daß Alles unwiderruflich zu Ende war, daß sie ihm entging, seinen Händen entschlüpfte, sich ihm entwandt, daß es eine Wolke, Wasser gewesen war, als er die vernichtende Wahrheit erkannte: Ein Anderer ist das Ziel ihres Herzens; ein Anderer ist der Wunsch ihres Lebens; es gibt einen Vielgeliebten, ich bin nur der Vater; ich existire nicht mehr — als er nicht mehr zweifeln konnte und sich gestand: Sie lebt nicht mehr mit ihrem Geist in mir! schien sein Schmerz sich nicht mehr mit der Grenze des Möglichen begnügen zu wollen. Alles was er gethan hatte, war es nur deshalb geschehen, an dieses Ziel zu führen? Wie? Sollte er vernichtet sein? Da überlief ihn, wie wir gesagt haben, von Kopf bis zu den Füßen, ein Schauer der Empörung. Er fühlte, bis in die Wurzeln seiner Haare, das ungeheure Erwachen des Egoismus. Das Ich heulte in dem Abgrund dieses Mannes.

Es gibt innere Zusammenstürze. Eine gewisse verzweiflungsvolle Ueberzeugung macht sich im Menschen nicht geltend, ohne feste Bande, die mitunter der Mensch selbst sind, zu lockern oder zu zerreißen. Wenn der Schmerz seinen Höhepunkt erreicht hat, ergreift das Gewissen die Flucht. Nur wenige unter uns gehen, sich selbst ähnlich, treu ihren Pflichten, aus einer solchen Krisis hervor. Ist die Grenze des Leidens überschritten, so wird die unerschütterlichste Tugend außer Fassung gebracht.

Jean Valjean griff wieder nach der Mappe und überzeugte sich aufs neue. Er starrte wie versteinert die fünf unerbittlichen Linien an.

Sein Geist umnachtete sich der Art, daß man hätte glauben sollen, die ganze Seele stürze in den Abgrund.

Er untersuchte die verhängnißvollen Schriftzüge, mitten in seiner leidenschaftlichen Träumerei, mit einer scheinbaren schrecklichen Ruhe: denn nichts ist so furchtbar als die Ruhe eines Mannes, wenn sie die Kälte einer Statue erreicht hat.

Er maß in Gedanken den schrecklichen Schritt, den sein Schicksal ohne die kleinste Vermuthung von seiner Seite, gemacht hatte. Er gedachte seiner, so thöricht vergessenen, Befürchtungen im verflossenen Sommer und sah den Abgrund vor sich. Es war noch immer derselbe; nur war Jean Valjean diesmal nicht am Rande,

sondern im Grunde. Welche unerhörte und peinliche Lage! Er war hinabgestürzt ohne es zu bemerken. Alles Licht seines Lebens war erloschen, während er noch immer in die Sonne zu schauen glaubte.

Sein Instinkt verrieth ihn nicht. Er erinnerte sich gewisser Vorfälle, gewisser Daten, so mancher Röthe und so mancher Blässe Cosettes, combinirte und sagte: Er ist es! die Wahrsagergabe der Verzweiflung ist ein geheimnißvoller Pfeil, der nie sein Ziel verfehlt. Seine erste Vermuthung fiel auf Marius. Er kannte zwar den Mann nicht, kam aber gleich auf die Person. Er sah deutlich im Hintergrunde seines unversöhnlichen Gedächtnisses, den unbekannten Herumstreicher im Garten des Luxembourg, den erbärmlichen Liebesabenteurer, jenen romantischen Nichtsthuer, jenen Dummkopf und Feigling: denn es schien ihm eine Feigheit, daß er mit einem Mädchen liebäugelte, das an seiner Seite einen liebenden Vater hatte.

Nachdem er wohl constatirt hatte, daß im Hintergrunde dieser Situation jener junge Mann stand, alles von ihm herrührte, sah er, Jean Valjean, der regenerirte Mensch, der Mann, welcher so heiß für seine Seele gerungen, der so gewaltige Anstrengungen gemacht hatte, um alles Leid und Elend seines Lebens in Liebe zu verwandeln, in sich selbst ein Gespenst, den Haß, auftauchen.

Großes Leid überwältigt, macht lebensüberdrüssig. Der Mensch den es heimsucht, fühlt, daß ihn etwas verläßt. In der Jugend ist es ein trauriger, im Alter ein verderblicher Besuch. Wenn das Blut noch heiß ist, die Haare noch schwarz, der Kopf noch grade auf dem Hals, wie die flammende Kerze im Leuchterstock steht; wenn der Knäuel des Schicksals kaum abgewickelt ist, die Schläge des liebedurstigen Herzens noch erwiedert werden können; wenn man vor sich noch Zeit zum Ersatz hat, noch alle Frauen lächeln, die ganze Zukunft, der ganze Horizont offen, die Kraft des Lebens unverkümmert ist — und die Verzweiflung dann etwas Schreckliches ist. Was muß sie erst im Alter sein, wenn die Jahre immer bleicher heranrücken, in jener Dämmerstunde, wenn die Sterne über dem halboffenen Grabe funkeln?

Während er nachdachte, trat die Toussaint ein. Jean Valjean stand auf und frug:

An welcher Seite ist es? Wissen Sie es?

Sie war so verwundert, daß sie keine Antwort fand.

Was beliebt?

Jean Valjean versetzte:

Haben Sie mir nicht vor Kurzem gesagt, daß man sich schlägt?

Ach ja, mein Herr, antwortete die Toussaint, an der Seite von Saint-Merry.

Manche maschinenmäßige Bewegung wird, uns unbewußt, durch

eine tief versteckte Idee herbeigeführt. Aus diesem Grunde mochte es wohl gekommen sein, daß sich Jean Valjean, fünf Minuten später, in der Straße fand, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war.

Er war ohne Kopfbedeckung und saß auf dem Eckstein vor der Thür seines Hauses. Dem Anscheine nach horchte er.

Es war volle Nacht.

II.

Der lichtfeindliche Gamin.

Wie lange brachte er so zu? Welches war die Ebbe und Fluth seiner tragischen Geistesthätigkeit? Richtete er sich auf oder beugte er sich. War er niedergedrückt oder gebrochen worden? Konnte er sich wieder aufrichten und innerlich Fuß auf etwas Solidem fassen? Wahrscheinlich wußte er es selbst nicht. Die Straße war öde. Einige besorgte Bürger, die rasch nach Hause gingen, bemerkten ihn kaum. In Zeiten der Gefahr denkt Jeder an sich. Der Laternenanzünder kam und zündete die, dem Hause Nro. 7 gegenüberstehende Straßenlaterne an. Dann ging er. Wer Jean Valjean im Schatten betrachtet hätte, würde ihn für einen todten Mann gehalten haben. Er saß da, auf dem Eckstein vor seiner Thür, wie eine Larve aus Eis. Es gibt einen Gefrierpunkt in der Verzweiflung. Man vernahm durch den verworrenen tosenden Lärm die Sturmglocke. Ihr Zucken und Wimmern vermischte sich mit dem Lärm des Aufstandes Auf dem Kirchthurme Saint Paul schlug es elf, feierlich und abgemessen. Die Sturmglocke ist der Mensch. Die Stunde ist Gott. Jean Valjean gab auf die Schläge nicht acht. Er rührte sich nicht. Um jene Zeit ließ sich indessen, an der Seite der Hallen, eine pröpliche Explosion hören, der eine Zweite noch heftigere folgte. Vermutblich rührten sie vom Angriffe der Barrikade in der Straße de la Chaivrerie her, der, wie man weiß, durch Marius abgeschlagen wurde. Bei dieser doppelten Entladung, deren Wuth das nächtliche Dunkel zu erhöhen schien, zitterte Jean Valjean und drehte den Kopf nach der Seite, von welcher her der Lärm kam. Dann fiel er wieder auf seinen harten Sitz zurück, kreuzte die Arme und ließ langsam den Kopf auf die Brust fallen.

Er überließ sich wieder seinem düstern, innerlichen Dialoge.

Plötzlich schlug er die Augen auf. Er hörte in der Straße gehen, Schritte in seiner Nähe, und bemerkte beim Schein der Straßenlaterne, an der Seite der Straße, die nach dem Archive führt, eine blasse, jugendliche, strahlende Gestalt.

Gavroche war in der Straße de l'Homme-Armé angekommen. Er sah in die Luft und schien etwas zu suchen. Er hätte Jean Valjean sehen können, bemerkte ihn aber nicht.

Nachdem Gavroche die oberen Regionen untersucht hatte, musterte er die unteren, streckte sich auf den Zehen aus und tastete an Thüren und Fenstern der Parterrewohnungen. Sie waren geschlossen, verriegelt, verrammelt. Nachdem er auf diese Art an fünf oder sechs Häuserseiten deren barrikadenähnlichen Zustand constatirt hatte, zuckte er die Achseln und ging mit sich selbst in folgenden Ausdrücken zur Sache über:

Pardi!

Darauf sah er wieder in die Luft.

Jean Valjean, der einen Augenblick vorher bei der Seelenstimmung, in welcher er sich befand, mit Niemanden gesprochen, ja nicht einmal Antwort gegeben hätte, fühlte sich unwiderstehlich gedrängt, ein Wort an diesen Knaben zu richten.

Kleiner, sagte er, was hast Du nur?

Hunger! erwiederte Gavroche lakonisch. Dann setzte er hinzu: Selbst klein!

Jean Valjean suchte in seiner Westentasche nach und zog ein Fünffrankenstück heraus.

Gavroche, der zur Gattung der Bachstelzen gehörte und rasch von einer Geberde zur anderen überging, hatte schon einen Stein aufgerafft. Die Laterne war ihm ins Auge gefallen.

Ei! sieh da! ihr habt hier noch eure Laternen. Da seid ihr nicht in Ordnung, meine Freunde! Das ist Unordnung! Also drauf los! Gleichzeitig schleuderte er den Stein in die Laterne, deren Glas mit einem solchen Klirren und Rasseln zerbrach, daß einige in den gegenüberstehenden Häusern unter ihren Decken verkrochenen Bürger voller Schrecken ausriefen: Das ist 1793!

Die Laterne oscillirte heftig und erlosch. Es wurde plötzlich finster in der Straße.

So ist's recht! alte Straße, sagte Gavroche, ziehe deine Nachtmütze über!

Dann drehte er sich zu Jean Valjean um.

Wie nennen Sie dieses riesige Monument da, am Ende der Straße? Das ist das Archiv, nicht wahr? Man müßte diese dicken Bestien von Säulen da ein bischen bearbeiten und eine niedliche Barrikade daraus machen!

Jean Valjean näherte sich Gavroche.

Armes Geschöpf! sagte er, halblaut mit sich selbst redend; es hat Hunger!

Er drückte ihm dabei den Fünffrankenthaler in die Hand.

Gavroche hob die Nase in die Höhe, mächtig erstaunt über den „dicken Sous". Er betrachtete ihn in der Dunkelheit. Seine Weiße blendete ihn. Er kannte die Fünffrankenstücke nur vom Hörensa-

gen. Es freute ihn, daß sie in so gutem Rufe standen, da er im Begriffe stand, nähere Bekanntschaft damit zu machen.

Betrachten wir uns den Tiger! sagte er.

Er sah ihn sich einige Augenblicke in einer Art Verzückung an, kehrte sich dann zu Jean Valjean um, hielt ihm das Geldstück hin und sagte majestätisch:

Bourgeois! Ich will doch lieber Laternen zerschmeißen! Nehmen Sie Ihr wildes Thier zurück! Man besticht mich nicht! Das hat fünf Klauen, aber es soll mich nicht kratzen!

Hast Du noch eine Mutter? frug Jean Valjean.

Vielleicht mehr wie Sie! versetzte Gavroche.

Nun gut! gab Jean Valjean zur Antwort, so behalte das Geld für Deine Mutter.

Das rührte Gavroche. Außerdem hatte er noch bemerkt, daß der Mann vor ihm keine Kopfbedeckung trug. Das flößte ihm Vertrauen ein.

Wirklich wahr? frug er, Sie wollen mich nicht verhindern, Laternen zn zerbrechen?

Zerbrich was Du willst!

Sie sind ein braver Mann! erwiederte Gavroche.

Dann steckte er den Thaler in eine seiner Taschen. Sein Vertrauen wuchs.

Wohnen Sie in der Straße?

Ja! weshalb?

Können Sie mir nicht die Nummer 7 angeben?

Was soll es mit der Nummer?

Der Knabe bedachte sich, fürchtete, zuviel gesagt zu haben, fuhr energisch mit den Nägeln in die Haare und begnügte sich.

Ah! das ist's grade! zu sagen.

Jean Valjean fuhr ein Gedanke durch den Kopf. Angst ist hellsehend.

Sollst Du mir nicht den Brief bringen, den ich erwarte? frug er?

Sie? Aber Sie sind ja keine Frau!

Der Brief ist für Fräulein Cosette, nicht wahr?

Cosette? brummte Gavroche. Ja! ich glaube, daß der spaßhafte Name so lautet.

In dem Falle soll ich ihr den Brief überbringen. Gib ihn nur her!

Da müssen Sie aber auch wissen, daß ich aus der Barrikade geschickt bin?

Ohne Zweifel! sagte Jean Valjean.

Gavroche versenkte seine Hand in eine andere seiner Taschen und zog ein zusammengefaltenes Blatt Papier heraus.

Dann grüßte er militairisch.

Achtung vor der Depesche, sagte er; sie kommt von der provisorischen Regierung.

Gib nur! versetzte Jean Valjean.

Gavroche hielt das Papier über seinem Kopfe.

Sie müssen sich nicht einbilden, daß das ein Billet-doux ist. Es ist zwar an eine Dame, aber Volkssache. Wir schlagen uns, respektiren jedoch das Geschlecht. Wir gehören nicht zur vornehmen Welt, worin es Löwen gibt, die Liebesbriefchen an Kameele schicken. *)

Gib nur!

Sie scheinen mir in der That ein braver Mann zu sein!

Gib nur rasch!

Da!

Und nun eilen Sie sich, Herr Dingsda! (Monsieur Chose) weil Fräulein Cosette auf Sie wartet.

Gavroche war sichtlich erfreut, diesen Witz produzirt zu haben.

Soll die Antwort nach Saint-Merry gebracht werden? frug Jean Valjean.

Dann würden Sie eines jener Backwerke fabriziren, die man mit einem gewöhnlichen Ausdrucke brioches **) nennt. Dieser Brief kommt aus der Barrikade der Straße de la Chanvrerie. Ich kehre dahin zurück. Guten Abend, Bürger!

Als Gavroche das gesagt hatte, ging er, das heißt, er flog vielmehr, einem entschlüpften Vogel gleich, nach dem Orte zurück, von wo er gekommen war. Er versenkte sich wieder in die Dunkelheit, als hätte er ein Loch hineinbohren wollen, mit der unerbittlichen Schnelligkeit eines abgeschleuderten Wurfgeschosses. Es wurde wieder still und einsam im Sträßchen de l'Homme-Armé. In einem Augenblicke hatte sich dieser seltsame, etwas düstere und träumerische Knabe im Nebel zwischen den schwarzen Häuserreihen wie Rauch in der Finsterniß verloren. Man hätte ihn für verschwunden und verloren halten können, wenn nicht einige Minuten später ein gewaltiges Klirren von zerschmetterten Laternengläsern ein weithin tönendes Gerassel von Glasscherben auf den Pflastersteinen plötzlich abermals die entrüsteten Bürger aus ihrem Schlummer geschreckt hätte. Durch diesen Akt dokumentirte Gavroche seinen Uebergang in die Straße du Chaume.

---

*) Unübersetzbares Wortspiel: où il y a des lions (Stutzer) qui envoient des poulets (junge Hühner und auch Liebesbriefchen) à des chameaux.

**) faire une brioche, heißt auch eine Dummheit machen.

III.
Während Cosette und die Toussaint schliefen.

Ging Jean Valjean mit dem Briefe des Marius in's Haus?

Er stieg tastend die Treppe hinauf, öffnete zufrieden wie die Eule, die ihre nächtliche Beute gepackt hat, die Thüre, machte sie leise zu und lauschte. Da sich nichts im Hause regte, so nahm er an, daß Cosette und die Toussaint schliefen. Er mußte drei oder vier Zündhölzchen in den Behälter des Fumade'schen Feuerzeuges stoßen, ehe er eine Flamme sah; so zitterte seine Hand. Was er so eben gethan hatte, war eine Unterschlagung. Endlich brannte die Kerze. Er stützte sich auf den Tisch, entfaltete das Papier und las.

Wenn man heftig aufgeregt ist, kann man so zu sagen nicht lesen, zerknittert das Papier, packt es wie einen Gegner und drückt, aus Zorn oder aus Freude, die Nägel hinein. Man fliegt mit den Augen an's Ende und liest dann den Anfang. Die Aufmerksamkeit ist fieberhaft. Man erfaßt den Sinn annäherungsweise, summarisch. Dann verweilt man bei einem Punkte und übersieht alles Uebrige. In dem Briefe des Marius an Cosette sah Jean Valjean weiter nichts, als die Worte:

„.... Ich sterbe. Wenn Du diese Zeilen liest, wird meine Seele um Dich schweben!"

Diese Zeilen blendeten ihn wie ein schreckliches Licht.

Einen Augenblick fühlte er sich, von dem Wechsel der Gefühle in ihm, wie zerschmettert. Er sah das Billet mit einer Art trunkenem Erstaunen an. Vor seinen Augen glänzte es bei dem Gedanken, daß der Gehaßte sterben wollte. Er stieß einen inneren, scheußlichen Freudenschrei aus. Also war nun alles am Ende. Die Lösung hatte sich schneller gefunden, als er gehofft hatte. Das Wesen, welches sich zwischen ihn und sein Schicksal gestellt hatte, wollte verschwinden? Er zog sich freiwillig, gutwillig zurück. „Dieser Mensch" ging dem Tode entgegen, ohne daß er, Jean Valjean, etwas dabei gethan, sich etwas vorzuwerfen hatte. Vielleicht war er schon gestorben. Er stellte fieberhafte Berechnungen an.

Nein! er ist noch nicht todt!" Der Brief ist sichtlich in der Absicht geschrieben worden, von Cosette erst am folgenden Morgen gelesen zu werden. Hatte man doch, seit den beiden Explosionen zwischen elf Uhr und Mitternacht, nichts mehr gehört. Die Barrikade konnte erst bei Tagesanbruch ernstlich angegriffen werden. Gleichviel, dachte er, einmal in diesen Krieg verwickelt ist dieser Mensch verloren, in's Räderwerk verflochten. — Jean Valjean fühlte sich befreit. Er konnte also wieder allein mit Cosette sein. Die Konkurrenz hörte auf. Die Zukunft begann. Er durfte dieses Bil-

let nur in der Tasche halten. Cosette sollte nie wissen, was aus „diesem Manne" geworden war. „Man braucht der Sache nur ihren Lauf zu lassen. Dieser Mann kann nicht entkommen. Wenn er noch nicht gestorben ist, wird er doch sicher sterben. Welch' ein Glück!"

Als er sich das Alles gesagt hatte, wurde er düster. Dann ging er hinunter und weckte den Pförtner.

Eine Stunde später verließ Jean Valjean, in vollständiger Nationalgardenuniform und bewaffnet, seine Wohnung. Der Pförtner hatte ihm das, was ihm an seiner Ausstattung fehlte, ohne Schwierigkeiten bei der Nachbarschaft besorgt. Er hatte eine geladene Flinte und eine gefüllte Patrontasche. Sein Weg führte ihn nach den Hallen.

IV.

Uebertriebener Eifer Gavroches.

Unterdessen war Gavroche ein Abenteuer zugestoßen.

Nachdem er gewissenhaft die Straßenlaterne in der Rue du Chaume gesteinigt hatte, kam er in die Straße des Vielles Haudriettes. Da er dort keine „Katze" sah, hielt er die Gelegenheit für günstig zu singen, was er singen konnte.

Statt sich deshalb langsamer zu bewegen, ging es nur um so rascher vorwärts. An den eingeschlafenen, vor Schrecken erstarrten, Häusern vorbeilaufend, sang er folgende, aufrührerische Strophen:

Der Vogel lästert in den Hagebuchen
Und behauptet, daß gestern Atala
Mit einem Russen durchgegangen sei.
Wo hübsche Mädchen sind.
Tralala!

Freund Spatz du plauderst,
Weil neulich Mila
An ihr Fenster klopfte und mich rief.
Wo hübsche Mädchen sind,
Tralala!

Die Schlimmen sind niedlich,
Ihr Gift bezauberte mich
Und würde Herrn Orfila berauschen.
Wo hübsche Mädchen sind,
Tralala!
Ich lieb' die Liebe und ihre Schelmerei'n.
Ich liebe Agnes, liebe Pamela,

Lisette verbrannte, mich entflammend, sich selbst.
Wo hübsche Mädchen sind,
Tralala!

Einst als ich Suschens und Zeilas
Mantille sah, lag meine Seele
In ihren Falten.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Liebe, wenn im Schatten wo du strahlst,
Du Lolas Haupt mit Rosen kränz'st,
Will ich dafür verdammt sein.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Johanna, vor Deinem Spiegel kleidest Du Dich an!
An einem schönen Tage flog mein Herz davon.
Ich glaube, daß es Johanna hat.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Als ich des Abends die Quadrille verließ,
Zeigte ich den Sternen Stella und sagte:
Beseht sie euch!
Wo hübsche Mädchen sind,
Tralala!

Gavroche verfehlte nicht, seinem Gesang durch reichliches Geberdenspiel mehr Nachdruck zu geben. Die Pantomime ist der Stützpunkt des Refrains. Auf seinem Gesichte, das alle nur denkbaren Masken annehmen konnte, sah man konvulsivischere und phantastischere Fratzenzüge, als man in den Falten eines durchlöcherten Leintuchs, bei starkem Winde, entdeckt haben würde. Da er unglücklicherweise allein und es schon Nacht war, so wurde er weder gesehen, noch war es zu bemerken.

So gehen Reichthümer verloren!

Plötzlich blieb er stehen.

Unterbrechen wir die Romanze! sagte er.

Sein katzenartiges Auge hatte im Hintergrunde das entdeckt, was man in der Malerei ein Ensemble nennt, das heißt, ein Wesen und ein Ding. Das Ding war eine Handkarre, das Wesen ein darin schlafender Auvergnat.*)

---

*) Bewohner der Auvergne. In Paris gewöhnlich öffentliche Dienstleute.

Die Griffe der Karre stützten sich aufs Pflaster und der Kopf des Schläfers auf den Boden der Karre.

Der Körper lag im Knäuel auf dieser geneigten Ebene und die Füße berührten die Erde.

Gavroche sah mit der ihm eigenen Scharfsichtigkeit in Dingen dieser Welt, daß er einen Betrunkenen vor sich hatte.

Es war ein Dienstmann (commissionnaire) von irgend einer Straßenecke, der zu viel getrunken hatte und zu fest schlief.

Wozu sind denn die Sommernächte? dachte Gavroche. Der Auvergnat schläft in seiner Karre. Man bemächtigt sich derselben im Namen der Republik und überläßt den Auvergnat der Monarchie.

Es fuhr ihm der lichtvolle Gedanke durch den Kopf:

Diese Karre würde sich recht niedlich auf unserer Barrikade ausnehmen.

Der Auvergnat schnarchte.

Gavroche zog die Karre beim Hintertheile an sich. In Folge dessen glitt der Schläfer herunter. Er half ihm, an den Füßen ziehend, nach. Nach Ablauf einer Minute lag der Auvergnat, der sich nicht gerührt hatte, auf dem Pflaster.

Die Karre war leer.

Gavroche, stets bereit, dem Unvorhergesehenen, nach jeder Richtung hin, die Stirn zu bieten, hatte zu dem Zweck immer alles Nöthige bei sich. Er wühlte in seinen Taschen und zog ein Stück Papier und ein Stück Röthel heraus, den er vermuthlich irgend einem Schreiber wegescamotirt hatte und schrieb:

„Französische Republik.
Deine Karre erhalten!
Gavroche."

Als das geschehen war, steckte er das Papier in die Tasche der Sammetweste des stets schnarchenden Auvergnats, dann ergriff er die Karre mit beiden Fäusten und rannte, sie vor sich herstoßend, in gestrecktem Galop, mit triumphirendem glorreichen Spektakel auf die Halle zu.

Das war gefährlich. Vor der Königlichen Druckerei stand eine Schildwache. Gavroche dachte nicht daran. Der Posten war von den Nationalgarden des Weichbildes bezogen worden.

Im Bedeckungskorps fing es an, sich zu regen. Auf den Feldbetten streckten sich Köpfe in die Höhe. Zwei, Schlag auf Schlag zerschmetterte Laternen, und der aus voller Kehle angestimmte Gesang, war schon zu viel für jene stillen, furchtbaren Straßen, die schon bei sinkender Nacht gerne einschliefen und frühzeitig ihr Löschhütchen über die Kerze stülpten. Der Gamin machte, seit einer

Stunde in diesem friedlichen Arrondissement den Lärm einer Fliege in einer Bouteille. Der wachethuende Sergeant lauschte, wartete. Er war ein vorsichtiger Mann.

Das tolle Rollen der Karre erschöpfte indessen seine Geduld und bestimmte ihn, der Sache auf den Grund zu kommen.

Es wird eine ganze Bande sein, dachte er, deshalb also vorsichtig.

Es war klar, daß die Hyder der Anarchie ihre Höhle verlassen hatte und ihr Unwesen in dem Viertel trieb!

Der Sergeant wagte sich mit gedämpften Schritten über seinen Posten hinaus.

Plötzlich sah sich Gavroche, als er mit seiner Karre aus der Straße des Vieilles-Haudriettes kam, einer Uniform, einem Shako mit einer Feder und einem Gewehr gegenüber. Da hielt er zum zweiten Male stracks ein.

Ei, sieh da! sagte er, er ist's! Guten Tag, öffentliche Ordnung!

Gavroches Erstaunen war von kurzer Dauer und fror rasch.

Wohin gehst Du denn, Strolch? schrie der Sergeant.

Bürger! sagte Gavroche, ich habe Sie noch nicht Bourgeois genannt. Weshalb insultiren Sie mich?

Wohin gehst Du, Bube?

Mein Herr, fing Gavroche wieder an, gestern waren Sie vielleicht noch ein Mann von Geist, seit diesem Morgen sind Sie aber abgesetzt.

Ich frage Dich, wohin Du gehst, Schlingel!

Sie drücken sich artig aus, erwiederte Gavroche. Man sollte Sie wahrhaftig noch nicht für so alt halten. Sie thäten wohl daran, Ihre Haare, hundert Franken per Stück, zu verkaufen. Das würde Ihnen fünfhundert Franken einbringen.

Wo gehst Du hin? wo gehst Du hin? wo gehst Du hin? Bandit!

Das sind häßliche Worte, versetzte Gavroche. Wenn man Ihnen nächstens wieder die Brust reicht, muß man Ihnen besser den Mund abwischen.

Der Sergeant fällte das Gewehr.

Wirst Du mir nun endlich sagen, wohin Du gehst? Elender!

Mein General! gab er zur Antwort, ich suche den Doktor für meine Frau, die in den Wochen ist.

In's Gewehr! schrie der Sergeant.

Starke Geister retten sich durch das, was sie an den Abgrund gebracht hat. Gavroche übersah die ganze Situation mit einem Blick. Die Karre hatte ihn compromittirt; die Karre mußte ihn wieder retten.

In dem Augenblicke, als der Sergeant auf Gavroche losstürzen wollte, machte er sich aus der Karre ein Wurfgeschoß und schleuderte sie kraftvoll und wüthend auf den Angreifer los, den sie mitten an den Leib traf. Er stürzte rückwärts in die Gosse, während sein Gewehr losging.

Die in der Wachtstube befindliche Besatzung war auf den Ruf des Sergeanten ordnungslos herausgestürzt und hatte, durch den Flintenschuß bestimmt, blindlings Feuer gegeben. Dann wurden die Gewehre wieder geladen und abermals gefeuert.

Diese Blindekuhfüsillade dauerte eine gute Viertelstunde und tödtete einige Fensterscheiben.

Gavroche, der unterdessen Hals über Kopf zurückgelaufen war, blieb fünf oder sechs Straßen weiter stehen und setzte sich keuchend auf einen Stein an der Ecke der Straße des Enfants-Rouges.

Nachdem er sich einige Augenblicke verschnauft hatte, drehte er den Kopf nach der Seite, wo die Füsillade tobte, fuhr mit der linken Hand in die Höhe der Nase, schleuderte sie dreimal vorwärts und schlug sich mit der Rechten auf den Hinterkopf. Durch diese souveraine Geberde drückt der pariser Gamin die höchste Ironie aus. Daß sie wirksam sein muß, geht wohl aus ihrem fünfzigjährigen Bestande hervor.

Seine Munterkeit wurde durch einen bitteren Gedanken getrübt.

O! sagte er, ich platze, winde mich, ströme über in Freude, verliere aber meinen Weg. Ich werde einen Umweg machen müssen. Wenn ich nur noch rechtzeitig auf die Barrikade komme!

Er fing wieder an zu laufen.

Ah! sagte er, ohne einzuhalten, wo war ich denn stehen geblieben?

Während er sich rasch in die Straßen vertiefte, ließ er seinen unterbrochenen Gesang wieder erschallen, der sich allmälig im Dunkeln verlor. Die übrigen Strophen lauteten so:

Aber es stehen noch Bastillen,
Und ich will die öffentliche Ordnung da,
Auf die rechte Fährte bringen.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Will Jemand Kegel schieben?
Die ganze alte Welt stürzte zusammen,
Als die dicke Kugel rollte.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Altes gutes Volk, zertrümmern wir mit Krückenhieben

Diesen Louvre, wo sich die Monarchie
En Falbala hat eingerichtet.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala.

Wir haben seine Gitter gesprengt,
Als Karl der Zehnte, an jenem Tag,
Schlecht stand und sich entblößte.
Wo schöne Mädchen sind,
Tralala!

Die Waffenergreifung des Postens blieb nicht ohne Folgen. Die Handkarre wurde erobert und der Betrunkene gefangen genommen. Das Instrument wurde im Proviantamt untergebracht und der Gefangene vor dem Kriegsgerichte später ein wenig als Mitschuldiger zur Verantwortung gezogen. Das damalige Ministerium legte bei dieser Gelegenheit Proben seines unermüdlichen Eifers bei Vertheidigung der Gesellschaft an den Tag.

Gavroche's Abenteuer lebt noch im Andenken der Bewohner des Quartier du Temple und gehört mit zu den schrecklichsten Erinnerungen der alten Bürger des Marais. Sie bezeichneten es mit den Worten: Nächtlicher Angriff auf den Posten vor der königlichen Druckerei.

10
60
10
20
22
10

132